

Bettina Möllring

Toiletten und Urinale für Frauen und Männer

–

die Gestaltung von Sanitärobjekten
und ihre Verwendung in öffentlichen und privaten Bereichen

Als Dissertationsschrift eingereicht

bei der Fakultät Bildende Kunst der Universität der Künste Berlin

am

1. August 2003

*Toiletten und Urinale für Frauen und Männer – die Gestaltung von Sanitäröbekten
und ihre Verwendung in öffentlichen und privaten Bereichen*

<i>Einleitung</i>	01
Stand der Forschung	05
Quellen und Materialien	12

Toilette als Objekt

Kapitelinhalt	16
Einleitung	18
vom Ort zum Artefakt zum Produkt	
1. die Toilette als Ort	25
2. die Toilette wird zum Artefakt	26
3. die Toilette als Produkt	40
4. alternative Entwürfe nach der Standardisierung der Toilette	53
Grundrissplanung: die Positionierung der Toilette im Wohnbereich	
5. vom Hof ins Haus	63
6. die Stationen im Haus: an Treppe und Flur und die Zuordnung zur Küche	64
7. die Konstellationen von Toilette und Bad	66
8. zeitgenössische Entwürfe für offene Sanitärbereiche	75
9. Le Corbusier – ein Beispiel aus der klassischen Moderne	77
Exkurs	
ein Dialog: Le Corbusiers Bidet und Duchamps Urinal	84

Objekt und System: die Vernetzung der Toilette mit städtischen Infrastrukturen

Anfänge der Vernetzung	89
Technologietransfer	91
private Toiletten und die öffentlichen Systeme – z.B. in London und Paris	93
Pissoirs – die ersten Bedürfnisanstalten	96
Vollanstalten – Bedürfnisanstalten mit Toiletten	101
Bauarten der Vollanstalten und Positionierung im Stadtraum	102
London goes underground	102
... z.B. Ludwigsburg – Tiefbau oder Integration in den Bestand?	103
die automatisierten Containertoiletten	104
das vernachlässigte Objekt (– ein Fazit)	106

Gutachterinnen:

Prof. Dr. Kerstin Dörhöfer

und

Prof. Dr. Katrin Pallowski

Frauenurinale: offene und geschlossene Zeitfenster

Einleitung	108
Körperbedürfnisse/ Körperpositionen/ Körperpolitik	112
Strategien des Reagierens (software solutions)	116
Hilfsmittel und Objektlösungen (hardware solutions)	119
Das erste Zeitfenster öffnet sich	124
das Münchner Beispiel: offene Diskurse und viele Fehlpässe – Beschreibung der versuchten Errichtung von Damen-Pissorten in München	126
die ersten Damenurinale: weitere Beispiele	132
Das zweite Zeitfenster	135
pedestal water closet/ urinal for females, Alexander Kira, 1976	136
der venezianische Hybrid	137
Damen, Donne, Dames, Bettina Möllring, 1986	137
she-inal, Kathie Jones, 1989	138
Urinella, Stefanie Bartels, 1994	139
Damenpissoir, Anja Riedel, 1993/94	140
Frauenurinal, Bettina Möllring, 1994 - 96	140
Stehpissoir, Jeanine Raddatz und Almuth Planitz, 1996	141
Forschungsprojekt: 2 Urinale für Frauen, 1997/98	141
Lady P., Marian Loth, Sphinx, 1999	142
Lady Loo, Female Urinal, Fa. GBH, Malayisa, 1990er J.	143
Frauenurinal, Casja Flensburg, 2001	144
Fazit	144

Bekleidung: der Einfluss von Bekleidung und Unterwäsche auf die Benutzung von Toiletten in öffentlichen und privaten Bereichen

Einleitung	147
Exkurs: Funktionen der Unterwäsche	150
Frauen: Wäschewechsel	153
die Entwicklung der Unterhose: veränderte Traggewohnheiten und Handhabung	155
Männer: Schlitz, Eingriff und Zwickel	160
Beinkleider/ No. 1	160
Beinkleider/ No. 2	161
Kinder: Windeln und weiteres	
vom nackten zum gewindelten Hintern	164
die Kleidung des Kleinkindes: Geschlechterdifferenz und Körperkoordination	171
Fazit	176

Schlussbemerkungen 178

<i>Anmerkungen</i>	I – XL
<i>Literaturliste</i>	XLI – LIV
<i>Lebenslauf</i>	LV
<i>Danksagung</i>	letzte Seite

Die Gestaltung eines Gegenstands berücksichtigt seine äußere Formgebung und seine funktionelle Konzeption. Als Funktion wird hier nicht nur das technische oder konstruktive Funktionieren verstanden, sondern auch die konkrete Verwendung des Gegenstands im Alltag. Dadurch verbindet sich die Gestaltung eines Produkts mit seinem späteren Gebrauch, der jedoch nie vollständig geplant oder gesteuert werden kann. Form, Funktion und Nutzung von Toiletten und Urinalen in privaten und öffentlichen Bereichen sind die Themenfelder, die den Rahmen für die vorliegende Arbeit bilden.

Die Gestaltung und Verwendung von Toiletten wird immer durch den gesellschaftlich geprägten Umgang mit dem individuellen Körper bestimmt. In den westlichen Kulturen gehören die Ausscheidungsprozesse noch zu den tabuisiertesten Handlungen – während das Tabu der Sexualität, die in vergleichbarer Weise intimisiert war, schon weitgehend aufgehoben ist. Mit der Tabuisierung der körperlichen Verrichtungen und der daraus resultierenden Intimität der Handlungen ist verbunden, dass bei Sanitärgegenständen ein vergleichsweise hohes Niveau an Gewohnheit und Vertrautheit während ihrer Benutzung besonders wichtige Faktoren sind. Gestalterische Veränderungsprozesse vollziehen sich deshalb bei diesen Objekten nur sehr langsam.

Toiletten sind heute formal und funktional hochgradig typisierte Gegenstände. Ihre formale Vereinheitlichung ist ganz offensichtlich: Toiletten sind sitzhoch, ihr meist weißes Aufnahmebecken ist oval, und auf dem oberen Rand liegt ein Sitzring auf. Die funktionale Vereinheitlichung ist dagegen weniger eindeutig, weil sie visuell kaum wahrnehmbar ist: Sie bezieht sich beispielsweise auf die Versorgung mit einem Spülsystem und die Standardisierung der technischen Anschlüsse – vor allem aber zeigt sie sich darin, dass gleichartige Toiletten in den unterschiedlichsten Bereichen eingesetzt werden. Sitztoiletten werden sowohl in öffentlichen Toilettenanlagen als auch in privaten Haushalten installiert und sollen von Frauen, Männern und Kindern gleichermaßen bei allen Ausscheidungsprozessen benützt werden. Vor allem im privaten Bereich ist es das heutige Konzept der Toilette, sie als Klosett und Urinal zu verwenden. Dies erscheint uns so selbstverständlich, dass wir es kaum hinterfragen.

Wie aber kam es zu dieser Vereinheitlichung, und wie sah die Produktentwicklung der Toilette bis dahin aus? Diese Frage kam während meines ersten Designentwurfs für Toiletten (1987) auf und war unter anderem ein Hilfsmittel, um neue Entwurfsstrategien zu entwickeln. Meine damalige Entwurfsthese war, dass Frauen die Sitz-WCs in öffentlichen Bedürfnisanstalten oft nicht im Sitzen benützen, weil sie jeden direkten Körperkontakt mit der Toilette möglichst vermeiden, und deshalb versuchte ich, mit meinen Entwürfen Alternativen zu schaffen. Auch in späteren Projekten stellte ich die universelle, vereinheitlichte Verwendung der Sitztoilette in Frage und suchte nach anderen, spezifischeren Objektlösungen. Im Rahmen der vorliegenden Arbeit wurden die Recherchen und

Überlegungen zum Verlauf und zu den Gründen für die formale und funktionale Vereinheitlichung der Toilette noch einmal vertieft.

Da der Umgang mit dem Körper kulturell geprägt ist, unterscheiden sich auch die jeweils in diesem Zusammenhang benutzten Objekte und die Handhabung der Ausscheidungsprodukte. In Japan zum Beispiel finden Toiletten eine Wertschätzung, wie wir sie in den westlichen Ländern nicht kennen. Die traditionelle Hocktoilette ist mit der gleichen Sorgfalt gearbeitet wie der Rest des japanischen Hauses, und auf Raumqualitäten wie Licht, Geruch und Klang wird größter Wert gelegt. Im Unterschied dazu gehören selbst in den wohlhabenden westlichen Ländern die Toilettenräume und ihre Ausstattung zu den am meisten vernachlässigten Wohnbereichen.

Vor allem im öffentlichen Bereich wird die Toilette, auch wenn sie tatsächlich sauber ist, als abstoßend empfunden, weil die Dinge, die hier aufgenommen werden, als eklig erachtet werden. Toiletten und auch Urinale werden gewissermaßen nur als große Löcher verstanden, durch die alle Ausscheidungen verschwinden sollen – und damit wirken sie auch unheimlich und imaginär.

Als ich die Produktentwicklung der Toilette auch vor ihrer Standardisierung zu Beginn des 20. Jahrhunderts recherchierte, zeichnete sich ein ganz unbekanntes Bild dieses alltäglichen Gegenstands ab. Anders als es aus unserer heutigen Perspektive zu erwarten wäre, waren bis um 1900 eine Vielzahl von unterschiedlichen Toiletten und Aufnahmegefäßen in Gebrauch. Die einzelnen Etappen der Entwicklung der Toilette als Objekt, die schließlich mit dem typischen Sitz-WC aus weißer Keramik endete, und ihre jeweilige Verwendung werden im ersten Kapitel dargestellt.

Außerdem werden die Standardisierungsprozesse in der Grundrissplanung, d.h. die tradierten Regeln, wo Toiletten im häuslichen Gefüge untergebracht werden, beschrieben. Im 19. und 20. Jahrhundert 'wanderte' die Toilette vom Hof, wo sie noch gemeinschaftlich genutzt wurde, in die Wohngebäude und dann schließlich in die Wohnungen, wo sie privatisiert und in ihrer Nutzung intimisiert wurde. Anhand von Grundrissveränderungen bei privaten Wohnungen wird deutlich, über welche Zwischenschritte sie verhäuslicht und an welchen Stellen sie innerhalb des häuslichen Wohnbereichs positioniert wurde. Toiletten waren die ersten häuslichen Sanitäreinrichtungen, und erst als Bäder zur Standardausstattung von Wohnungen gehörten, wurden sie in den Baderaum integriert.

Die Objektentwicklung der Toilette bis zur Standardisierung und die Grundrissplanung bearbeitete ich aus einer Perspektive, die ein besonderes Interesse an alltagskulturellen, designtheoretischen und designgeschichtlichen Aspekten beinhaltet. Diesem Interesse und der damit verbundenen Hoffnung auf eine reichhaltige 'Ausbeute' an Beispielen standen die konstatierten Vereinheitlichungstendenzen gegenüber, die der wesentliche Grund für die geringe Anzahl an alternativen Toilettenentwürfe des 20. Jahrhunderts sind, die hier vorgestellt werden können.

Darunter sind mehrere Entwürfe von Le Corbusier, und zwar sowohl für Toiletten als auch für Sanitärräume. Die Beschäftigung damit endet in einem kurzen Exkurs, bei dem Le Corbusiers Artikel „*Autres icônes: les musées*“ (im *L'Esprit Nouveau*) – dem die Abbildung eines Bidets vorangestellt ist –, in Bezug zu Duchamps *Fountain*, die ja ein Urinal ist, gestellt wird.

Wie kaum ein anderes Objekt – und wie kaum ein anderer Ort – befindet sich die Toilette im Spannungsfeld von Öffentlichkeit und Privatheit. Wasserklosetts werden mit umfangreichen Infrastrukturen wie Wasserversorgung, Ableitungssysteme und Kläranlagen betrieben, die im Rahmen der kommunalen Öffentlichkeit aufgebaut wurden und unterhalten werden. Auch wenn diese Betriebsnetze heute oft an private Unternehmen verkauft werden, so gehören sie dennoch dem öffentlichen Bereich an.

Im Kapitel „Objekt und System“ wird die Vernetzung der Toilette mit den städtischen Infrastrukturen dargestellt. Dadurch wird das 'missing link', das ergänzende System zur Toilette als Objekt, beschrieben, mit dem sich dann ein Gesamtbild von der Toilette als Funktionseinheit ergibt, denn aus dem einzelnen autarken Gebrauchsgegenstand war im Verlauf des beschriebenen Standardisierungsprozesses ein Objekt geworden, das in systemischem Bezug zu einem großen Netzwerk steht.

Anhand der allgemeinen Einführung von Toiletten im Straßenraum wird außerdem ein urbaner Wandlungsprozess erkennbar, bei dem die bis vor der Einführung der Kanalisation noch individuellen Strategien und Methoden bei der Handhabung von Exkrementen in eine öffentlichen Aufgabe transformiert wurden. Die Vorstellung, dass der Straßenraum ein explizit öffentlicher Raum ist, ging unter anderem aus diesen urbanen, infrastrukturellen Projekten hervor.

Eine weitere Verbindung von Toiletten zum Öffentlichen ist ihre Installation in Toilettenanlagen, die als Bedürfnisanstalten bezeichnet wurden. Durch sie vor allem konnten bei ihrer Einführung im 19. Jahrhundert die Eigenschaften und Vorzüge von Wasserklosetts und Kanalisationssystemen, die Bestandteile aufwendiger urbaner Sanierungsmaßnahmen waren, der städtischen Öffentlichkeit präsentiert werden.

Die Bedürfnisanstalten, die eine Verbindung zwischen dem oberirdischen, sichtbaren Straßenraum und der unterirdischen, und deshalb unsichtbaren Kanalisation herstellen, waren demnach nicht nur in einem praktischen bzw. realen Sinn zweckmäßig, sondern sie besaßen auch symbolische Eigenschaften: Durch sie zeigt sich Kanalisation im Straßenraum.

Mit der Beschreibung der Entwicklung von Bedürfnisanstalten und wie sie Teil des 'Straßeninventars' wurden, werden nicht nur Gesichtspunkte von Körperpolitik im Allgemeinen sondern auch Aspekte des Geschlechterverhältnisses deutlich. Wie in anderen Lebensbereichen ist auch hier zu beobachten, dass mit Regeln, die den Umgang mit dem Körper betreffen, der weibliche Körper marginalisiert wird und die Handlungsmöglichkeiten von Frauen als individuelle Personen eingeschränkt werden.

Diese Tendenz wird auch durch die Übernahme von Sitztoiletten – die meines Erachtens bestenfalls im privaten bzw. häuslichen Bereich 'funktionieren' – in die Bedürfnisanstalten deutlich. Da Frauen die öffentlichen Toiletten meistens nicht in der komfortablen Sitzposition benutzen, sondern in einer Art Abfahrtsposition, die unbequem ist, wird die Funktionalität dieser Einrichtungen erheblich reduziert. Und dadurch wird sehr subtil signalisiert, dass eine Teilnahme an der Öffentlichkeit für Frauen hier offenbar nicht vorgesehen ist.

Im Zusammenhang mit den öffentlichen Bedürfnisanstalten wurde ein zweites Sanitärobjekt – als Pendant zur Toilette – zum Gegenstand der Untersuchungen. Die ersten sanitären Einrichtungen im öffentlichen Raum waren zunächst nur als Pissoirs eingerichtet worden, und obwohl Urinale ursprünglich auch für den Gebrauch in privaten Bereichen konzipiert waren, wurden und werden sie immer noch fast ausschließlich in öffentlichen Toilettenanlagen installiert.

Urinale waren, im Unterschied zu Toiletten, von Anfang an geschlechtsspezifisch gestaltet und verwendet worden. Als 'gegenderte' Objekte, die vor allem in öffentlich zugänglichen Orten gebräuchlich sind, verdeutlicht ihr Design und die Art ihrer Verwendung das Geschlechterkonzept für die Nutzung des öffentlichen Raums. Zweifellos wurden hier und werden noch heute die männlichen Passanten mit der Ausstattung von öffentlichen Bedürfnisanstalten (mit Klosetts und Urinalen) privilegiert.

Wenn Urinale speziell für Männer hergestellt und installiert werden, warum sollte es dann nicht auch Urinale für Frauen geben? Nachdem ich noch während meines Designstudiums in einem Entwurfsprojekt verschiedene Installationen entwickelte, die Frauen komfortable und körpergerechtere Möglichkeiten bei der Benutzung von öffentlichen Toiletten bieten sollten, gestaltete ich alternativ dazu einige Jahre später ein Urinal speziell für Frauen. Dieses Entwurfsprojekt entwickelte sich unter anderem zu einem Forschungsprojekt weiter, das in Zusammenarbeit mit Projektpartnern aus der Sanitärtechnik bearbeitet wurde und Förderung vom Bundesministerium für Bildung und Forschung bekam.

Bei meinen Recherchen zu Urinalen für Frauen fand ich Hinweise auf ähnliche Projekte, von denen einige bis zur Serienherstellung fortgeführt worden waren, während andere nie über das Entwurfsstadium hinauskamen. Schon Anfang des 20. Jahrhunderts wurde zum Beispiel in München die Einrichtung eines „Damen-Pissorts“ geplant und in den USA wurden noch bis in die 1970er Jahre Frauenurinele produziert. Außerdem fand ich andere, zeitgenössische Entwürfe, die in den 1990er Jahren entstanden waren. Die Resultate meiner Nachforschungen werden im Kapitel über Frauenurinele vorgestellt, und die Aufarbeitung ihrer Produktentwicklung verstehe ich auch als Veröffentlichung der Geschichte eines vergessenen Objekts.

Da sich das Frauenurial als Einrichtungsgegenstand für öffentliche Toiletten nicht etablieren konnte, gehe ich in diesem Kapitel außerdem der Frage nach, wie Frauen alltäglich mit den wenig geeigneten Sitztoiletten im öffentlichen Bereich umgehen, welche Handlungsstrategien sie dabei entwickeln oder welche zusätzlichen Hilfsmittel ihnen zur Verfügung stehen.

Der letzte Themenbereich der Arbeit hat die besondere Rolle der Bekleidung zum Inhalt. Motiviert durch Projektarbeit und theoretische Auseinandersetzung untersuchte ich ausführlicher diesen wichtigen und doch vernachlässigten Aspekt der Benutzung von Toiletten und Urinalen bzw. der Ausscheidungsprozesse allgemein. Vor allem die Art und die jeweilige Schnittführung der Unterwäsche, aber auch der Oberbekleidung für Unterkörper und Beine beeinflussen die körperlichen Bewegungsmöglichkeiten und Bewegungsabläufe ganz wesentlich. Der Körper wird demzufolge

bei der Ausscheidung nicht nur von kulturell kodierten Verhaltensregeln und den verwendeten Sanitärgegenständen, sondern auch durch die Garderobe modelliert. Vordergründig geht es hier um den Tragekomfort von Kleidern, d.h. ihre Bequemlichkeit beim Anziehen und Ausziehen. Eine weitere Funktion von Kleidung ist aber auch das Herstellen eines bestimmten, der Mode entsprechenden Körperausdrucks, der ebenfalls an der Konstituierung und Bestätigung von Geschlecht beteiligt ist. Das in dieser Hinsicht interessanteste Kleidungsstück ist die Hose. Traditionell wurde sie nur von Männern getragen, bis im 19. und 20. Jahrhundert auch Frauen dieses Privileg für sich beanspruchten. Trotz der später in diesem Zusammenhang erzielten, faktischen Gleichberechtigung glichen sich aber Männerhosen und Frauenhosen nie vollständig an.

Dies gilt nicht nur für die Oberbekleidung, sondern auch für Unterwäsche: Bei Männerunterhosen wird das Geschlecht extra betont, während Frauenunterhosen vor allem dazu dienen, das Geschlecht zu verhüllen. Wie sich diese Formgebungen auf körperliche Prozesse und die Benutzung der Toilette auswirken, wird unter anderem in diesem letzten Kapitel beschrieben.

Abschließend wird außerdem die Bekleidung von Kindern dargestellt, vorausgesetzt sie unterscheidet sich von der Erwachsenenkleidung. Ein ganz typisches kindliches Bekleidungsstück ist die Windel, die erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts gebräuchlich wurde und ursprünglich aus Tuch bestand. Daraus entwickelten sich Einwegwindeln, die mittlerweile durch technisierte Herstellungsmethoden und chemische Zusätze zu mobilen Hightech-Toiletten geworden sind.

Da sich die arbeitsintensive Stoffwindel zu einem bequemen Wegwerfprodukt gewandelt hatte, verschob sich das Alter, ab dem von Kindern erwartet wird, dass sie ihre Ausscheidung bewusst kontrollieren können. Viele Kinder wachsen heute bis zu ihrem dritten oder vierten Lebensjahr mit diesen Windeln auf, die sie an einer direkten Erfahrung mit ihrer eigenen körperlichen Ausscheidung weitgehend hindern. Dadurch werden sie noch stärker als vorherige Generationen auf die Benutzung von Toiletten konditioniert: Die Ausscheidung wurde zu einem reibungslosen technisierten Vorgang, und ein Leben ohne WC können wir uns heute kaum mehr vorstellen.

Stand der Forschung

Literatur – Materialien – Internet

Die Literatur und Forschung zu Toiletten und Urinalen und ihre Verwendung hat sich hinsichtlich ihrer Interessensausrichtung mehrfach verändert. Zunächst wurde vor allem das Wasserklosett als ein technisches Gerät verstanden, das später dann mit seinem zunehmenden Einsatz im häuslichen Bereich auch zu kulturwissenschaftlichen und kulturhistorischen Forschungen Anstoß gab.

Bei einem Literaturüberblick fällt auf, dass es zwischen 1900 und 1930 aus heutiger Sicht erstaunlich viele Publikationen zum Thema gab. Das stimmt ungefähr mit dem Zeitraum überein, in dem die Installation von WCs in Privathaushalten üblich wurde. Man kann also davon ausgehen, dass anfangs durch die Neuheit des Gegenstands das Interesse daran geweckt wurde und seine Popularisierung schließlich der Grund für die nachlassende Auseinandersetzung mit der Thematik war. Ein weiterer Faktor für die deutlich nachlassende Anzahl an Publikationen war, dass sich Toiletten

und Urinale mit ihrer Verhäuslichung mehr und mehr zu Gegenständen des intimen Gebrauchs entwickelt hatten und deshalb tabuisiert wurden: Bis in die 1950er Jahre sprach man nicht mehr davon.

Erst in den 1970ern ist wieder ein zunehmendes Interesse zu beobachten. Nun wurde aber die technische Seite nur noch in fachspezifischen Publikationen für das Bau- und Sanitärwesen berücksichtigt. Alle anderen Veröffentlichungen hatten historische bzw. kulturwissenschaftliche Schwerpunkte, oder die Thematik wurde nach psychologischen bzw. soziologischen Aspekten angegangen.

In der folgenden, detaillierteren Beschreibung des Forschungsstands wird versucht, die verschiedenen Materialien und Texte thematisch zu bündeln und dabei ihre Zeitfolge möglichst einzuhalten.

Ein verhältnismäßig großer Teil der Publikationen besteht aus Fachliteratur für Planer aus den Bereichen Architektur, Städtebau, Innenausstattung und Design oder der Sanitärtechnik. Mit der Einführung von Kanalisationssystemen und dem damit verbundenen Einsatz von Wasserklosetts wurden Beschreibungen für den technischen Ausbau mit Be- und Entwässerungsanlagen in die Architekturhandbücher aufgenommen. Neben Angaben zu Rohrleitungen, Anschlüssen, Wasserreservoirs, Entlüftungen usw. waren die Darstellungen der verschiedenen Aborte und Urinale, die auf dem nationalen und internationalen Markt erhältlich waren, oft sehr umfangreich.

Entsprechende Veröffentlichungen gab es auch über Bauten für den öffentlichen Bereich. Entweder wurde in den Handbüchern der Städtebau im Allgemeinen behandelt – und dabei auch bauliche Anlagen auf und unter der Straße berücksichtigt –, oder einzelne Großstädte wie Berlin, München oder Hamburg wurden anhand ihrer Bauten – darunter auch die Bedürfnisanstalten – vorgestellt. Besonders bei den städtebaulich ausgerichteten Publikationen wurde der Schwerpunkt weniger auf gestalterische Aspekte gelegt, sondern eher auf Ingenieursaufgaben und technische Details.

Im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts, als die sanitären Einrichtungen Teil des üblichen Ausstattungsstandards von Wohnungen wurden, fächerte sich das Themenfeld neu auf. In der Architektur ordnete man die Sanitäreinrichtungen dem 'Technischen Ausbau' zu, und Toiletten und Urinale wurden nun zu standardisierten Details, die – bis heute – entweder nach Katalogen bestellt werden oder deren Auswahl in den Bereich der Innenarchitektur oder Innenausstattung fällt.

Gleichzeitig wurden die Ingenieursplanung und ihre bauliche Umsetzung unter dem Gesamtbegriff Sanitärtechnik gefasst, während die Gestaltung der Produkte, deren Vereinheitlichungsprozess im Wesentlichen schon vollzogen war, eine Aufgabe des Produktdesigns wurde.

Diese Ordnung wurde nur noch einmal aufgebrochen, als mit der Ökologiebewegung der 1970/80er Jahre im Zusammenhang des biologischen Wirtschaftens auch die Handhabung der menschlichen Exkremente neu überdacht wurde. Unter Schlagwörtern wie „*Scheiße ist Gold*“ oder „*Aus Scheiße wird Erde*“ entdeckte man die Komposttoilette wieder, und mit Hilfe von zeitgenössischen Techniken sollte die Weiterverarbeitung von Fäkalien zu fruchtbarem Humus erneut für alle Haushalte, auch in der Stadt, möglich gemacht werden.

Für den fachlichen Diskurs zu Ausscheidung, Toiletten und vor allem ihre Benutzung sind die Geschichts- und Kulturwissenschaften ebenfalls wesentliche Fachgebiete. Von den Schriften, die um 1900 und zu Beginn des 20. Jahrhunderts geschrieben wurden, ist – neben „*Ka-Pi-Fu und andere verschämte Dinge*“ von Feldhaus (1921), der „*Sittengeschichte des Intimen*“ von Schidrowitz (1926) und „*Das skatologische Element in Literatur, Kunst und Volkskunst*“ von Englisch (1928) und anderen – vor allem „*Das Buch des Unrats*“ des Amerikaners John Gregory Bourke (1891/ 1913) ein Klassiker des Genres. In alphabetischer Ordnung wird darin wie in einem Nachschlagewerk die Verwendung von menschlichen oder tierischen Faeces und Urin bzw. Stoffen, die als Ersatz dafür gedacht sind, in den verschiedenen Kulturen dargestellt. Dabei erschloss Bourke das interdisziplinäre Feld zwischen Anthropologie, Ethnologie, Sexualforschung und Psychoanalyse. Bezeichnend ist, dass Sigmund Freud das Vorwort schrieb, der an dieser Stelle auch eine Begründung für die letztlich doch lückenhafte Aufarbeitung des Themas lieferte: „*Es ist gar nicht einfach zu übersehen oder darzustellen, welche Folgen für die Kultur diese Behandlung des »peinlichen Erdenrestes« mit sich gebracht hat, als dessen Kern man die sexuellen und die exkrementellen Funktionen bezeichnen darf. Heben wir nur die eine Folge hervor, die uns hier am nächsten angeht, daß es der Wissenschaft versagt worden ist, sich mit diesen verpönten Seiten des Menschenlebens zu beschäftigen, so daß derjenige, welcher diese Dinge studiert, als kaum weniger »unanständig« gilt, wie wer das Unanständige wirklich tut.*“¹

Mit den 1930er Jahren brach die noch kurze Tradition von kulturwissenschaftlichen Veröffentlichungen wieder ab. Norbert Elias schrieb zwar zu eben dieser Zeit in den Untersuchungen für seine Zivilisationstheorie auch über die „*Wandlungen in der Einstellung zu den natürlichen Bedürfnissen*“ und die Modellierung von Scham und Peinlichkeitsempfindungen, doch das Werk ging erst Ende der 1960er Jahre in den Druck.

Insofern stellt Lawrence Wright eine Ausnahme dar, der mit „*Clean and Decent – The Fascinating History of the Bathroom and the Water Closet*“ (1960) einen weiteren Klassiker schrieb – der übrigens kürzlich als Reprint wieder neu herausgebracht wurde (2000).

Anfang der 1980er Jahre begann dann die erneute Aufarbeitung der Thematik, jedoch unter veränderten Gesichtspunkten. Vor allem das Interesse am Körper bzw. an Körperlichkeit richtete nun den Blick auf weitergefasste Themenfelder wie die Geschichte des Geruchs (Corbin, 1980), die Geschichte der Körperhygiene (Vigarello, 1985) und ähnliches, durch die vor allem die psychosozialen Strukturen der gesellschaftlichen Entwicklung westlicher Kultur aufgezeigt wurden.

Dominique Laporte beschreibt dies mit seiner häufig zitierten „*gelehrten Geschichte der Scheiße*“ (1978/ 1991), in der er unter anderem zeigt, wie die Verfügung über den eigenen Abfall und die eigenen Ausscheidungen mit individueller Autonomie und damit auch körperlicher Selbstbestimmtheit verknüpft ist.

Außerdem ging man dazu über, die privaten Bäder- bzw. Sanitärräume wie auch die öffentlichen Toiletten als soziale Orte zu verstehen. Während in der Gestaltung das so genannte 'Wohnbad' aufkam, in dem auch Toiletten und Urinale ihren Platz erhielten, stand in wissenschaftlichen Untersuchungen vor allem die Kommunikation auf öffentlichen Toiletten im Mittelpunkt. Anhand von

Graffiti wurden zum Beispiel unterschiedliche Nutzerverhalten von Frauen und Männern analysiert. Eigeltinger spezifizierte dies noch, indem er in „*Graffiti für Vespasian*“ (1983) die Verhältnisse in den Berliner Bedürfnisanstalten beschreibt, die in der Zeit vor AIDS von homosexuellen Männern als Treffpunkte (sog. 'Klappen') frequentiert wurden. Im Unterschied zu den eingangs erwähnten Veröffentlichungen Anfang des 20. Jahrhunderts wurden hier also Toiletten und skatologische Themen zu Teilaspekten von kultur- oder sozialwissenschaftlichen Untersuchungen.

Die wenigen neueren Publikationen dokumentieren überwiegend die Geschichte von Toiletten und Urinalen. Dabei handelt es sich meist um Objekte aus Sammlungen, die in privater Initiative entstanden und sich auf spezielle Teilbereiche begrenzen. Die umfangreichste Monographie zur Geschichte der europäischen Toilette wurde in Japan publiziert und basiert auf den Objekten des „*Kleinen Sanitärmuseums*“ im österreichischen Gmunden, dessen Sammlung ab 1966 durch die Initiative von Fritz Lischka, einem leitenden Mitarbeiter der Sanitärkeramikfirma OESPAG, entstand.²

Das Münchener „*Zentrum für außergewöhnliche Museen*“, in dem sich der größte Teil der beachtlichen Sammlung von Manfred Kluda befindet, konzentriert sich bei den Sanitärkeramiken auf Nachttöpfe und Bourdaloues. Da es sich hier um eine Privatsammlung handelt, ist der Katalog allerdings im Verhältnis zur tatsächlichen Sammlung eher bescheiden.

Andere geschichtliche Dokumentationen sind bruchstückhaft und müssen letztlich der grauen Literatur zugerechnet werden. Das gilt auch für einige Publikationen, die nicht auf bereits existierende Sammlungen oder, wie bei Lambton (s.S. 10 f.), auf individuell und eigenständig zusammengetragenen Fotodokumentationen basieren, sondern ein Sammelsurium von Anekdoten und Kuriositäten mit historischem Material vermengen. Deren Titel lauten dann z.B. „*Flushed with Pride*“ (Reyburn, 1969), „*Sitting Pretty*“ (Horan, 1996) oder „*Von Donnerbalken, Nachtvasen und Kunstfurzern*“ (Faber, 1994).

Außerdem haben einige Sanitärhersteller die Aufarbeitung ihrer Firmengeschichte mit Recherchen zur historischen Entwicklung der von ihnen hergestellten Produkte verbunden. Dokumentationen wie „*Die vergessenen Tempel*“ (Aqua-Butzke, 1988), „*Von der Vielfalt der Keramik*“ (Laufen, 1992) oder „*Badewonnen*“ (Hansgrohe, 1993) sind erstaunlich umfangreich und detailliert.

Innerhalb der Geschichtsforschung sind es die Disziplinen Archäologie und Antikenforschung, in denen die Toilette keineswegs für zu trivial gehalten wird, um in die fachlichen Diskurse aufgenommen zu werden. Gerade für die Archäologie gehören Toiletten vergangener Zeiten zu den besten 'Fundgruben'. Eine gleichnamige Ausstellung in Basel (1996) präsentierte das Fundmaterial aus sieben Latrinenschächten des 13. bis 17. Jahrhunderts, die Rückschlüsse auf die Lebensgewohnheiten ermöglichten. Bei den Ausgrabungsobjekten „*handelt[e] es sich um die ausgemauerten Schächte von Plumpsklosetts, die nicht nur mit Fäkalien verfüllt waren, sondern auch große Mengen an Keramikgeschirr, Gläsern, Hausratsgegenständen, Speiseresten und Küchenabfällen enthielten. Im weichen, feuchten Milieu der Fäkaliengruben hat sich dieser Zivilisationsmüll über Jahrhunderte hinweg in einer sensationellen Vollständigkeit erhalten. ... Die Analysen der pflanzlichen und tierischen Nahrungsreste ... lassen Rückschlüsse auf die damalige Ernährung zu.*

Geschirrk Keramik und Gläser führen in die Küchen und an die Eßtische einiger Basler Familien, während Ofenkacheln, Talglämpchen, Fensterglas oder Tabakpfeifen auf Wohnkomfort und Lebensgenuß hinweisen.“³

Was für das europäische Mittelalter und die frühe Neuzeit gilt, kann ebenfalls auf weiter zurückliegende Zeiten übertragen werden. In hoch entwickelten Zivilisationen ist dabei nicht nur der Grubenhalt von Interesse, sondern auch die bauliche Gestaltung selbst. Die antiken Funde sind so zahlreich, dass teilweise sogar Bautypologien für die Abtritte entwickelt werden können, wie die Habilitationsschrift von Neudecker („*Die Pracht der Latrine*“, 1994) zeigt, die sich ausschließlich mit den öffentlichen Latrinen der römischen Kaiserzeit beschäftigt.

Eine weitere Form der historischen Auseinandersetzung findet sich in stadtgeschichtlichen Darlegungen. Heide Berndt wies 1987 in „*Hygienebewegung des 19. Jahrhunderts als vergessenes Thema von Stadt- und Architektursoziologie*“ darauf hin, dass die Verhandlungen auf kommunaler Ebene, die dann schließlich zur Sanierung der Städte führten, noch viel zu wenig analysiert wurden. Berndts These ist, dass auch die moderne funktionale Architektur von den Hygienevorstellungen des 19. Jahrhunderts beeinflusst wurde⁴, und sie sieht hier ein großes Potential für das Verständnis des Entstehens und Funktionierens städtischer Einrichtungen überhaupt. John v. Simson stellte dies mit seiner Dissertation über „*Kanalisation und Städthygiene im 19. Jahrhundert*“ (1983) unter anderem für die Stadt Hamburg dar, wo nach dem großen Brand von 1842 das erste Kanalisationssystem in Deutschland gebaut wurde. Andere, allgemeiner verfasste Schriften stammen zum Beispiel von Hösel, der in „*Unser Abfall aller Zeiten*“ (1987) eine Kulturgeschichte der Städtereinigung schrieb, oder von Reulecke, der in „*Geschichte der Urbanisierung in Deutschland*“ (1985) die Entstehung der Städtetechnik berücksichtigte. Grundlegende Forschungen betrieb außerdem Marianne Rodenstein, die in „*Mehr Licht, mehr Luft*“ (1988) Gesundheitskonzepte im Städtebau seit 1750 beschreibt. Sie untersuchte, von welchen Faktoren die Gesundheitsorientierung in Theorie und Praxis des Städtebaus abhängig war und in welcher Form die gesellschaftlichen Anpassungsprozesse dafür bzw. dazu verliefen.

Bei den zuvor erwähnten Forschungsarbeiten und Materialien liegt der inhaltliche Schwerpunkt entweder in einem anwendungsorientierten Interesse wie die bauliche und konstruktive Einrichtung von Toiletten und Urinalen, oder aber in einem historischen bzw. kulturwissenschaftlichen Interesse. Die nun nachfolgend erwähnten Publikationen waren für die vorliegende Arbeit von ganz besonderer Bedeutung.

Der amerikanische Architekt Alexander Kira veröffentlichte 1966 seine Studie „*The Bathroom*“, die im Rahmen eines siebenjährigen Forschungsprojekts am Center of Housing and Environmental Studies der Cornell University durchgeführt worden war. In den folgenden Jahren arbeitete Kira daran weiter, und mit der 2. Auflage (1974), die um zahlreiche Illustrationen erweitert worden war und zusätzliche Kapitel zu öffentlichen Hygieneeinrichtungen und zur besonderen Problematik

der persönlichen Hygiene für Alte und Behinderte umfasst, wurde das Projekt zu einem bahnbrechenden Werk. Die Studie wurde vor allem in Nordamerika rezipiert, während sie in Europa zwar erhältlich, aber bei weitem nicht so wirkungsvoll war.

Kira geht bei seinen Überlegungen immer vom Körper aus und dies nicht nur in physiologischer Hinsicht, sondern auch unter soziologischen und psychologischen Aspekten. Erst nach einer genauen Analyse dieser unterschiedlichen Facetten wendet er die gewonnenen Erkenntnisse an und formuliert Kriterien für die Gestaltung von „*Bathroom Activities*“, die sich wiederum in Reinigung (cleansing), Pflege (care) und Ausscheidung (elimination) gliedern. Die Badbereiche und ihre Verwendung werden also offen formuliert und orientieren sich nicht an den bereits vorhandenen und dementsprechend kanonisierten Sanitärinstallationen. Ein weiterer Teil seiner Studie ist die Überprüfung der unterschiedlichen handelsüblichen Sanitärobjekte. Mit scheinbarer Naivität hinterfragt er ihre tatsächliche Verwendung und ob ihre Gestaltung entsprechend funktional ist. Durch diese Art, Fragen zu stellen, kommt Kira hinsichtlich der Toilette unter anderem zu dem Ergebnis, dass die Sitzfläche modifiziert werden sollte, um dadurch für die Oberschenkel eine ergonomische Auflagefläche zu bekommen. Außerdem schlägt er vor, Alternativen zu den Sitztoiletten zu entwickeln, die die physiologisch günstigere Halbhocke erlauben.

Abgesehen von der undogmatischen Herangehensweise besticht vor allem die illustrative Dokumentation der Studie. Während Kira in der ersten Ausgabe bereits sehr konkret ist, aber doch teilweise noch schamhaft seine Fotomodelle in Badeanzüge steckt und die Gesichter mit weißen Balken anonymisiert, lässt er in der zweiten Auflage alles Unnötige weg und fügt alles Nötige hinzu. Dabei scheut er keine Tabuüberschreitungen, wenn sie begründet sind. So wird der Urinstrahl nicht mehr mit einem Wasserstrahl simuliert, sondern exemplarisch ist ein natürlicher zu sehen. Auch die Körperpositionen während der Miktion bei Mann und Frau werden gezeigt. Gerade diese Abbildungen zeigen anschaulich, dass die Miktion im Stehen für den männlichen Körper nicht die günstigste Position ist.⁵

Bernard Rudofski pflegt in seinen "*notes and footnotes on the lost art of living*"⁶ ebenfalls den scheinbar naiven Blick, mit dem er versucht, den Ballast der eigenen kulturellen Geschichte abzulegen. In „*now I lay me down to eat*“ (1980) und dem Katalog zu seiner Ausstellung „*Sparta/Sybaris*“ (1987) zeigt er unterschiedliche Alltagsgegenstände, die für die körperliche Funktion der Ausscheidung gedacht sind, wie Urinröhren, Bourdaloues oder ein russisches Kinderbett mit spezieller Urindrainage. Indem sich Rudofski geradezu archäologisch der Kultur- und Designgeschichte nähert, wird unter anderem deutlich, dass es zahlreiche Alternativen zum gewöhnlichen Sitzklosett gab und geben konnte. Gerade bei meinem ersten Designprojekt motivierte mich dies zusätzlich, eine möglichst große Vielfalt von Toilettenarten in die Konzeption miteinzubeziehen. Übrigens wurde bei „*Sparta/Sybaris*“, als es in Wien ausgestellt wurde, das Stehend-Urinieren von Frauen thematisiert. Ich erinnere mich gut an ein etwa drei Meter hohes Plakat mit einer Frau vor einem Urinal und daneben in großen Lettern: „*Seit wann pinkeln Frauen im Stehen?*“.

Belege dafür, dass Toiletten und Urinale sehr unterschiedlich gestaltet und angenehme Orte und Ambientes für sie geschaffen wurden, zeigt Lucinda Lambton in „*Temples of Convenience*“ (1978)

und der zweiten Auflage, die mit den „*Chambers of Delight*“ (1995) erweitert wurde. Beide Publikationen zeigen ausschließlich Toiletteneinrichtungen in Großbritannien, und da sie als Fotografien abgebildet werden, handelt es sich um Objekte, die mindestens bis 1978 bzw. 1995 noch erhalten geblieben waren. Die sorgfältigen Abbildungen lassen keinen Zweifel daran, dass es sich bei Toiletten und Urinalen um Kulturleistungen handelt, die auch als solche verstanden wurden und dementsprechend solide, teilweise sogar prächtig gearbeitet waren.

Weitere 'Wegbegleiter' für meine Arbeit waren außerdem die diversen Texte von Peter Gleichmann zur „*Verhäuslichung*“ der Ausscheidung⁷, in denen er vor allem auf Norbert Elias Zivilisationstheorie Bezug nimmt. Gleichmann beschreibt die Stationen, die die Toilette auf ihrem 'Weg' vom Hof in die Gebäude einnimmt, verzichtet aber auf eine weitere Analyse der verschiedenen Standorte innerhalb der Wohnung. Er zeigt, wie mit den räumlichen Veränderungen ein allmähliches Erhöhen der Schamstandards und Handlungskontrollen einhergeht und wie dies den Anstieg der Intimisierung von körperlichen Verrichtungen nach sich zieht.

Die Arbeitsergebnisse von Kira, Rudofski, Lambton und Gleichmann gehörten zu den wenigen verfügbaren Materialien, auf die ich 1987 während meines ersten Designprojekts zu Toiletten zurückgreifen konnte. Das „*Scheissbuch*“ von Werner Pieper, das noch in demselben Jahr veröffentlicht wurde, machte dann den Anfang zu einer ganzen Reihe von Publikationen zum Thema Toiletten und Urinale, die Ende der 1980er und im Verlauf der 1990er Jahre veröffentlicht wurden. Vermutlich war es auch die geschärfte Aufmerksamkeit, die meine eigene Literatursammlung deutlich anwachsen ließ, doch anhand der Literaturliste wird ebenfalls erkennbar, dass das Thema in den vergangenen zehn bis fünfzehn Jahren wieder häufiger bearbeitet wurde.

Pragmatische und vielfältige Beobachtungen zu Toiletten und anderen Entsorgungsmethoden finden sich außerdem in der Reiseliteratur. Hier ist noch der Pioniergeist der ersten sanitärtechnischen Publikationen des 19. Jahrhunderts zu finden, in der die gesamte Vielfalt von unterschiedlichen Toilettentypen ausgebreitet und beurteilt wird. Vor allem aber geben sie Ratschläge für deren Benutzung. Diese Informationen dienen dem interkulturellen Verständnis und sollen helfen, die praktischen Seiten des Toilettenbesuchs zu bewältigen. Viele Reisebücher sind auf einzelne Länder und Städte ausgerichtet und „*good-loo-guides*“, die bereits in den 1960er Jahren publiziert wurden⁸, können heute im Internet aufgerufen werden⁹.

Bei einer Stichwortsuche zu dem Wort 'Toilette' meldete die deutsche Niederlassung der Suchmaschine yahoo insgesamt 10.200 Treffer.¹⁰ Abgesehen von den Webseiten einzelner Städte oder für Reisende allgemein, waren drei weitere Kategorien erkennbar. Viele Webseiten werden von Herstellerfirmen unterhalten, die das elektronische Netz als Werbepattform nutzen. Andere Links führen zu Zeitungen oder Nachrichtensendern, in deren Berichten Toiletten Erwähnung fanden. Die dritte Kategorie sind privat betriebene Domains, bei denen es sich meistens um Sammlungen von Toilettenerlebnissen, Fotografien, Zeichnungen, Klosprüchen und Ähnlichem handelt. Eine der wenigen privaten und seriösen Webseiten ist unter der Adresse www.restrooms.org

erreichbar. Hier findet sich die einzige, mir bekannte Anleitung für Frauen, wie sie im Stehen urinieren können. Außerdem werden alternative Sanitärgegenstände vorgestellt oder vermittelt und es wird ein Forum unterhalten, in dem Kommentare zu diesen Gegenständen oder auch zu „rest-rooms“ und ihre Benutzung ganz allgemein gesammelt und auch beantwortet werden.

Quellen und Materialien

Außer den zuvor beschriebenen Veröffentlichungen wurden für die vier Themenschwerpunkte (Toilette als Objekt, Toilette und System, Frauenurinale und Bekleidung) weitere Materialien verwendet. Dies waren überwiegend Kataloge oder vergleichbare Publikationen, wie beispielsweise die Handbücher der Architektur, Grundrissatlanten, Schnittbücher oder Monografien über Gestalter/innen.

Neue Quellen wurden bei Recherchen im Stadtarchiv München und im Stadtarchiv Ludwigsburg sowie in der Fondation Le Corbusier in Paris erschlossen, und Fotografien und verschiedene Objekte aus meiner eigenen Sammlung, die im Verlauf der verschiedenen Projekte und Arbeiten zum Thema Toiletten und Urinale entstand, wurden als zusätzliche Quellen verwendet.

Nachfolgend werden diese Quellen und Materialien, geordnet nach den Themenbereichen, die die vier Kapitel dieser Arbeit ausmachen, detaillierter benannt.

Für die Beschreibungen zur Entwicklung der Toilette als Produkt waren die schon erwähnten Sammlungen in Gmunden (Kl. Sanitärmuseum) und München (Zentrum für außergewöhnliche Museen) und deren Kataloge eine wichtige Grundlage. Beide Sammlungen konnte ich besuchen und vor allem in Gmunden wurde deutlich, dass die technischen Raffinessen der verschiedenen Toiletten durch Abbildungen oder Beschreibungen allein nicht vollständig nachvollziehbar sind. Schon die verschiedenen Arten von Geruchverschlüssen wären eine eigene Untersuchung wert. Die Handbücher der Architektur, die in verschiedenen Auflagen zwischen 1883 und 1933 erschienen, und die Handbücher der Hygiene von 1894 bis 1919 bieten einen Überblick über die jeweils zeitgenössischen Sanitärinstallationen und verwendeten Installationstechniken. Insbesondere durch den Vergleich der verschiedenen Auflagen können die Entwicklungslinien aufgezeigt werden, die zur Standardisierung der Toilette führten.

Die Aufzeichnungen von Hermann Muthesius über das englische Haus wurden ebenfalls durch die zwischen den Zeilen erkennbare, vergleichende Methode – hier nun von zwei Kulturen, der deutschen und der englischen – noch informativer. Muthesius Aufenthalt in England war genau zu der Zeit, als die britische Sanitärtechnik gegenüber anderen Ländern einen großen Entwicklungsvorsprung hatte. Hier existierte nicht nur das Milieu, industrielle Güter herzustellen, sondern die Sanitärinstallationen wurden auch, unterstützt durch neue Gesundheitsgesetze, verhältnismäßig rasch in den Privatwohnungen eingeführt. Außerdem produzierte die englische Sanitärindustrie

nicht nur für den inländischen Markt, sondern exportierte weltweit hochwertige Porzellanwaren und die zugehörigen Installationssysteme.

Im Unterschied zu diesen umfangreichen Referenzen waren die zur Verfügung stehenden Materialien für die Produktentwicklung der Toilette nach der Standardisierung minimal. Hier waren die wichtigsten Quellen Kataloge oder andere Veröffentlichungen von Herstellern.

Zur Darstellung der Grundrissentwicklung von Räumen mit Toiletteninstallationen wurden, zusätzlich zu den schon erwähnten Schriften, unter anderem die Veröffentlichungen über „Berlin und seine Bauten“ verwendet. Die in diesem Zusammenhang relevanten Auflagen stammen aus den 1970er Jahren. Weitere Quellen waren die Kataloge der „Interbau“ in Berlin (1957). Da Berlin nach 1945 beinahe vollständig wiederaufgebaut werden musste, sind vor allem bei den Bauten für Privatwohnungen und für den sozialen Wohnungsbau zahlreiche Beispiele für typische Grundrisse zu finden, wie sie in der Nachkriegszeit üblich waren.

Für zeitgenössische Beispiele war insbesondere der umfangreiche „Grundrissatlas Wohnungsbau“ (2. Aufl., 1997) von Friederike Schneider hilfreich.

Die außergewöhnlichen Grundrissplanungen von Shigeru Ban, die als herausragendes Beispiel für ungewöhnliche Toilettenentwürfe dienen, sind am besten in der Monografie über ihn dokumentiert, die im Rahmen der Zeitschriftenreihe „The Japan Architect“ (Vol. 30, 1998) erschien.

Für die Auseinandersetzung mit Le Corbusiers Bäderplanungen konnte auf die umfangreiche Aufarbeitung seines Werkes, wie beispielsweise in „The Le Corbusiers Archives“ (Hg. Allan Brooks, ab 1982), zurückgegriffen werden, während unter anderem für sein Projekt für die italienische Firma Pozzi bisher unveröffentlichte Zeichnungen und Unterlagen aus dem Archiv der Fondation Le Corbusier als Quellen verwendet wurden.

Für das Kapitel, das sich auf Toiletten und ihre Anbindung an öffentliche bzw. urbane Systeme konzentriert, wurden erneut die Handbücher der Architektur hinzugezogen. In dieser Schriftenreihe wurde 1890 ein eigenständiger Band zum Städtebau herausgegeben, der 1924 noch einmal in einer überarbeiteten Version erschien.

Außerdem wurde Weyls Beschreibung der „Assanierung von Paris“ (1900) verwendet, in der vor allem die Kanalisationsbauten der „Transformation de Paris“ unter Haussmann und Belgrand eingehend dargestellt. Die zugehörigen Hochbauten sind in dem umfangreichen fotografischen Werk von Charles Marville dokumentiert. Hier finden sich zahlreiche Varianten der „Vespasiennes“, wie die ersten Pissoirs in Paris bezeichnet wurden, die man während der Sanierungsmaßnahmen aufstellte.

Im Verlauf der Rechercharbeiten wurde bald erkennbar, dass nicht in England die besten Beispiele für die Installation von öffentlichen Toilettenanlagen zu finden sind, sondern in Frankreich.

Obwohl die britische Sanitärtechnik weit fortgeschritten war, wurde deren Verwendung im öffentlichen Bereich doch vernachlässigt. In London wurden Bedürfnisanstalten im Straßenraum sogar

geradezu versteckt, indem sie beispielsweise unterirdisch gebaut oder in andere Bauten integriert wurden. In Paris und anderen französischen Städten dagegen wurden gerade die Pissoirs in einer erstaunlichen gestalterischen Vielfalt eingerichtet.

Ein Grund dafür könnte sein, dass in Frankreich bereits vor Einführung von zentralen Kanalisationssystemen gebaute 'Pissecken' im Straßenraum üblich gewesen waren. Diese Tradition wurde dann zum Beispiel in Paris weitergeführt, als die Stadt in eine moderne Metropole transformiert wurde. Ein weiterer Grund ist aber wohl auch, dass in Paris die Straßenbau- und Kanalisationsprojekte der *Transformation* erst zu einem verhältnismäßig spätem Zeitpunkt durchgeführt wurden. Deshalb konnte man auf mehr Erfahrung in diesem Bereich zurückgreifen und die Gesamtplanungen waren ausgereifter. Dazu gehörte dann auch, die Pissoirhäuschen und andere Extensionen der Wasserversorgung und Kanalisation (wie zum Beispiel Brunnen oder Trinksäulen) von Anfang an in die Sanierungsprojekte miteinzubeziehen anstatt sie, mit größerem Aufwand, nachträglich einzubauen.

Bei den Recherchen zu dem Projekt der Einrichtung eines Damenpißorts in München (s.u.) fand sich ein Querverweis nach Ludwigsburg. Im dortigen Stadtarchiv war zwar das erhoffte Damenurinal nicht zu finden, dafür aber eine geradezu musterhafte Folge von Toilettenbauten, die dem jeweils zeitgemäßen Typus von der Jahrhundertwende bis in die späten 1950er Jahre dokumentieren. Deshalb dient in diesem Kapitel über die Vernetzung von Objekt und System die Großstadt Paris als ein Beispiel für die Ausnahme und die schwäbische Kleinstadt Ludwigsburg als Beispiel für die Regel.

Meine Recherchen für den Themenbereich Frauenurinale begannen im Münchener Stadtarchiv und waren unter anderem initiiert durch die Veröffentlichung von Kiechle-Klemt und Sünwoldt über die Bedürfnisanstalten der Stadt („*Anrürlich. Bedürfnisanstalten in der Großstadt*“, 1990). Ihren Darstellungen zufolge wurde dort 1906 ein Frauenurinal gebaut. Dies lässt sich allerdings durch die archivierten Akten nicht bestätigen.

Eine weitere Quelle dieses Kapitels waren erneut die Handbücher der Architektur, in denen nicht nur Urinale für männliche Benutzer sondern auch Frauenurinale zu finden sind.

Außerdem waren die Ergebnisse meiner eigenen Projekte zu diesem speziellen Sanitärprojekt und Materialien meiner Sammlung, wie z.B. verschiedene Hilfsmittel, Kataloge, Projektberichte und Fotografien, eine wichtige Grundlage.

Bei Internet-Recherchen stieß ich auf die Webseiten von Denise, dem Pseudonym einer Amerikanerin, die im Gesundheitswesen arbeitet. (s.a. S. 11 f.) Unter www.restrooms.org hat sie zahlreiche Informationen über öffentliche Toiletten versammelt und bei ihrer Informationsauswahl einen besonderen Schwerpunkt auf frauenspezifische Themen gelegt. Auf dieser Webseite befindet sich ein Diskussionsforum, an das Beiträge zu „*restroom and bathroom-related problems, solutions and innovations*“ gemailt werden können. Da in den Seiten eine ausführliche Anleitung für Frauen zum Stehpinkeln veröffentlicht ist, beziehen sich viele Mails auf eben dieses Thema, und seit Eröffnung von www.restrooms.org Ende 1997 entstand hier ein umfangreiches Archiv von Kommentaren und Berichten.

Für das Kapitel zur Auswirkung der Bekleidung auf die Benutzung von öffentlichen und privaten Toiletten wurden – abgesehen von einigen mündlichen Berichten über Bekleidungsformen zwischen 1940 und 1970 – keine neuen Quellen erschlossen.

Das Standardwerk über historische Entwicklungen der Unterbekleidung ist der Ausstellungskatalog „*Zur Geschichte der Unterwäsche 1700–1960*“ von Junker und Stille (1988), das hier als wesentliche Quelle diente. Zusätzlich wurden das Wäsche–Schnittbuch von Hochfelden und Niedner von 1894 („*Das Buch der Wäsche*“) und die Schnittdarstellungen von Davis über die Herrenbekleidung zwischen 1830 und 1900 („*Men's garments*“, 1994) verwendet.

Wolter beschreibt in ihren Publikationen zur Kulturgeschichte von Männer- und Frauenhosen die verschiedenen Moden sowie deren geschlechterkonstituierenden Ausdruck und die Übernahme des ursprünglich männlichen Kleidungsstücks in die Frauenmode, die größtenteils sozial geprägt war. Darauf aufbauend wird in der vorliegenden Arbeit dargestellt, welche Konsequenzen sich unter anderem daraus ergaben, dass die Tragegewohnheiten – also der alltägliche Gebrauch von Hosen – von den Frauen nur teilweise adaptiert werden konnten.

Toilette als Objekt: die Standardisierung der Toilette im Verlauf ihrer Produktentwicklung

- Einleitung 18
- vom Ort zum Artefakt zum Produkt
 - 1. die Toilette als Ort 25
 - 2. die Toilette wird zum Artefakt 26
 - 2.1. gebaute Toiletten 26
 - Stadt und Land: das Loch im Boden und das Loch in der Sitzfläche 27
 - die Form der Sitzöffnung 27
 - Entwicklung von Varianten 28
 - 2.2. mobile Klosetts - die Vielfalt der Varianten 31
 - Foliantenstapel 32
 - Truhen und Kommoden 32
 - Toilette(n)möbel 33
 - Geschirrschrank 34
 - Nachtschrank 35
 - Leibstühle 36
 - 2.3. kleine Gefäße – die Töpfe 37
 - 3. die Toilette als Produkt 40
 - 3.1. Veränderungen: zwei Öffnungen, der Anschluss an ein System, neue Produktionsbedingungen und die Hygienebewegung 40
 - die Veränderungen der Hygienevorstellungen während des 19. Jahrhunderts 41
 - 3.2. water-closets: die englische Erfindung 44
 - die Bedeutung der Londoner Weltausstellung: Toiletten werden industrielle Produkte 45
 - 3.3. die unterschiedlichen Typen 47
 - 3.4. die Materialien 50
 - 3.5. die Toilette „schlüpft“ 50
 - 4. alternative Entwürfe nach der Standardisierung der Toilette 53
 - 4.1. die „*Installation Sanitaire*“ von Charlotte Perriand, Le Corbusier und Pierre Jeanneret (1937) 53
 - 4.2. Le Corbusiers Toilettenentwürfe für Pozzi (1957-59) 55
 - 4.3. der Geberit-Wettbewerb (1989) 59
 - 4.4. WC-Entwürfe von Ron Arad, Philippe Starck und Massimo Iosa Ghini 61
- Grundrissplanung: die Positionierung der Toilette im Wohnbereich
 - 5. vom Hof ins Haus 63
 - 6. die Stationen im Haus: an Treppe und Flur und die Zuordnung zur Küche 64

- 7. die Konstellationen von Toilette und Bad 66
 - 7.1. England: WC und Bad in Einzelräumen 66
 - 7.2. Amerika: die Entwicklung des Kompaktbades mit WC 68
 - 7.3. das neue Bauen in Europa: Toilette und Bad in einem Raum 68
 - 7.4. Entwurf für einen offenen Sanitärbereich (Walter Schwagenscheidt, 1930) 69
 - 7.5. zunehmende Integration der Toilette in das Bad 70
 - 7.6. weitere Verfestigung der Kombination von Toilette und Bad 71
 - 7.7. Toilette und Bad wandern in den Wohnungskern 72
 - 7.8. Vollendung der Grundriss-Standardisierung 73
- 8. zeitgenössische Entwürfe für offene Sanitärbereiche 75
 - Shigeru Bana Häuser 75
- 9. Le Corbusier - ein Beispiel aus der modernen Architektur 77
 - von innen nach außen (// Bidet, // Handwaschbecken) 80
 - plans de lieux à l'anglaise 82
 - Transit, Hybrid und douche à merde 82
- Exkurs
 - ein Dialog: Le Corbusiers Bidet und Duchamps Urinal 84
 - Differenzen – plugged/ unplugged 85
 - Kontextverschiebungen 87
 - die Produktkultur von Toilette, Urinal und Bidet 87
 - gendered objects 88

Einleitung

„Ähnlich dem Fahrrad scheint das Wasserklosett zu Ende erfunden zu sein.“ Roy Palmer

Das Sitz-WC aus Keramik, das in den westlichen industrialisierten Ländern üblich ist, entwickelte sich aus einer Folge von sehr unterschiedlichen Objekten, und seine Herstellung und Verwendung wurden erst durch eine Reihe von technischen Erfindungen während der ersten Industrialisierungsphase im 19. Jahrhundert möglich.

Die wichtigsten Etappen, die bei der historischen Entwicklung der Toilette erkennbar sind, werden im Folgenden vorgestellt, um dadurch auch die Objekt- bzw. Produktentwicklung der Toilette genauer darstellen zu können – von den vielen unterschiedlichen niederkomplexen Einrichtungen und Gegenständen zu den ersten wasserbespülten Klosetts des 19. Jahrhunderts, die teilweise komplizierte Apparaturen waren, bis zur heutigen Sanitärkeramik. Da diese Toiletten so verschieden waren, ergaben sich auch jeweils unterschiedliche Arten für ihren Einsatz und Gebrauch.

Prinzipiell können Toiletten in mobile Objekte und in ortsfeste Einrichtungen unterschieden werden. Bei den mobilen Toiletten handelt es sich einerseits um schlichte Töpfe, die vor allem für die Aufnahme von Urin benutzt wurden, und andererseits um Sammelgefäße, die in Möbelstücken untergebracht waren und für Miktion und Defäkation verwendet wurden. Die ortsfesten Einrichtungen unterscheiden sich in Trockentoiletten und Toiletten mit Wasserspülung, die sog. WCs (water-closets). Fest eingebaute Toiletten wurden entsprechend dem Wohnumfeld zu verschiedenen Zwecken verwendet: In bäuerlichen Gehöften und Dörfern wurden mit den Toiletten, falls es überhaupt derartige Einrichtungen gab, Exkremeinte gesammelt, die später als Dünger weitergenutzt wurden. Im Unterschied dazu waren Toiletten in den Städten bzw. in verdichteten Wohnbereichen, wo Platzmangel eine wesentliche Rolle spielt, weniger für eine möglichst optimale Kompostierung vorhanden, sondern durch sie wurde in erster Linie eine Zwischenlagerung von Fäkalien ermöglicht. Deshalb sollten hier die Toiletten mitsamt der Gruben wenig Raum einnehmen und – wegen der Geruchsentwicklung – möglichst weit entfernt von den anderen häuslichen Lebensbereichen untergebracht werden, also zum Beispiel an der Hinterseite der Häuser oder im Hof.

Die Objektentwicklung der Toilette wird in diesem Kapitel vor allem in ihrer zeitlicher Abfolge beschrieben. Der Zeitrahmen umfasst dabei im Wesentlichen die Neuzeit, denn bis zum 16. Jahrhunderts veränderte sich die Toilette als Objekt kaum. Erst danach wurden verschiedene handwerklich hergestellte mobile und immobile Gegenstände gebräuchlich. Der eigentliche Fokus wurde auf das 19. Jahrhundert gerichtet, weil zu dieser Zeit eine rasante und besonders vielfältige Objektentwicklung stattfand.

Bis etwa 1920 war dann die letztendliche Material- und Formgebung des Sitz-WCs gefunden – und seither hat sich die Toilette als Objekt kaum mehr verändert. Es entstanden nur noch wenige Entwürfe, die von einer formal oder konzeptionell wirklich neuen Idee getragen wurden. Dazu

gehören die Sanitärkabine von Charlotte Perriand, Le Corbusier und Pierre Jeanneret (s.S. 53 ff.), die nach meiner Kenntnis in der vorliegenden Arbeit zum ersten Mal nach ihrer Präsentation auf der Weltausstellung von 1937 in Paris als eigenständiges Projekt umfassend vorgestellt und kommentiert wird. Ebenfalls mit konzeptionell neuem Ansatz waren Le Corbusiers Entwürfe für die italienische Keramikfirma Pozzi (s.S. 55 ff.). Zu diesem Projekt aus den 1950er Jahren werden bisher unveröffentlichte Skizzen gezeigt, die in der Fondation Le Corbusier archiviert sind.¹

Im Jahr 1989 schrieb die Fa. Geberit einen Design-Wettbewerb aus, für den zahlreiche, sehr ungewöhnliche Entwürfe eingereicht wurden (s.S. 59 f.). Diese wurden zwar nie umgesetzt, aber sie stehen am Anfang einer Phase, in der die Toilette wieder zu einem 'gestaltbaren' Produkt wurde. Außergewöhnliche zeitgenössische Entwürfe von Philippe Starck, Ron Arad oder Massimo Iosa Ghini (s.S. 61 f.), die in den 1990er Jahren entstanden und zum Teil auch in Produktion gingen, sind dagegen nur formale Varianten und keine funktionalen Alternativen zur Standardtoilette.

Der regionale Rahmen, auf den ich mich bei der Beschreibung der Objektentwicklung im Wesentlichen beziehe, ist Europa mit einem besonderen Schwerpunkt auf Großbritannien und Deutschland. Diese Auswahl begründet sich darin, dass aus England die entscheidenden Erfindungen für die Entwicklung der WCs kamen und hier aufgrund der fortgeschrittenen industriellen Möglichkeiten die unterschiedlichsten Modelle hergestellt wurden. Die Fokussierung auf Deutschland entstand unter anderem durch die Verknüpfung der Recherchen mit der eigenen Gestaltungspraxis zu diesem Thema – denn insbesondere bei Entwürfen für Sanitärprodukte sollte der kulturelle Kontext in besonderem Maße berücksichtigt werden. Der zeitliche Rahmen konzentriert sich auf das 19. und 20. Jahrhundert. Alle weiteren Bezüge, die außerhalb dieser zeitlichen und örtlichen Zusammenhänge liegen, wurden in erster Linie als Vergleichsmöglichkeit in die Argumentation aufgenommen.

Anhand der recherchierten Beispiele wurde deutlich, dass die Objektentwicklung der Toilette keineswegs stringent war, sondern sprunghaft und häufig verzweigt. Zwar wurde erkennbar, dass viele Veränderungen mit technologischen Neuerungen verbunden waren, doch einige Objekte, wie beispielsweise die Entwürfe von Filarete und da Vinci (s.S. 29) oder auch die als Foliantenstapel getarnten Toiletten, tauchten quasi aus dem Nichts auf² und verschwanden auch wieder, so dass sie sich nicht wirklich in eine Entwicklungslinie einordnen lassen.

Verblüffend bleibt jedoch die Tatsache, dass sich aus den unterschiedlichen Produkten und Konzeptionen für die häusliche Entsorgung von Fäkalien nur eine einzige Form so klar durchsetzen konnte.

Mit der Beschreibung der Produktentwicklung soll deshalb in diesem Kapitel auch die Frage gestellt werden, wie es dazu kam, dass die Toilette ein so extrem standardisiertes Objekt wurde. Warum hat sich die Gestaltung in mehr als einhundert Jahren nicht mehr verändert, nachdem es bis Anfang des 20. Jahrhunderts eine Vielzahl von Gefäßen, Objekten und Methoden für den Umgang mit Exkrementen gab?

Die Standardisierungsentwicklung des wassergespülten Klosetts gliedert sich in zwei Phasen. Mit den Anfängen der Hygienebewegung um 1800 wurden vor allem die sanitären Verhältnisse im urbanen Raum völlig neu diskutiert. Die dringvolle Enge in den Städten, die durch Landflucht und Industrialisierung entstanden war, hatte zur Folge, dass die hygienischen Bedingungen miserabel waren. Die Kommunen nahmen zuerst Einfluss auf die öffentlichen Räume, wo im Rahmen der ersten Hygienisierungsmaßnahmen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts umfangreiche Sanierungen durchgeführt wurden. Während dabei für die Kanalisationssysteme einheitliche technische Standards entstanden, wurden die zugehörigen Toiletten, die die kleinen Extensionen dieses kommunalen Netzwerks innerhalb der privaten Haushalte waren, in einer großen Anzahl von formal und funktional unterschiedlichsten Varianten produziert.

Das Wasserklosett, das in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelt worden war, hatte keine direkten und schon gar keine typischen Vorläufer. Mit den neuen Technologien entstanden also auch neue Gestaltungen, doch da die Entwürfe von Ingenieuren gemacht wurden, glichen die ersten WCs in ihrer Anmutung mechanistischen Apparaturen.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts ging man in den Hygienewissenschaften dazu über, auch die kleineren Einheiten zu erforschen. Nachdem die übergeordneten Zusammenhänge der Hygiene bekannt waren, wurde nun die Mikrobiologie zu einem zentralen Forschungsgebiet. In Analogie dazu verschob sich nun, nachdem in den Städten die Makrostrukturen durch Straßen, Wasserversorgung, Kanalisation etc. reguliert worden waren, das besondere Interesse auf die allgemeine Hygienisierung der Wohnungen.

In genau diesem Zeitraum wurden dann auch die kleinsten Einheiten der Kanalisation – die Toiletten – vereinheitlicht: Sie sollten nun vor allem weiß und glatt sein. Dabei ist entscheidend, dass die Typisierung in erster Linie formaler Art war. Durch ihre äußere Erscheinung setzte die Toilette ein deutlich erkennbares Zeichen: es genügte nicht mehr, dass nur der öffentliche Raum reguliert und gereinigt wurde, sondern die Hygienisierung betraf nun auch den privaten, häuslichen Bereich.

Neben dieser formalen Standardisierung wurden zu Beginn des 20. Jahrhunderts auch funktionale Normen für die Toilette als Objekt geschaffen. Im Rahmen der Rationalisierung des Bauens, durch die vor allem Kosten im Wohnungsbau eingespart werden sollten, wurden die Installationsanschlüsse der Sanitäreinrichtungen generell standardisiert und die Toilette einheitlich in den technischen Kreislauf des Wassers mit Zuleitung, Spülung und Ableitung und sämtlichen zugehörigen Einrichtungen eingebunden. Diese Maßnahme war sicherlich sinnvoll, doch sie hatte auch zur Folge, dass sich die Möglichkeiten, eine Toilette oder ein anderes Sanitärobjekt alternativ zu gestalten, extrem verringerten. Bei meinen eigenen Entwurfsprojekten wurde dies immer wieder deutlich: Um einen konzeptionell neuen Gegenstand zu entwerfen, musste ich die standardisierten und normierten Auflagen wenigstens am Anfang ignorieren.

Zusätzlich zur Vereinheitlichung der Formgebung und zur Normierung von Anschlüssen und anderen funktionalen Elementen veränderte sich auch der ursprüngliche Gebrauch der Toiletten. Die herkömmlichen Klosetts, die ja nicht an eine Wasserspülung angeschlossen waren, waren in erster

Linie zum Defäzieren verwendet worden. Zum Urinieren konnte außerhalb des Hauses beinahe jeder Ort benutzt werden – eine Gewohnheit, die bis Mitte des 19. Jahrhunderts noch nicht als anstößig empfunden wurde.³ Außerdem gab es innerhalb des Hauses bestimmte Orte, die ganz selbstverständlich zum Urinieren aufgesucht wurden, wie z.B. Kamine oder Treppenaufgänge.

Ansonsten wurden im Haus, zumal in der Nacht, spezielle Sammelgefäße – Nachttopf, Brunzkachel oder auch Scherbe genannt – in erster Linie für die Aufnahme von Urin verwendet.

Die so erreichte Trennung der Exkremente wirkte sich günstig auf die Kompostierung aus, denn Feuchtigkeit verhindert den Rottungsprozess bzw. die aerobe Umsetzung, weil sie unter anderem die Selbsterwärmung des Komposts hemmt. Stattdessen setzen dann Fäulnisprozesse (anaerobe Umsetzung) ein, bei denen stark riechende Verbindungen wie Schwefelwasserstoff, Buttersäure, Ammoniak und Methan frei werden. Je trockener eine Dunggrube also ist, desto besser bildet sich Humus, und deshalb sollte nicht zu viel Urin in die Grube gelangen. Die Gewohnheit, die Toilette nicht regelmäßig zum Urinieren zu benutzen, hatte also vor allem pragmatische Gründe.

Mit Einführung der wasserbespülten Klosetts wurde das Problem, dass schon kurze Zeit nach der Ausscheidung Fäulnisprozesse beginnen können, wieder akut. Noch in den Handbüchern der Architektur von 1883 und 1908 wurde darauf hingewiesen, dass Fäkalien gerade in Verbindung mit Flüssigkeit sehr schnell zu einer stinkenden und gesundheitsgefährdenden Masse werden können.⁴ Demnach war der hauptsächliche Zweck der Toilette nun nicht mehr, die menschliche Ausscheidung an einem Ort zu konzentrieren, sondern die Exkremente sollten durch sie möglichst schnell und vollständig abtransportiert werden.

Heutzutage sind die hygienischen Probleme bei der Vermischung von Wasser mit Fäkalien kontrollierbar, doch die ökologischen Nachteile des dadurch entstehenden Wasserverbrauchs nehmen zu.⁵ Die notwendige Spülmenge ist jeweils abhängig von der inneren Beckenform einer Sanitärinstallation. Bei WCs werden normalerweise etwa 6 Liter für eine einzige Spülung verwendet, unabhängig davon, ob Urin oder Kot weggespült werden sollen.⁶ Für die Spülung eines Urinals dagegen sind nur 1 bis 2 Liter notwendig. Wenn man also nicht generell das Prinzip ablehnt, für die Entsorgung von Fäkalien Wasser zu verwenden, dann ist eigentlich noch heute die Trennung der Ausscheidungsprodukte zumindest hinsichtlich des Wasserverbrauchs sinnvoll.

Da die ersten WCs Weiterentwicklungen von Aborten waren, die vor allem für die Defäkation benutzt wurden, waren sie ebenfalls als Einrichtungen zum Sitzen gestaltet. In beiden Auflagen der Architekturhandbücher (s.o.) ist noch zu lesen, dass „*ein Abort, in so fern derselbe nicht besondere Einrichtungen hierzu erhält, nicht zugleich als Pissoir verwendet werden [sollte]; vielmehr sollte in jeder von männlichen Personen zu benutzenden Abort-Anlage entweder eine besondere Pissoir-Einrichtung angeordnet oder die Abort-Construction in solcher Weise ausgeführt sein, daß eine Benutzung derselben als Pissoir möglich ist, ohne den Abortsitz etc. zu verunreinigen.*“⁷

Eine lange Tradition – die Trennung der Exkremente – sollte also aufrechterhalten werden, aber die Argumentation hatte sich geändert. Man verwies nicht auf die möglichen gesundheitlichen Risiken, die durch Fäulnisprozesse entstehen könnten, sondern die unterschiedlichen Nutzungsgewohnheiten und Körperpositionen während der Darm- und Blasenentleerung wurden betont.

Frauen verwenden Sitztoiletten, die sich im privaten häuslichen Umfeld befinden, normalerweise in der dafür vorgesehenen Körperposition – sie sitzen auch während der Miktion. Bei Männern ist die Wahl der Körperposition weniger eindeutig: Die kulturell geprägte Haltung beim Urinieren ist bei ihnen das Stehen, und das bedeutet, dass sie entweder gegen diese Gewohnheit handeln und sich setzen – oder sie missnutzen die Toilette als Pissoir. Wenn aber eine Sitztoilette stehend benutzt wird, dann landet der Urin meistens nicht nur im Becken, sondern er spritzt auch darüber hinaus auf den Sitz und oft sogar noch weiter.

Nach einer Studie von 1996⁸ beseitigen aber überwiegend Frauen, als Lebenspartnerinnen, Töchter, Putzfrauen usw., die Folgen dieser von Männern angerichteten Fehlnutzung. Die offenbar endlosen Auseinandersetzungen zu dieser Schräglage und die Forderung der Frauen nach generellem Sitzen, die von den Männern meistens ignoriert wird, sind meines Erachtens vor allem eine Konsequenz aus der fast durchgängigen, ausschließlichen Installation von Sitztoiletten in Privatwohnungen. Übrigens ist bei Frauen die kulturell geprägte Körperposition während der Miktion auch nicht die Sitzposition, sondern die Hocke. Bei ihnen besteht demnach ebenfalls eine Diskrepanz zwischen der Körperhaltung bei der Benutzung der Toilette und der Körperposition, die sie ohne einen Hilfsgegenstand, also zum Beispiel im Freien, einnehmen würden. Im Unterschied zu den Männern gefährdet aber offenbar die Einnahme einer veränderten Körperhaltung nicht ihr Selbst- bzw. das allgemeine Verständnis von Geschlecht (gender).⁹

Mit der Installation von Sitzklosetts ist folglich ein Bereich des Privaten eher für Frauen eingerichtet, und zwar ganz konkret hinsichtlich ihrer körperlichen Gewohnheiten. Allerdings wird diese Situation von männlichen Mitbenutzern immer wieder gestört, indem sie die Toilette falsch benutzen und dabei den Sitz verunreinigen: Der beschriebene Konflikt ist demnach auch eine territoriale Auseinandersetzung. Für die speziellen körperlichen Gewohnheiten der Männer wiederum gibt es in öffentlichen Bereichen adäquate Sanitäreinrichtungen, denn hier werden Urinale zusätzlich zu den Sitz-WCs installiert. Die unterschiedlichen Konsequenzen, die sich aus dieser unausgewogenen Situation ergeben, sind auch im Kapitel über Toiletten in öffentlichen Bereichen und im Kapitel über Frauenurinale beschrieben.

Bei genauer Betrachtung wird hier jedenfalls deutlich, dass sich auch und gerade in diesem alltäglichen, scheinbar banalen Detail unseres Lebensumfelds die Geschlechterzuordnung von Räumen manifestiert und bestätigt, bei der das Private, die innenliegenden, geschützten Räume den Frauen zugeordnet werden und die Öffentlichkeit, die Freiräume den Männern vorbehalten sind.

Im Zusammenhang einer Beschreibung der Toilette als Objekt und ihrer Verwendung im privaten Bereich möchte ich allerdings betonen, dass die Auseinandersetzungen um die Benutzung der Toilette am eigentlichen Problem vorbeigehen. Das normale WC wird zwar nur im Sitzen angemessen verwendet, aber daraus folgt nicht, dass die Probleme gelöst wären, wenn sich alle Benutzer setzen würden. Da die normale ovale Toilettenbeckenöffnung zu klein ist, ergeben sich aufgrund der männlichen Anatomie beim Urinieren im Sitzen Schwierigkeiten. (s.a. S. 114)

Aus dieser Erkenntnis, dass die Sitztoilette im Grunde genommen ein monofunktionaler Gegenstand ist, sollte meines Erachtens folgen, Urinale auch in privaten Haushalten standardmäßig zu installieren – oder die Gestaltung der Sitztoilette sollte insgesamt noch einmal überdacht werden.¹⁰

Die Toilette wurde also nicht nur formal und funktional vereinheitlicht, sondern auch in ihrem Gebrauch. Sie wurde zum einzigen häuslichen Sanitärobjekt, das für die körperliche Ausscheidung vorhanden ist. Urinale dagegen wurden im Rahmen der Rationalisierung des Wohnungsbaus, nach der die Bäder möglichst klein und mit der Toilette kombiniert werden sollten, als sinnvolles funktionales Teil der häuslichen Einrichtung vernachlässigt.

Toiletten wurden anfangs in separaten Räumen untergebracht. Erst als Bäder generell in Privatwohnungen eingebaut wurden, entwickelten sich die Toiletten zu einem Teil des Bades. Dadurch wurde eine Verbindung von zwei körperlichen Handlungen – Ausscheidung und Reinigung – hergestellt, die keineswegs sinnfälliger ist.

Die meisten Architekten planen Bäder und Toilettenräume mit möglichst kleinen Grundrissen, obwohl es sich bei den Ausstattungen dieser Räume um verhältnismäßig teure Wohnungseinrichtungen handelt.¹¹ Doch gerade weil die haustechnischen Installationen kostspielig sind, könnte daraus auch resultieren, dass die dazugehörigen Räume großzügiger gestaltet würden. Aber ganz im Gegensatz dazu zielte die Entwicklung des häuslichen Bades schon seit Ende des 19. Jahrhunderts eher auf Rationalisierung und Kostenreduktion.

Giedion, der diesen Prozess am Beispiel des amerikanischen Kompaktbadezimmers beschreibt, bezeichnet das heutige Bad als eine Mechanisierung des primitivsten Badetyps.¹² Dass das normale Bad eher kompakt und nur mit dem Notwendigsten ausgestattet ist, bewertet er dabei als eindeutigen sozialen Ausdruck: *„Die Stellung, die dem Bad zugebilligt wird und die Art, wie es mit dem Leben verflochten wird, geben oft Auskunft darüber, wie weit das Wohlergehen des Einzelnen als Teil des Gemeinschaftslebens eingeschätzt wird.“*¹³

Meiner Ansicht nach hat jedenfalls die Einbeziehung der Toilette in die Bäder einen nicht unwesentlichen Anteil an deren minimalen Grundrissen und trägt im Allgemeinen zu einer geringeren Wertschätzung der Raumfunktionen bei. Wenn aber Bad und Toilette in getrennten Räumen untergebracht werden, wird dem Bad immer der großzügigere Platz eingeräumt und das WC dann in einem Minimalraum installiert.

Im Zusammenhang der Entwicklung der Grundrissplanung werden im Kapitelteil über die Positionierung der Toilette im Wohnbereich auch Entwürfe von zwei Architekten beschrieben, die Alternativen zur üblichen Grundrissplanung realisieren konnten. Dies sind zum einen Bäderplanungen von Le Corbusier als ein Beispiel aus der klassischen Moderne und zum anderen Shigeru Bano Häuser als zeitgenössische Beispiele für offene Sanitärbereiche.

Irritationen durch die generelle Verwendung der Sitztoilette ergeben sich nicht nur aufgrund der Tatsache, dass sie für das Urinieren nur teilweise geeignet ist, sondern eigentlich ist sie auch für die Defäkation ergonomisch wenig sinnvoll. Die physiologisch richtige Position während der Darmentleerung ist die Hocke, weil dabei der Druck auf den Unterleib erhöht ist und die Bauchmuskulatur dementsprechend weniger beansprucht werden muss. Schon deshalb ist die durchgängige Verwendung von Sitztoiletten – auch im privaten Bereich – eigentlich unzweckmäßig. Vielleicht ist

es in dieser Hinsicht sogar als positiv zu bewerten, dass nur 5% der Weltbevölkerung Sitz-WCs zur Verfügung stehen. Für diejenigen, die in den westlichen industrialisierten Ländern eine Alternative zum Sitzklosett bevorzugen würden, existiert allerdings aufgrund der Normierung der WCs und ihrer Anschlüsse kaum eine Wahlmöglichkeit.

Im Rahmen dieser Arbeit sind Hocktoiletten kein Gegenstand der Überlegungen, da sie für Europa mittlerweile irrelevant geworden sind. Auch in Japan und einigen anderen asiatischen Ländern, wo Hockklosetts traditionell üblich waren, werden heutzutage im häuslichen Bereich überwiegend Sitz-WCs installiert.

Hier soll nur erwähnt werden, dass die Gestaltung von Hocktoiletten eine verhältnismäßig kurze Entwicklung durchlief. Als Komposttoiletten sind Hockklos nicht viel mehr als ein Loch oder ein Schlitz im Boden. Als Einrichtungen mit Wasserspülung aber sind sie eine Adaption des Sitz-WCs: In der flachen Bodenplatte buchtet sich ein kleines Becken aus, an das ein Geruchverschluss angehängt ist. Übrigens ist es gerade diese Konstellation, die verhindert, dass Hockklosetts in Deutschland verwendet werden, denn die gesamte Installation ist zu tief, um sie bei Neubauten in den Boden integrieren zu können, und auch für den nachträglichen Einbau ist ihre Bauweise ungeeignet.

1. die Toilette als Ort

Toiletten sind – in ihrer minimalsten Form – Orte, die für die Ausscheidung verwendet werden. Ohne weiteres Zutun kann also mit einer abstrakten Definition, wie beispielsweise die Übereinkunft oder Gewohnheit von Bewohnern, die gemeinsam in einem Haus oder Gebiet leben, jeder beliebige Ort zu einer Toilette, einem Abort werden. Eine derartige, ungegenständliche Toilette kann sich im Hof oder im Garten befinden, hinter einem Busch oder neben einem Baum oder an einer anderen Stelle, die meistens ein wenig entfernt von den Behausungen liegt.

Die einfachste angefertigte Toilette ist ein Loch, das mit den Händen oder einer Schaufel in den Boden gegraben wird.

„Und du sollst außen vor dem Lager einen Ort haben, dahin du zur Noth hinaus gehst. Und sollst ein Schäuflein haben, und wenn du dich draußen setzen willst, sollst du damit graben; und wenn du gesessen bist, sollst du zuscharren, was von dir gegangen ist. Denn der Herr, dein Gott, wandelt unter deinem Lager, daß er dich errette [...]. Darum soll dein Lager heilig sein, daß keine Schande unter dir gesehen werde, und er sich von dir wende.“ 5. Buch Moses, 23. Kapitel, Vers 13-15 („Was in die Gemeinde des Herrn gehöre, oder nicht.“)

Sobald ein Lager oder eine Ansiedlung wächst oder für eine längere Zeit angelegt wird, werden in der Regel statt der ad hoc gegrabenen, individuell und oft nur einmal verwendeten Mulden größere Gruben ausgehoben. Um diese Latrinen benutzen zu können, sind Installationen notwendig, die den Körper bei gebeugter Haltung gegen ein mögliches Rückwärtsfallen abstützen. In der einfachsten Version werden dafür kleine Baumstämme, Äste oder Stangen als Sitzmöglichkeiten verwendet.

Eine Weiterentwicklung davon sind Bretter oder Steinplatten, mit einem Loch oder einer schlitzförmigen Aussparung versehen, unter denen sich die Sammelgrube befindet. Wenn die Toilette im Hocken benutzt wird, ist diese Abdeckung ebenerdig und einfach herzustellen, während die höher angebrachten Sitzflächen einen größeren Aufwand erfordern.

Diese Konfiguration – bei der eine Öffnung zu einer Grube oder einem anderen Aufnahmesystem führt – wurde typisch für das Objekt Toilette, und in dieser Hinsicht sind auch heutige Toiletten, vom gewöhnlichen, massenproduzierten Keramiklosettl bis zum weiterentwickelten Vakuum-WC aus Edelstahl, lediglich Öffnungen, durch die die Exkremamente zum Röhrensystem der Kanalisation abtransportiert werden.

2. die Toilette wird zum Artefakt

Die Alternative zur quasi 'virtuellen' Toilette, die nur als örtliche Definition existiert, ist ein handgefertigtes Objekt oder eine bauliche Einrichtung. Ich bezeichne im Folgenden die unterschiedlichen Gegenstände oder Installationen, die die Funktion einer Toilette erfüllen, und bei denen es sich ent-weder um handwerklich oder manufaktuell hergestellte Gegenstände handelt oder um Einrichtungen, die Teil eines architektonischen Gefüges sind, als Artefakte. Erst im 19. Jahrhundert, mit der allgemeinen Einführung des englischen *water-closets*, wurden Toiletten zur industriell hergestellten Massenware, wie wir sie heute kennen. Diese Toiletten bezeichne ich hier als Produkt. Demnach war die Toilette in ihrer Objektentwicklung zuerst ein Ort, dann ein Artefakt und schließlich – bis heute – ein Produkt.

2.1. gebaute Toiletten

Toiletten sind so alt wie die Anfänge der Zivilisation, mit deren Verlauf auch ein an Umwelt und Gesellschaft angepasster Umgang mit körperlichen Prozessen und Bedürfnissen wie Ruhen und Schlafen, Kleidung, Essen und eben auch die Ausscheidung entstand.

Die Einrichtung von Toiletten war immer verknüpft mit der Bildung von größeren Siedlungen. Die ältesten Toiletten, die bei Ausgrabungen gefunden wurden, sind ca. 6000 Jahre alt und befinden sich in Scara Brae auf den Orkney Inseln.¹ Die nach heutigem Wissensstand ältesten bewässerten Toiletten wurden in einer Stadt der Induskultur, nahe dem heutigen Mohendjo-Daro in Pakistan, gefunden, deren wassertechnische Anlagen auf das 3. Jahrtausend v. Chr. datiert werden.² Ein gut erhaltenes Hocklosettl aus dem 13. Jahrhundert v. Chr., das in Kombination mit einem Waschplatz gebaut wurde, befindet sich noch heute in Assur im Vorhof eines Tempels.³ Die Toilette und die Waschgelegenheit sollten den Tempel und die darin stattfindenden Zeremonien auch im rituellen Sinn vor Verunreinigungen schützen – sie hatten also nicht nur funktionale Bedeutung. Weitere Sanitäranlagen mit Wasserleitungssystemen auf bautechnisch hohem Niveau waren außerdem in antiken griechischen, römischen und byzantinischen Siedlungen errichtet worden.

Die ersten gebauten Toiletten waren keine komplizierten Apparate, sondern sie bestanden aus einer Sitz- oder Stehfläche mit Aussparung. Aufgrund dieser Niederkomplexität ist bei der anfänglichen Entwicklung der Toilette nicht der Gegenstand entscheidend, sondern die Tatsache, dass ortsfeste gebaute Latrinen zu einem generellen Bestandteil von Behausungen wurden. Abgesehen von Nachttöpfen wurden mobile Klosetts erst ungefähr ab dem 16. Jahrhundert verwendet. Bis dahin waren Toiletten ortsfest und meistens außerhalb des Wohnbereichs untergebracht. Externe Abtritte waren sowohl in ländlichen Gegenden als auch in den Städten über Jahrhunderte üblich und wurden effektiv erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts aufgegeben.

In Häusern, die zu landwirtschaftlich bewirtschafteten Flächen gehörten, wurden in der Regel tierische und menschliche Exkremente erst gesammelt und dann als Dünger dem natürlichen Kreislauf zurückgeführt. In Europa war diese Handhabung bis ins 16. Jahrhundert hinein auch in den Städten üblich. Innerhalb der mittelalterlichen Stadtmauern wurden noch Felder und Gärten bewirtschaftet, und der verwendete Dünger kam vom eigenen Misthaufen oder aus der eigenen Senkgrube. Erst als in den Städten keine Landwirtschaft mehr betrieben wurde, weil die bisher genutzten Flächen aufgrund der steigenden Anzahl von Einwohnern bebaut wurden, sammelte man die Fäkalien zunächst in den Höfen, um sie dann entweder auf das eigene Feld außerhalb der Stadt zu bringen oder an Bauern zu verkaufen. Damit erklärt sich, warum in den bäuerlichen und vielen städtischen Hauswirtschaften häufig kein spezieller Raum und keine Einrichtung für Körperausscheidungen vorhanden waren: Man entledigte sich auf dem Feld beziehungsweise im Garten oder Hof des Hauses oder auch in den Tierställen, die witterungsgeschützt und im Winter angenehm warm waren.

Ein erster Entwicklungsschritt vom definierten Ort zum Artefakt war das Loch im Boden. In zweistöckigen Bauernhäusern mit einem Stall im Erdgeschoss und den Wohnräumen im darüberliegenden Stockwerk gab es bisweilen eine Öffnung im Zwischenboden, durch die die Fäkalien direkt nach unten in die Stallungen plumpsen konnten. Wurde der Abtritt nicht benutzt, dann deckten Bretter das Loch ab.⁴

Das größte Problem dieser Art von innenliegenden Abtritten war selbstverständlich der Geruch, der von der Grube oder den Ställen in die Wohnräume zog. Bis zur Erfindung eines effektiven Geruchverschlusses war dies der Grund für die Bevorzugung von Toiletteinrichtungen außerhalb der Wohngebäude. Diese externen Abtritte wurden meistens in einem separaten Häuschen untergebracht.

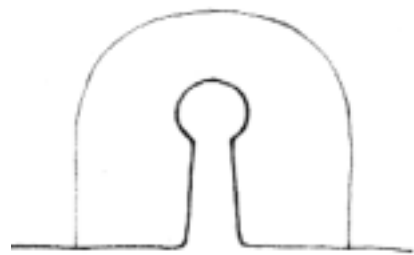
Vor dem 16. Jahrhundert waren in bäuerlichen Gehöften Abtritte mit einer Sitzmöglichkeit selten – erst im 19. Jahrhundert wurde sie dort zur Regel.⁵

die Form der Sitzöffnung

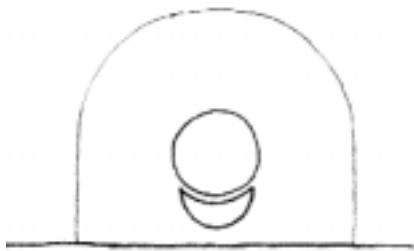
Bei der Produktentwicklung der Toilette war die Form der Sitzöffnung das erste wirklich charakteristische Merkmal, durch das sich Toiletten je nach Zeit und Region unterschieden.

Ein Klosettsitz aus el Amarna in Mittelägypten (14. Jahrhundert v. Chr., s. Abb. 1.01) weist eine kleine kreisrunde Öffnung auf, die nach vorne durch einen Schlitz fortgeführt wird. Eine ähnliche Sitzform, allerdings mit einer zweiteiligen Öffnung, ist in Jerusalem bei Ausgrabungen gefunden worden (10. bis 7. Jahrhundert v. Chr., s. Abb. 1.02). Ein Sitz aus der griechischen Stadt Olynth (4. Jahrhundert v. Chr., s. Abb. 1.03) hat eine schlitzförmige Aussparung, die sich im hinteren Bereich zu einem Kreis öffnet.

Neudecker beschreibt für die römischen Latrinen der Kaiserzeit sechs verschiedene Sitzformen (s.



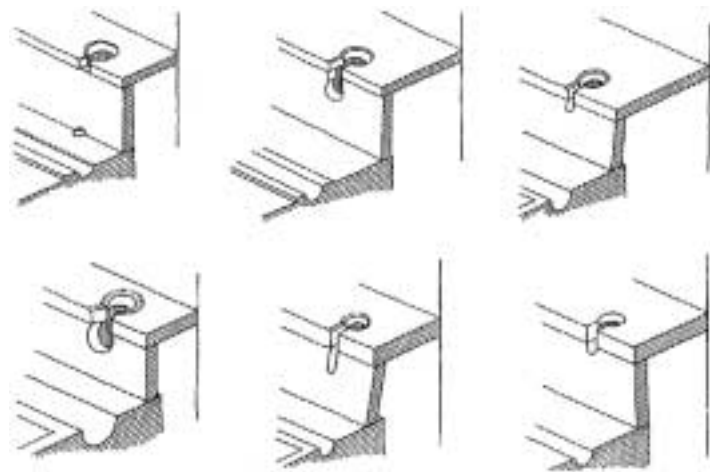
1.01 Toilettensitz mit Sitzmulde
Zeichnung nach Fund in Armarna, Ägypten, 14. Jh. v.Chr.



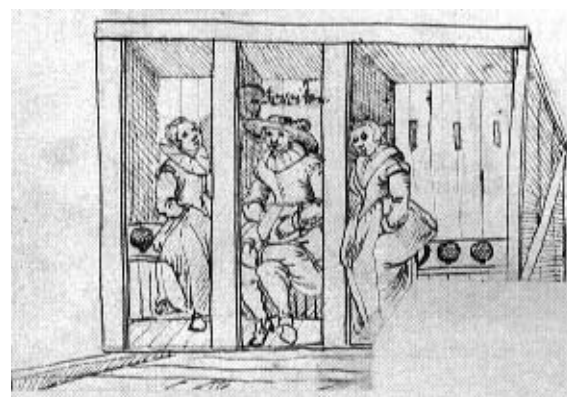
1.02 Toilettensitz mit Sitzmulde
Zeichnung nach Fund in Jerusalem, 10.-7. Jh. v.Chr.



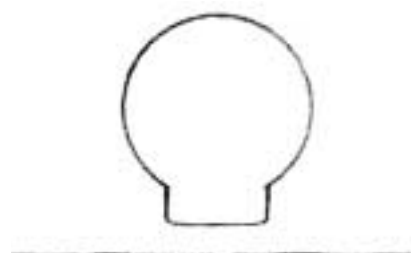
1.03 Toilettensitz
Zeichnung nach Fund in Olynth, Griechenland, 4. Jh. v.Chr.



1.04 Sitzformen römischer Bedürfnisanstalten in Athen, Milet, Leptis Magna, Pergamon, Sabratha, Vaison, 1. – 3. Jh. n.Chr.
aus: Neudecker, S. 50, Abb. 19



1.05 aus dem Reisetagebuch von Georg Faber, Norddeutschland, 1631/32
aus: Fundgruben, S. 10



1.06 typische Sitzform mittelalterlicher Latrinen in Deutschland und der Schweiz
vgl.: Fundgruben, S. 10, 11, 27, 39



1.07 Überreste einer auskragenden Toilette, bewehrte Klostermühle, Cougnaguet, Südfrankreich, 14. Jh.
Aufn. Möllring 1999

Abb. 1.04), deren Gestaltung jeweils nur in den öffentlichen Bedürfnisanstalten der einzelnen Städte identisch war, auch wenn die Architekten die Planung in mehreren Orten übernommen hatten. Daraus schloss Neudecker, dass die Formgebung der Sitze vermutlich nicht von den Architekten stammte, sondern den bauausführenden Steinmetzen überlassen wurde, die dann die lokal tradierten Formen verwendeten.⁶

Bei diesen zeitlich und regional sehr unterschiedlichen Beispielen ist als Gemeinsamkeit erkennbar, dass die Sitzöffnungen relativ klein gehalten wurden. Die Sitze der mittelalterlichen Latrinen waren vergleichsweise größer, aber nicht immer kreisrund, wie dies von den Vorläufern der heute üblichen ovalen Toilettenränder zu erwarten wäre – und häufig war am vorderen Teil der Öffnung eine eckige Ausbuchtung eingearbeitet (s. Abb. 1.05 u. 1.06).⁷

Die ovale Sitzform hat sich erst im Verlauf des 19. Jahrhunderts herausgebildet. Sie entstand aufgrund des darunterliegenden Toilettenrands, in den die Spülung integriert wurde. Damit das Wasser von der Einlassöffnung aus um den gesamten Rand geführt werden kann, darf kein Absatz vorhanden sein. Die länglich-ovale Form entspricht im Vergleich zu kreisrunden Öffnungen eher den anatomischen Anforderungen, und sie ist gleichermaßen geeignet für den Spülrand.

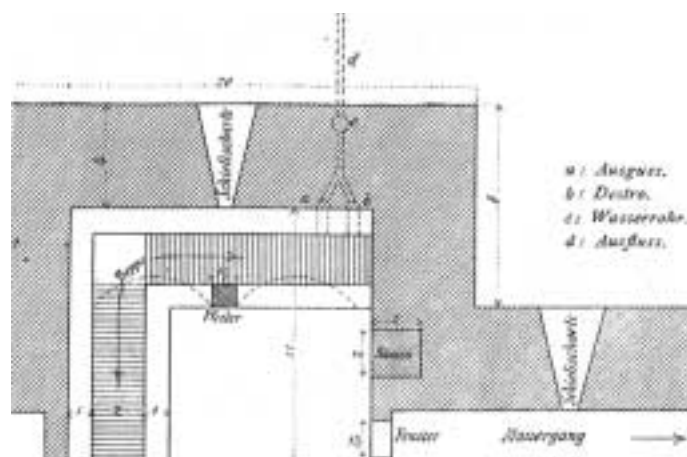
Entwicklung von Varianten

Während in ländlichen Gegenden spezielle Toiletteneinrichtungen in hygienischer Hinsicht nicht unbedingt nötig waren, wurde die Handhabung der anfallenden Exkremente in verdichteten Wohnsituationen, die in den europäischen Städten des Mittelalters wieder verstärkt auftraten, prekär. Die bestehenden urbanen Strukturen boten keinen systemischen Ansatz für eine zufriedenstellende Lösung, so dass die Städte bei steigenden Bevölkerungszahlen in ihrer urbanen Entwicklung den Bedürfnissen ihrer Einwohner nicht gerecht werden konnten. Oft fehlte in Stadthäusern selbst ein externer Abort, und die Bewohner mussten jeweils ihre eigenen Lösungen finden. Diese bestanden in der Regel darin, Kot und Urin in mobilen Kübeln oder Nachttöpfen im Haus zu sammeln und zur Entleerung auf die Straße oder den Hof zu schütten.

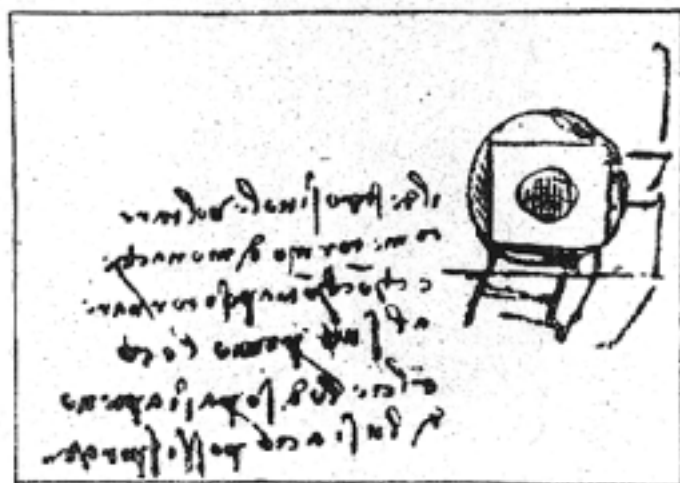
Nur in klösterlichen Anlagen des Mittelalters entstand eine bauliche Systematik für Toiletten und andere sanitäre Einrichtungen.

Im St. Galler Klosterplan⁸, von dem eine Kopie aus der Zeit um 820 erhalten ist, sind die Latrinen („*necessarii*“) in speziellen Häusern untergebracht, die zur größeren Bequemlichkeit der Mönche in direkter Verbindung zu den Dormitorien gebaut wurden.

Auf dem Idealplan für Zisterzienserklöster⁹ wiederum ist zu sehen, dass in den Anlagen, die ohnehin nach Möglichkeit an einem Fluß gebaut werden sollten, die Toiletten an den unteren Teil des Flussabschnitts oder sogar an einen speziell abgeleiteten Seitenkanal gelegt wurden. Der Vorteil dieser Toiletten war, dass die Exkremente vom Wasser fortgetragen wurden, ohne das Trinkwasser zu kontaminieren. Ein deutliches Beispiel hierfür ist eine bewehrte Mühle, die im 14. Jahrhundert von Zisterziensern errichtet wurde, und in der die Toilette in einem Erker über dem Mühlbach untergebracht war. (Abb. 1.07)



1.08 Antonio Averlino Filarete, Tractat über die Baukunst, Buch V, Die Vollendung der Stadtbefestigung aus: Oettingen, S. 150



1.09 Leonardo da Vinci, geruchloser Sitz, um 1488 aus: Feldhaus, S. 102

Die ersten Entwürfe für Toilettenanlagen, die für städtische (bzw. weltliche) Bauten gedacht waren, sind bei einigen Architekten und Künstlern der Renaissance zu finden. Die zwei Beispiele, die hier nachfolgend beschrieben werden, stammen von Filarete und da Vinci. Beide entstanden im Zusammenhang von Entwürfen für Stadtutopien.

Filarete, der mit „Sforzinda“ die erste, als eigenständige Anlage geplante Idealstadt der Renaissance entwarf¹⁰ und illustrierte, wollte mit den Straßenanlagen und Hausgrundrissen vor allem die Reinhaltung der Stadt „zur großen Bequemlichkeit der Bewohner“¹¹ erreichen.

Für die Gemächer in den Wehrtürmen plante er neben einer Versorgung mit frischem Wasser „ein(en) Ausguss, nämlich eine Gewölbenische in der Wand [...] und daneben ein(en) Abtritt. Das Regenwasser von der Plattform des Turmes wird durch ein Rohr an diesem Ausguss vorbeigeleitet, so dass es sämtliche Abfälle fortspült und durch die Cloake in den (Stadt-)Graben hinausbefördert.“¹² (Abb. 1.08)

Abgesehen von einer Ver- und Entsorgung mit fließendem Wasser ist der Entwurf für die Toilette und ihre Anordnung im räumlichen Gefüge keine Neuerung. Wie bei der zuvor erwähnten Klostermühle aus dem 14. Jahrhundert wurden auch in den Städten und Wehrbauten des Mittelalters Abtritte errichtet, die direkt in die Mauer integriert waren oder die wie Schwalbennester aus der Außenmauer kragten. Die von Filarete vorgeschlagene Bauweise der Toiletten entsprach also dem Stand der Technik. Es ist in diesem Zusammenhang allerdings doch erwähnenswert, dass die Toiletten bereits bei der Planung von Sforzinda berücksichtigt wurden. Und auch hier war ein Loch beziehungsweise eine Öffnung – in diesem Fall vom Innenraum durch die Mauer nach außen – das wesentliche funktionale Merkmal der Toilette.

Ungefähr zwanzig Jahre nach Filarete entwickelte Leonardo da Vinci ein urbanistisches Konzept, in dem er einen Schwerpunkt auf die Regelung der sanitären Verhältnisse legte.¹³ Auch er entwirft ein Ideal: Die Stadt soll in der Nähe eines Flusses liegen und in quadratischem Raster von Kanälen durchzogen sein, für die Organisation der Ver- und Entsorgung schlägt er zwei unterschiedliche Straßenniveaus vor.¹⁴

Neben diesem stadthygienischen System entwarf Leonardo eine Toilette, die ebenfalls entsprechend der mittelalterlichen Bauweise in die Wand integriert war. Mit einem besonderen Mechanismus sollte außerdem verhindert werden, dass der Gestank der Grube durch die Toilettenöffnung steigt: „Der Sitz der Latrine muß sich drehen wie das Fensterchen in den Klöstern, in dem er durch ein Gegengewicht in seine erste Stellung zurückkehrt. Und der Deckel über ihm sei ganz durchlöchert, damit er ausdünsten kann.“¹⁵ Der Sitz wird also, nach dieser knappen Beschreibung und der Zeichnung (s. Abb. 1.09) zu urteilen, nur zur Benutzung aus der Wand geschwenkt werden, um anschließend, von einem Gegengewicht gehalten, wieder zu verschwinden. Das Zurückdrehen des Sitzes soll verhindern, dass der Latrinengeruch in das Haus gelangt. Der durchlöchernde Deckel ermöglicht dabei den Abzug der Gerüche nach außen, vermutlich durch einen Schacht.

Die großzügigen Pläne von Filarete und da Vinci blieben Entwürfe. Sie waren auf keine konkrete Bausituation bezogen, und es ist fraglich, ob eine Umsetzung jemals projektiert worden war.

In der Folge ließ das Interesse an stadthygienischen Infrastrukturen nach und wurde von Bestrebungen zur Weiterentwicklung von städtischen Verteidigungssystemen überlagert¹⁶, d.h. die Beschaffenheit der sanitären häuslichen Anlagen stagnierte für lange Zeit.

Später wurde unter der Herrschaft der absolutistischen Regenten der Schwerpunkt der Bautätigkeiten vor allem auf den repräsentativen Ausbau der jeweiligen Residenzen gelegt. Dafür griff man oft radikal in die bestehenden Stadtstrukturen ein. Der überwiegende Teil der städtischen Bevölkerung profitierte allerdings kaum von diesen Maßnahmen. Nur die Bewohner der höfischen Bauten konnten die neuen Bequemlichkeiten der angelegten Wege, gepflasterten Höfe, Gärten usw. in Anspruch nehmen. Sanitäre Einrichtungen wurden in der Regel jedoch nicht gebaut.

Neben dem Umbau von bestehenden Städten setzte außerdem eine Art Stadtflucht ein, bei der die Herrschenden durch den Bau vollkommen neuer Schlossanlagen auf dem Land versuchten, den in städtebaulicher und politischer Hinsicht unbequemen Städten zu entkommen. Aber auch diese neuen höfischen Bauten des Barock und Rokoko hatten nur selten zufriedenstellende Toilettenanlagen, denn statt fest eingebauter Einrichtungen wurden für gewöhnlich mobile Leibstühle verwendet.

In Versailles, das ein Muster für zahlreiche andere aristokratische Bauten war und deshalb auch in diesem Zusammenhang als Beispiel dienen soll, waren bei der Grundrissplanung keine Toiletten vorgesehen worden – es gab aber zur Zeit Ludwig XIV. insgesamt 274 Leibstühle im Schloss.¹⁷ Da jedoch erheblich mehr Personen dort lebten und arbeiteten, benutzten diejenigen, die keinen Zugang zu diesen Toiletten hatten, entweder das Gelände um das Schloss oder auch die Treppenaufgänge und andere Winkel innerhalb der Gebäude.¹⁸

2.2. mobile Klosetts - die Vielfalt der Varianten

Für den häuslichen Gebrauch werden etwa ab dem 16. Jahrhundert verschiedene Klosetts mit Gefäßen für die Aufnahme von Exkrementen gebräuchlich. Diese Toiletten sind mobil – wie auch die integrierten Sammelgefäße, damit deren Inhalt zur außerhalb des Hauses gelegenen Latrine gebracht werden konnte. Gebaute ortsfeste Toiletten wurden nach wie vor verwendet, aber im Unterschied zu den mobilen Toiletten weder formal noch funktional weiterentwickelt.

Auch andere häusliche Hygienegegenstände wie Waschbecken oder Badewanne und Bidet¹ waren mobil.² Dies war sogar in Häusern der Fall, die bereits über einen eigenen Wasseranschluss verfügten.³ Ihre Mobilität begünstigte die Funktions- und Formenvielfalt der Sanitärobjekte, denn erst mit der allgemeinen Standardisierung von Wasseranschlüssen und Abflussleitungen und mit der Zusammenlegung der verschiedenen Funktionen in einem Baderaum wurden auch die zugehörigen Installationen formal und teilweise auch funktional vereinheitlicht.

Die unterschiedlichen mobilen Toiletten lassen auf ein zunehmendes Interesse am regulierten Umgang mit den eigenen Exkrementen schließen, und zwar insbesondere im häuslichen Bereich. Im 16. Jahrhundert entstanden Benimmregeln, an denen erkennbar wird, dass das Verrichten der Notdurft an bestimmten Orten innerhalb der höfischen Bauten nun als „*unverschämt*“ empfunden wurde.⁴ Die höfischen Gewohnheiten wurden nach und nach von der Bevölkerung übernommen, und mit der Veränderung der Umgangsformen, die sich dann in allgemeinen Handlungsmaximen verfestigten, entstand schließlich auch der Bedarf an neuen Gegenständen und Einrichtungen. Da bauliche Veränderungen wie die Einrichtung einer Toilette innerhalb eines vorhandenen Hauses aufwendig sind, kamen zunächst vor allem mobile Toiletten in Gebrauch.

Abgesehen von den simplen Töpfen waren anfangs die diversen mobilen Klosetts speziell angefertigte Luxusgegenstände, die sich im Besitz von sehr wohlhabenden Personen befanden. Erst im 19. Jahrhundert wurden mobile Toiletten industriell und in einfacheren Formen hergestellt und dadurch auch für die mittleren und unteren Schichten erschwinglich. Später, bei der allgemeinen Einführung der Wasserklosetts, wurden mobile Toiletten dann schließlich nur noch in Haushalten verwendet, die über keinen Wasseranschluss verfügten, und gegen Ende des 19. Jahrhunderts waren mobile Klosetts nur noch billige und letztendlich veraltete Gegenstände.

Die mobilen Toiletten wurden auch Leibstuhl oder Zimmer- beziehungsweise Eimerklosett genannt. Für ihre äußere Gestalt entwickelte sich eine große Spannweite an Formen und Typen, doch in zweierlei Hinsicht bestand Einheitlichkeit: Die wesentlichen funktionalen Elemente – die Sitzfläche mit einer Aussparung und einem Aufnahmegefäß darunter – wurden kaschiert und die stets integrierten, ebenfalls mobilen Keramik- oder Metalltöpfe waren einfach gearbeitet und entsprachen im Wesentlichen den Töpfen, die einzeln als Nachttöpfe verwendet wurden.

Außer den Toiletten, die eigenständige mobile Objekte waren, wurden auch verschiedene Möbelstücke hergestellt, die für die Unterbringung von Nachttöpfen vorgesehen waren. Diese Einrich-

1.10 a



1.10 b



1.10 c



mobile Toilette in Form eines Foliantenstapels, 18. Jh.
Kleines Sanitärmuseum Gmunden, aus: History of European Toilets, S. 53



1.11 b

1.11 c

1.11 a



mobile Toilette in Form einer Biedermeiertruhe, 1840
Kleines Sanitärmuseum Gmunden, aus: History of European Toilets, S. 72

tungsgegenstände wurden allerdings nicht ausschließlich für diesen einen Zweck gebaut, sondern zum Beispiel als Waschtische oder Nachtschränken multifunktional gestaltet und genutzt. Wie die mobilen Toiletten waren auch sie Camouflagens, die durch ihre äußere Form nicht anzeigen, dass sich innen ein Sammelgefäß befindet.

In der folgenden Beschreibung können die mobilen Toiletten nicht nach übergeordneten Kategorien gegliedert werden, da die jeweilige Gestaltung der verschiedenen Objekte oder Möbelstücke letztlich eigenständig war und selten gemeinsame Objektentwicklung zu erkennen sind. Nur einige wenige Toilettentypen entstanden aus der Hybridisierung vorhandener Formen.

Im Anschluss an die Beschreibung der mobilen Toiletten werden die Gestaltung und der Gebrauch der mobilen Gefäße dargestellt, die allgemein als Nachttöpfe oder Nachtgeschirr bezeichnet wurden. Sie sind die mobilen Toiletten par excellence – denn im häuslichen Bereich waren sie noch lange nach der standardmäßigen Einführung von WCs bis in die 1950er Jahre hinein üblich.

Foliantenstapel

Im 17./ 18. Jahrhundert wurden die zentralen funktionalen Elemente der Toilette – die Sitzfläche und das Sammelgefäß – in Kisten verborgen, die auf den ersten Blick aussahen wie Foliantenstapel auf einem Schemel. (Abb. 1.10 a-c) Da dieses Motiv sehr beliebt war und zu einer Art Mustervorlage für die ersten Zimmerklosetts wurde, entwickelte sich die Tarnung sukzessiv zum Zeichen. Warum ausgerechnet die Bücherstapel den Anfang in einer ganzen Reihe von getarnten Gegenständen machten, ist unklar. Vermutet werden kann aber, dass in einer Zeit, in der die Fähigkeit zu lesen noch ein Privileg und Bücher ein kostbarer Besitz waren, ein Stapel großer schwerer Bände den Status der Besitzer zusätzlich hervorheben sollte.

Die Form gibt keinen Hinweis auf ihren Standort im häuslichen Bereich, denn die mobilen Toiletten wurden eher im Schlaf- oder Ankleidebereich verwendet und nicht im Arbeitsraum oder der Bibliothek.

Jedenfalls standen Druckerzeugnisse später noch auf ganz andere Art in Bezug zur Toilette: Einerseits wurden mit der Popularisierung von Printmedien alte Zeitungen, Zeitschriften und Kataloge als Toilettenpapier⁵ verwendet, und andererseits war und ist auch heute noch Lesen ein häufiger Zeitvertreib auf dem Klo⁶, denn für viele ist die Toilette einer der wenigen Orte, wo sie zumindest für eine kleine Weile ungestört lesen können.

Truhen und Kommoden

Andere Zimmerklosetts bestanden aus Gefäßen, die in mehr oder weniger dekorierten Truhen untergebracht waren – ein Sujet, das schon im 16. Jahrhundert existierte und besonders zu Beginn des 19. Jahrhunderts weit verbreitet war.⁷ (Abb. 1.11 a-c)



1.12 Biedermeier-Kommode, um 1820
Nachttopfmuseum München, Aufn. Möllring 2000

Truhen gehörten zu den ersten häuslichen Möbeltypen. Sie waren seit dem 12. Jahrhundert zur Aufbewahrung von Kleidung und sonstigem Hausrat gebräuchlich⁸, bis sie Anfang des 18. Jahrhunderts von der Kommode abgelöst wurden.⁹ Dadurch war die zu ihrem ursprünglichen Zweck nicht mehr verwendete Truhe quasi freigeräumt für neue Funktionen, wie zum Beispiel die Aufbewahrung von Sammelgefäßen. Vergleichbar mit den Foliantenstapeln zeigten die altmodisch gewordenen Truhen an, wofür sie gebraucht wurden, d.h. die äußere Form symbolisierte die innere Funktion als Zimmerklosett, obwohl kein tatsächlicher Zusammenhang zwischen Form und Funktion bestand.

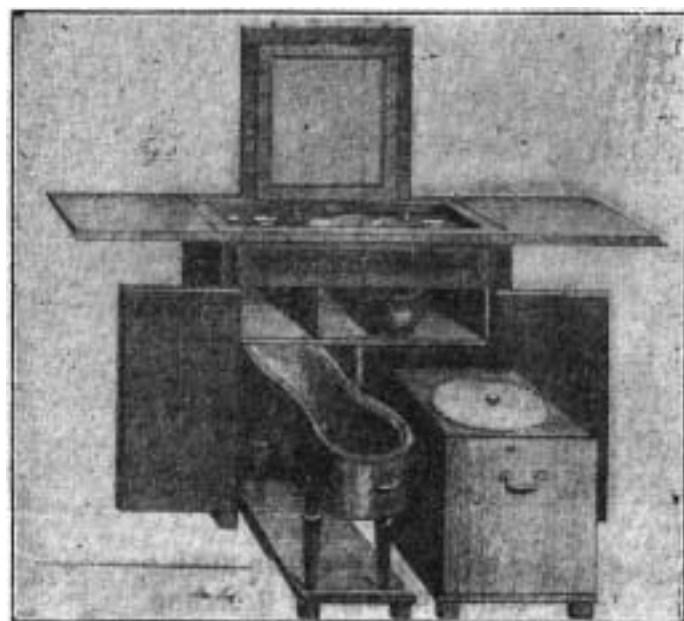
Später gab es auch Kommoden mit integrierten Sammelgefäßen. Im Nachttopf-Museum in München ist eine relativ große Biedermeierkommode (ca. 1820) ausgestellt, unter deren aufklappbarem Oberteil ein Keramiktopf und seitliche Papierhalter verborgen sind. (Abb. 1.12) Hier allerdings ist die Tarnung perfekt: Mit drei großen Schubladen, an denen sogar jeweils Schlösser angebracht sind, entspricht das Möbel noch unserer heutigen Vorstellung von einer ganz normalen Kommode. Doch die beiden oberen Schubfächer funktionieren in ungewöhnlicher Art, denn das erste Fach entpuppt sich als eine Verblendung, die mit einem Scharnier an der nach hinten klappbaren Deckplatte befestigt ist, und die mittlere Schublade lässt sich nicht herausziehen, solange der Sammeltopf noch in der Kommode steht.

Toilette(n)möbel

Spezielle Möbel, die außer einem Topf auch noch Waschschüssel, Wasserkanne sowie Fächer und Schubladen für weitere Utensilien enthielten, wurden ab Ende des 18. Jahrhunderts hergestellt. In den Musterbüchern von Sheraton, Chippendale und Hepplewhite finden sich *night tables*, *pot cupboards*, *shaving tables*, *night bason stands* und *dressing chests*.¹⁰ Auch deutsche Möbelmacher hatten derartige Möbelstücke in ihrem Sortiment, wie eine Abbildung der Leipziger Fa. Hoffmanns von 1795 belegt.¹¹ (Abb. 1.13)

Dies waren die ersten Einrichtungsobjekte mit einem Klosett, für die eine eigenständige formale Typologie entwickelt worden war. Wenn auch das Toilettengefäß und die anderen Utensilien im geschlossenen Zustand verborgen wurden, so simulierten sie doch kein anderes Möbelstück, wie es bei jenen Zimmerklosetts der Fall war, die zugeklappt aussahen wie Bücherstapel oder gewöhnliche Truhen und Kommoden zur Aufbewahrung von Wäsche und anderen Gegenständen.

Eine billige und häufig verwendete Alternative zu diesen aufwendig gearbeiteten Möbelstücken waren die Waschtische, die meist in Kombination mit Ankleidetischen in Gebrauch waren. Die beiden Tischmöbel wurden normalerweise im Schlafzimmer beziehungsweise Schlafbereich aufgestellt und waren üblich, bis Bäder zur Grundausstattung von Wohnungen gehörten. Der Waschtisch war nicht nur der Platz für das Waschgeschirr wie Schüssel, Wasserkrug, Seifenschale und andere Utensilien, sondern hier wurde auch das Nachtgeschirr hineingestellt, wenn kein anderes Möbel dafür vorhanden war.



1.13 Toilettetisch der Fa. Hoffmanns, Leipzig 1795
aus: Feldhaus, KaPiFu, S. 244

Aus der Integrierung von Sammelgefäßen in Möbelstücke, die für die Körperpflege im weitesten Sinn, also zum Waschen und auch zum Ankleiden, Schminken, Schmücken usw. benutzt wurden, folgte die Zuordnung der mobilen Toiletten zum Schlafzimmer oder Boudoir. Diese Verbindung zeigt sich auch sprachlich, denn 'Toilette' kann noch heute als Bezeichnung für elegante Kleidung verwendet werden und 'Toilette machen' meint, sich zu waschen, zu frisieren, zu schminken und anzuziehen. Etymologisch ist 'toilette' die Verkleinerung von 'toile', d.h. Gewebe, und war die Bezeichnung für ein Tuch, auf das Putzgegenstände gelegt wurden. Im Frauenzimmer-Lexicon von 1715 war „*Toilette oder Nacht-Tuch*“ als „*ein Tuch von reiner Leinwand, worein das Frauenzimmer ihre Nachtkleider zu schlagen pfleget*“ definiert.¹² Die Bedeutung wandelte sich weiter zu „*Aussteuer an Nachtkleidern und Schmucksachen bei Fürstlichkeiten*“¹³ und schließlich „*Putztisch*“¹⁴. Erst um 1900 wird der Begriff auch als Bezeichnung für Klosetts verwendet.

Neben der aufgezeigten Verbindung zur Kleidung und Körperreinigung taucht hier außerdem der tageszeitliche Zusammenhang der Benutzung dieser Gegenstände auf: wie das Nachttuch oder die Nachtkleider wurden auch der Nachttopf oder das Nachtgeschirr vor allem in der Zeit der üblichen Schlaf- beziehungsweise Ruhephasen verwendet.

Geschirrschrank

Als englische Möbelmacher wie Chippendale, Sheraton, Hepplewhite und Adam in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ihren eigenständigen Stil und neue Möbeltypen wie die erwähnten Toilettemöbel mit integriertem Klosett entwickelten, veränderten sich auch zwei der bis dahin verwendeten Geschirr- und Serviermöbel im Speisezimmer. Für das eigentliche Anrichten von Speisen wurden nur noch einfache Tische (*dresser*) ohne Unter- und Aufbauten benutzt, und für die Aufbewahrung von Geschirr und Gerät wurden halbhohe Büfets üblich. Robert Adam ergänzte diese vergleichsweise leichten Möbelstücke um zwei Schränkchen, die er jeweils seitlich unter die Tischplatte setzte.

Hermann Muthesius beschrieb diese Anordnung noch 1904, also etwa hundert Jahre später, als eigentümlich für das englische Büfett und erläuterte zur Funktion der beiden unteren Kästen: „*Das Schränkchen rechts nahm den Weinbehälter auf, das linke enthielt damals [Ende 18. Jh./ Anfang 19. Jh.] – ein Nachtgeschirr. Die Erklärung für diesen Gebrauchsgegenstand ist wohl in der Sitte zu suchen, daß damals nach dem Essen von den zurückbleibenden Männern eine kräftige Zeche- rei veranstaltet wurde, während sich die Damen in den Drawingroom zurückzogen. Das Nachtgeschirr wurde, wenn das Büffet sehr tief war, auch im hinteren Teil des linken Schrankes untergebracht, der durch eine seitlich versteckte Tür, und zwar durch Druck auf einen unsichtbaren Knopf, zu öffnen war. Die Möbelbücher enthalten genaue Darstellungen dieser Maschinerie. Nachdem diese seitlichen Schränke einmal angebracht waren, fand sich die verschiedenartigste Verwendung für sie ein. ... In einem dieser Schränke fand sich ein Tellerwärmer, während der andere zur Aufnahme des Nachtgeschirrs diente. Diese Schränkchen hatten stets einen Aufsatz in Form einer Vase oder Urne, für die sie, künstlerisch betrachtet, den Unterbau abgaben (daher ihr Name pedestals, d.h. Postamente).*“¹⁵

Nach dieser Darstellung wurde also zumindest zu Beginn das im Schrank verborgene Geschirr zum Urinieren verwendet, und zwar nur von den männlichen Benutzern. In Muthesius Beschreibung der typischen Möbelstücke des Drawingrooms, in dem sich die Frauen nach dem Essen aufhalten, ist kein Äquivalent zu finden. Hier gab es zwar Vitrinenschränke, in denen Porzellanobjekte zur Schau gestellt wurden, aber ein Geschirr für die Aufnahme von Urin wird hier nicht erwähnt, obwohl ein derartiges Objekt bekannt war.

Die sog. „*Bourdaloues*“ waren ovale Gefäße mit einem Henkel, die ausschließlich von Frauen zum Urinieren verwendet wurden. (s.a. Kap. zu Frauenurinalen, S. 124/ Abb. 3.22 und Kap. zu Bekleidung, S. 156/ Abb. 4.11). Klauda beschreibt im Zusammenhang ihrer Benutzung, dass die Bourdaloues in der Regel in gleichgeschlechtlicher Gesellschaft benutzt wurden. Wenn sich aber eine Gruppe von Männern in der Nähe aufhielt, dann konnte die Verwendung dieser Uringefäße im Kreis der Frauen durchaus auch Teil einer galant-erotischen Kommunikation sein.¹⁶

Nachtschrank

In Anlehnung an die Konfiguration des beschriebenen Geschirrschranks entwickelte sich in England die Bezeichnung „*pedestal*“ für Nachtschränkchen: „*Sprachlich interessant ist die Wandlung des Begriffes pedestal (Postament), die von diesen Begleitschränkchen [des Geschirrschranks] ihren Ausgang nahm. Pedestal wurde durch den Umstand, daß eines dieser Schränkchen das Nachtgeschirr enthielt, der Gattungsbegriff für das später aufkommende Nachtschränkchen im Schlafzimmer, das in England noch heute diese Bedeutung trägt.*“¹⁷

Auch im Deutschen verhüllen Begriffe wie 'Nachttisch' oder 'Nachtschrank' deren eigentliche Funktion. Abgesehen von den bereits erwähnten Waschtischen waren sie die gebräuchlichsten Aufbewahrungsmöbel für das Nachtgeschirr.

Die Nachtschränkchen sahen aus wie kleine, schlanke Kommoden, in denen hinter einer Tür der Nachttopf, für Blick und Nase verborgen, aufbewahrt wurde. Das Gefäß war dort relativ sicher verstaut, damit es gerade im Dunkeln nicht versehentlich umgestoßen werden konnte.

Ihrer Gestaltung nach waren die Nachtschränke Varianten der getarnten Möbelstücke mit integrierter Toilette, denn wie die Truhen oder Kommoden zeigten auch sie nach außen in keiner Weise ihre Funktion an.

Die Nachttische standen normalerweise neben dem Bett. Folglich war die Kombination von Bettstelle, Nachttisch und Nachttopf – vorausgesetzt das Bett wurde nur von einer Person benutzt – eine individuell verwendete Einrichtung und bildete das Komplement zu den ortsfesten Latrinen, die stets gemeinschaftlich genutzt wurden.

Als mit der Einführung von Bädern in Wohnungen die Waschtische allmählich verschwanden, blieb das Nachtschränkchen das einzige Toilette(n)möbel im Schlafzimmer. Es wurde auch dann noch für die Aufbewahrung des Nachttopfs verwendet, als mit der Verhäuslichung der Toiletten, die sich zeitlich sogar vor der allgemeinen Einführung der Bäder vollzog, das Nachtgeschirr eigentlich unnötig geworden war.



1.14 a + b Leibstuhl, 1890
Kleines Sanitärmuseum Gmunden, aus: History of European Toilets, S. 73



1.15 a + b Leibstuhl, 1905
Kleines Sanitärmuseum Gmunden, aus: History of European Toilets, S. 76



1.16 Leibstuhl, Frankreich
Aufn. Möllring 1995

Während man in England, wo die Toilettenräume konsequent in unmittelbare Nähe der Schlafzimmerräume gelegt wurden, die Verwendung von Nachttischen und Nachtgeschirr schon um 1900 aufgab¹⁸, hielt sich dieses Möbelstück auf dem europäischen Kontinent deutlich länger. Das lag zum einen an der vergleichsweise späten Einführung des WCs, zum anderen wurden hier die Toiletten eher mit dem Bad verbunden oder auch neben die Küche gelegt. Der Weg vom Schlafzimmer zur häuslichen Toilette wurde als so weit und unbequem empfunden, dass die alte Gewohnheit, in der Nacht das Nachtgeschirr zu verwenden, nur sehr langsam aufgegeben wurde.

Noch auf dem CIAM von 1929 wurde im Programm für die Minimalwohnung darauf hingewiesen, das *W.C. à l'étage* sei vorteilhaft, weil es das Verschwinden des Nachtgeschirrs begünstige. Außerdem könnten die Kosten für das Bad durch eine Verkleinerung des Schlafzimmers getragen werden, die wiederum durch das Wegfallen der Nacht- und Waschtische ermöglicht werde.¹⁹

Leibstühle

Leibstühle, die wie gewöhnliche Sessel oder Stühle aussahen, waren eine sehr gebräuchliche Variante der Zimmerklosetts. Formal sind sie dem Stuhl als westlichen Möbeltyp schlechthin nachgebildet, obwohl sie für eine ganz andere Nutzung vorgesehen waren. Weder eine geschlossene Sitzfläche, die womöglich noch gepolstert ist, noch eine Rückenlehne sind bei einer Toilette funktional oder ergonomisch sinnvoll.

Wie die Klosetts in Truhen, Kommoden oder anderen Möbelstücken sind bei den ersten Leibstühlen die innenliegenden Auffanggefäße dem Blick verborgen. (Abb. 1.14 a) Mit einem Deckel für das Sammelgefäß oder einem Verschluss für den umgebenden Behälter sollte die Geruchsausbreitung minimiert werden. Sehr effektiv war diese Methode allerdings nicht.

Auch diese mobilen Toiletten konnten sich anfangs nur Wohlhabende leisten, die sie als persönliche Gegenstände verwendeten. Ihr Gebrauch wurde für manche Besitzer so zur Gewohnheit, dass sie ihre Leibstühle auf Reisen mitnahmen beziehungsweise sich extra für diesen Zweck besonders leichte Leibstühle oder auch nur spezielle Sitzvorrichtungen, die teilweise klappbar waren, anfertigen ließen. Erst im 19. Jahrhundert wurden die Leibstühle in einfacherer Form allgemein üblich²⁰ und dann sogar bis nach 1900 als Inntoiletten in Wohnungen oder Häusern benutzt, in denen noch kein Wasserklosett angeschlossen war.

Die Leibstühle sind der einzige Typ mobiler Toiletten, bei dem eine längere Objektentwicklung erkennbar ist. Mit der Zeit verlor die Gesamtkonstruktion an Massivität. Die Rückenlehnen wurden kaum mehr gepolstert und niedriger und leichter gebaut. Auch die Sitzflächen bestanden bald nicht mehr aus Polstern, sondern aus planem Holz. Um 1900 werden die Sitze dann nicht mehr kaschiert, sondern häufig als Deckel mit Griff gearbeitet, so dass eine alternative Benutzung als Stuhl nicht mehr möglich war. (Abb. 1.15 a) Schließlich wurden auch die Rückenlehnen weggelassen und die Sammelgefäße nicht mehr verblendet. Aus dem getarnten Stuhl war also eine Haltekonstruktion für den Sammelbehälter geworden, die in dieser Funktion auch von außen erkennbar war.

Außer diesen Leibstühlen, die eher an einfache Hocker erinnerten, wurden Ende des 19. Jahrhun-

derts noch andere mobile Toiletten hergestellt, die wie geschlossene Eimer aussahen. Das Handbuch der Architektur von 1883 erwähnt diese tragbaren Aborte und zeigt auch einige Fabrikate.²¹ In der nachfolgenden Ausgabe von 1908 blieben diese Toiletten dann allerdings unerwähnt, weil die Autoren die mobilen Einrichtungen nicht mehr als Teil der Hausentwässerung verstanden.²²

Die Leibstühle waren das Bindeglied zwischen den 'alten' mobilen Toiletten ohne Wasserspülung, die innerhalb des Hauses verwendet wurden, und den neuen festinstallierten Wasserklosetts.²³ Einige frühe WCs wurden sogar wie Leibstühle verkleidet, so dass die Besitzer die Vorteile der technischen Neuerungen nutzen konnten, ohne ihre Sehgewohnheiten ändern zu müssen.²⁴ Ein häufiges Entwicklungsmuster wird dabei erkennbar: Eine neue Funktion – hier die Toilette – wird anfänglich in einer bereits bekannten Form beziehungsweise einem gebräuchlichen Möbelstück verborgen, bis die Nutzung im jeweiligen Handlungsrahmen assimiliert ist. Erst nach dieser Integration entsteht dann eine eigenständige und charakteristische Form für den jeweiligen Gegenstand. Auch bei den Leibstühlen war dies der Fall.

Dementsprechend hat der Kloststuhl (in Abb. 1.16), der noch bis 1987 auf einem Gutshof in Südfrankreich benutzt wurde, eine geradezu archetypische Form, die nichts mehr verbirgt: ein kreisrundes Loch in einer simplen Sitzfläche, die von vier Beinen über einem beliebigen Eimer gehalten wird. Es ist ein Leibstuhl ohne formale Kompromisse.

Bei anderen Toilettenstühlen, die weder formal noch funktional weiterentwickelt waren, deutete häufig nur die Konfiguration auf den vorgesehenen Gebrauch hin: Ein klappbarer oder abnehmbarer Deckel, unter dem sich eine Öffnung in der Sitzfläche befindet; ein Kasten unter dem Sitz für ein Gefäß; ein Türchen, um das Sammelgefäß herausnehmen zu können – das waren die formalen Details, die auf die eigentliche Objektfunktion hinwiesen.

2.3. kleine Gefäße – die Töpfe

Die einzigen Gefäße, die über sehr lange Zeit in nahezu in allen Haushalten zur Aufnahme von Exkrementen verwendet wurden, waren die sog. Nachttöpfe bzw. das Nachtgeschirr, die im Volksmund auch als „Brunzkacheln“, „Scherben“, „Mitternachtsvasen“, „Pieschpott“ usw. bezeichnet wurden. Schon in der Literatur des antiken Rom finden sich Beschreibungen, wie die Auffanggefäße verwendet wurden²⁵, und entsprechende Töpfe aus Ton (datiert auf das 1. Jahrtausend v. Chr.) wurden bei Ausgrabungen gefunden.²⁶

Ab wann im Europa der Neuzeit Leibtöpfe verwendet wurden, ist nicht genau bekannt, man geht aber davon aus, dass sie erst im 16. Jahrhundert wieder allgemein gebräuchlich wurden. Jedenfalls ist ihre Verwendung, wie auch bei den gebauten Toiletten, mit der Verdichtung des Wohnens verbunden. Auf einer Zeichnung von 1500 ist ein Nachttopf aus Holz unter einem Bett dargestellt.²⁷ Aus derselben Zeit stammen auch die ältesten erhaltenen Keramiktöpfe für diesen Zweck. Bis zum 17. Jahrhundert war Ton und später dann Porzellan das bevorzugte Material.

Die Gefäße aus Keramik hatten von Anfang an eine typische Form: Der obere Rand war breit, seitlich saßen ein, seltener zwei Henkel, die Silhouette war meist gebaucht. Auch in der Größe waren sie recht einheitlich. Deckel waren nicht üblich.²⁸

Die Benutzung der Töpfe war lange Zeit nicht mit Schamgefühlen verbunden. Norbert Elias beschreibt in „*Wandlungen in der Einstellung zu den natürlichen Bedürfnissen*“²⁹, wie ab dem 16. Jahrhundert zuerst in den oberen Schichten das Schamgefühl bezüglich den Ausscheidungsfunktionen allmählich steigt. Ihnen gebot dann das Feingefühl, jemanden nicht zu grüßen, der gerade seine Notdurft verrichtete. Stattdessen wurde es als höflich angesehen, diese Person zu ignorieren.³⁰ Bis das heutige Schamgefühl in allen Bevölkerungsschichten durchgesetzt war, dauerte es bis Ende des 19. Jahrhunderts³¹, und solange wurde der Topf auch in Gegenwart anderer Personen benutzt. In Wohn- und Kinderzimmern, im Boudoir und im Schlafzimmer, in Wirtsstuben, aber auch in Sälen für offizielle Anlässe waren sie zur Hand und wurden auch sichtbar verwendet. Aufgrund ihrer Benutzung in der Öffentlichkeit war der Topf auch ein Objekt, das der Distinktion diente. Oft waren sie dekorierte und teilweise kunstvoll gestaltete Gegenstände, manche Töpfe trugen erbauliche Sprüche oder politische Losungen, wieder andere waren mit erotischen Anspielungen dekoriert.³²

In der Regel war aber das Nachtgeschirr lediglich in der gleichen Art gestaltet wie das Waschgeschirr: Wasserkanne, Waschschüssel, Seifenhalter und Nachttopf bildeten dann in ihrer Gestaltung eine Einheit. Im 19. Jahrhundert und Anfang des 20. Jahrhunderts waren diese Hygiene-Sets auch in weniger begüterten Haushalten üblich.

Die Nachttöpfe wurden bis zum Aufkommen der Nachtschränke unter das Bett gestellt.³³ Sie wurden verwendet, um nachts nicht aus dem Schlafzimmer oder hinaus ins Freie gehen zu müssen. Die Platzierung des Topfes in der Nähe des Betts hatte zur Folge, dass er nicht abgeschlossen von den anderen Hausbewohnern verwendet wurde, denn den Luxus eines separaten Schlafzimmers konnten sich nur wenige leisten. Allerdings waren die Nachttöpfe persönliche Gegenstände, und zumindest jeder Erwachsene verfügte über einen eigenen Topf.

Eine weitere Besonderheit bei der Nutzung des Leibtopfs war, dass er vorrangig beim Urinieren innerhalb des Hauses verwendet wurden. Selbstverständlich konnten die Gefäße auch zum Defäkieren benutzt werden, denn sowohl die Größe als auch die obere Öffnung waren ausreichend dimensioniert, doch in der Regel wurde dafür eher die Latrine außerhalb des Hauses aufgesucht. Einer der Gründe für diese differenzierte Nutzung ist sicherlich die Tatsache, dass Erwachsene bei der Defäkation in das Gefäß die Hockposition einnehmen müssen, die von vielen als unbequem empfunden wird. Ein anderer Grund war die Geruchsentwicklung, die man zunehmend lästig fand und aus der Wohnung halten wollte.

Nachttöpfe wurden noch mehr als hundert Jahre nach der Verhäuslichung der Toilette verwendet. Während die diversen Zimmerklosetts vom fest installierten WC innerhalb der Wohnung weitgehend abgelöst wurden, waren Nachttöpfe bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts keine Seltenheit. Das

lag vor allem an der Gewohnheit, in der Nacht nicht die gesamte Wohnung zu heizen, und so kostete es immer noch Überwindung, aus dem warmen Bett bis zur Toilette zu gehen. Außerdem war die Benutzung des Nachttopfs ein traditioneller Brauch, der nach gut fünfhundert Jahren nicht abrupt aufgegeben wurde.

Erst heute wird der Topf, wie auch der Leibstuhl, nur noch mit der medizinischen Pflege für Kranke oder Alte verbunden. Aus unserem alltäglichen Leben sind sie vollständig verschwunden.

3. die Toilette als Produkt

3.1. Veränderungen: zwei Öffnungen, der Anschluss an ein System, neue Produktionsbedingungen und die Hygienebewegung

Im Verlauf der weiteren Objektentwicklung wurde die Toilette mit dem Entstehen des Wasserklosetts vollständig neu definiert. Die bis dahin gebräuchlichen Toiletten waren niederkomplexe Einrichtungen und Gegenstände (Artefakte), die entweder ortsfest gebaut wurden und eine große Aufnahmekapazität hatten oder mobil und verhältnismäßig klein waren. Beide Arten waren jeweils unabhängig von Kanalisation und Wasserversorgungssystemen.

Vier wesentliche Veränderungen waren notwendig, bis die heute übliche Toilette entwickelt werden konnte. Ihr Betrieb ist von einem zuverlässigen Wassersystem abhängig, d.h. eine ständige Versorgung mit Spülwasser muss gewährleistet sein, um die Exkremente abtransportieren zu können. Zudem muss das Wasser für einen effektiven Spülmechanismus mit erhöhtem Druck aus der Leitung kommen. Diese Voraussetzung wurde vor allem mit Spülkästen oder auch mit Druckventilen erfüllt. Die Verwendung von Spülwasser verlangte außerdem eine Ableitung mit einer sehr viel größeren Kapazität, als sie die bisherigen Senkgruben besaßen.

Durch die Spülung einerseits und die Ableitung andererseits war die Toilette zu einem 'durchlässigen' Objekt geworden, denn es gab nun nicht mehr nur eine Öffnung, durch die die Fäkalien hineingelangen, sondern noch eine andere Öffnung, durch die diese auch wieder abtransportiert wurden. Für den Betrieb der Toilette als offener, permeabler Gegenstand ist also ein entsprechendes Umfeld notwendig – das mittlerweile mit Wasserversorgung, Kanalisation und Wasseraufbereitungsanlagen aus riesigen, miteinander verbundenen Systemen gebildet wird. Die Toilette als einzelner autarker Gebrauchsgegenstand entwickelte sich damit zu einem Objekt, das in systemischem Bezug zu einem großen Netzwerk steht.

Die dritte wesentliche Veränderung, die für die Entwicklung der Toilette erforderlich war, waren neue Produktionstechnologien und Herstellungsverfahren sowie erweiterte Handelsstrukturen, die als Folgen der Industrialisierung die gesamte Warenwelt der industrialisierten Länder beeinflussten. Das Klosett, das bis dahin ein handwerklich oder manufaktuell hergestelltes Objekt war, wurde zu einem industriellen und technologisch fortgeschrittenen Produkt, und wie bei vielen anderen Gegenständen wurden auch bei der Produktentwicklung der Toilette mit der Mechanisierung ihrer Herstellung komplizierte handwerkliche Vorgänge aus den Produktionsprozessen eliminiert.¹ Der überwiegende Teil der technischen Erfindungen, die den Einsatz von Toiletten in Wohnungen überhaupt ermöglichten, wurde in Großbritannien entwickelt, und bis Ende des 19. Jahrhunderts waren auch die meisten WCs, die weltweit installiert wurden, britische Exportartikel. Das Wasserklosett ist deshalb ein Beispiel für einen sehr erfolgreichen Technologietransfer in der ersten Epoche der Industrialisierung.

Der vierte maßgebliche Faktor für die Entwicklung der Toilette waren veränderte Hygienevorstellungen und später, gegen Ende des 19. Jahrhunderts, auch neue medizinische Erkenntnisse.

Die Geschichte der Hygienebewegung kann in zwei Abschnitte geteilt werden: Im 19. Jahrhundert stieg das Bewußtsein dafür, dass zur Verbesserung der gesundheitlichen Lebensbedingungen vor allem in den Städten der Umgang mit Abfällen und eben auch mit körperlichen Ausscheidungen reguliert werden muss. Im Verlauf dieser Veränderungs- und Regulierungsprozesse wurde die Toilette zu einem Teil des Hauses beziehungsweise der Wohnung. In dieser Phase wurden zahlreiche unterschiedliche Toilettensysteme und Toilettenformen gestaltet und hergestellt, d.h. die Objektentwicklung öffnete sich.

Um 1900 setzte dann eine allgemeine Verbreitung der Hygienevorstellungen ein. In diesem zweiten Abschnitt der Hygienebewegung wurde die Toilette formal vereinfacht und technisch vereinheitlicht. Diese Standardisierung bezog sich sowohl auf die Toilette als industriell hergestelltes Massenprodukt als auch auf ihre Positionierung im häuslichen Bereich.

die Veränderungen der Hygienevorstellungen während des 19. Jahrhunderts

Im ausgehenden 18. Jahrhundert bildete sich in der Medizin eine neue Teildisziplin, die vorrangig der Pflege und Erhaltung der Gesundheit dienen sollte. Die Erforschung der Hygiene wurde systematisiert² und bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sukzessive als neue Disziplin anerkannt, obwohl noch keine grundlegend neuen Erkenntnisse über die Voraussetzungen der Gesundheitserhaltung existierten. Neue Institutionen wurden eingerichtet, wie beispielsweise spezielle Institute in den Universitäten oder auch Gesundheitskommissionen, die beratende Funktionen gegenüber den Kommunalverwaltungen übernahmen. Eine der Folgen davon war, dass sich statt der Architekten nun vor allem Ärzte bei der Organisation des Gemeinwesens mit der allgemeinen Gesundheitsvorsorge und den sanitären Bedingungen beschäftigten.

Der Aufschwung der Hygienebewegung hatte seine Ursache besonders in den allgemein schlechten Lebensbedingungen der europäischen Bevölkerung. Durch die Industrialisierung, die mit der Landflucht auch extreme Wohnverdichtung und schnell wachsende Einwohnerzahlen in den Städten und Ballungszentren auslöste, wurden die zuvor schon miserablen Wohnverhältnisse der unteren Schichten noch schlechter.

Friedrich Engels veröffentlichte im Sommer 1845 seinen Bericht zur „*Lage der arbeitenden Klasse in England*“³, in dem er die dortige politische und ökonomische Struktur aufzeigt. Er beschreibt darin auch die Entstehung und Geschichte des englischen Proletariats im Zusammenhang der gewaltigen Umwälzungen der industriellen Revolution. Die Verelendung der unteren Schichten hatte innerhalb eines sehr kurzen Zeitraums stattgefunden. Minutiös schildert Engels die Zustände in den großen Städten und vor allem die Wohnverhältnisse in den 'schlechten Vierteln'. Hier waren die Straßen „gewöhnlich ungepflastert, höckerig, schmutzig, voll vegetabilischen und animalischen Abfalls, ohne Abzugskanäle oder Rinnsteine, dafür aber mit stehenden, stinkenden Pfützen versehen“⁴. Toiletteneinrichtungen waren entweder überhaupt nicht oder nur unzureichend vor-

handen. Von einer Londoner Behausung berichtet er, dass ein Teil des Zimmerfußbodens aufgerissen worden war, „und das Loch wurde von der Familie als Abtritt benutzt“⁵. Auch in weniger elenden Häusern gab es in der Regel keine Toiletten oder höchstens einen gemeinsamen Abtritt für mehrere Häuser. Über den Zustand dieser Einrichtungen muss nicht spekuliert werden.

Aufgrund der katastrophalen Wohnverhältnisse, die mit der Verarmung der arbeitenden Klasse einhergingen, waren die Bewohner in den Arbeitervierteln stärker von Seuchen und Krankheiten aller Art betroffen. Lange Zeit wurden diese Umstände von den politisch und ökonomisch Herrschenden ignoriert, bis sie erkannten, dass kranke und schwache Arbeiter die Produktivität verringern und somit die Lebensumstände der sozial Schwachen, wenn auch nur indirekt, die Verhältnisse der wohlhabenderen Bevölkerung beeinflussen.

Die hygienischen Zustände boten ideale Bedingungen für die großen Cholera- und Typhusepidemien. Die Cholera wurde von Indien nach Europa eingeschleppt, wo sie 1831 in Russland und Polen zu den ersten Epidemien führte. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts waren vor allem Städte in Großbritannien, Frankreich und Deutschland von mehreren aufeinanderfolgenden Epidemien betroffen. Die Zahl der Opfer war hoch und zwar besonders in den Armenvierteln.⁶

In England breitete sich die Seuche ab 1831 aus und erreichte London im Februar 1832. Im Unterschied zu den anderen europäischen Metropolen waren hier schon im 17. Jahrhundert Wasserleitungen verlegt worden und zur Zeit der ersten Choleraepidemie ca. 180.000 Haushalte an ein Wasserversorgungssystem angeschlossen. Das Wasser wurde anfangs direkt aus der Themse entnommen, bis 1828 die ersten Beschwerden kamen, weil das Wasser stark verunreinigt war.⁷ Aufgrund dieser Beschwerden installierten einige der acht Wassergesellschaften Filteranlagen. So kam es, dass in London die Sterblichkeit während der Epidemien von Stadtteil zu Stadtteil stark variierte.⁸

Da die Übertragungswege der Cholera nicht genau bekannt waren, kursierten die vielfältigsten Spekulationen. Schon ganz am Anfang der Seuchenwelle verbreitete sich das Gerücht, die Cholera sei keine Krankheit, sondern die Folge von Gift, das bestochene Ärzte den Armen verabreichten. Die Reichen würden auf diesem Weg versuchen, die Anzahl der Armen, die sich zunehmend weniger beherrschen ließen, zu verringern.

Doch abgesehen von derartigen Ängsten war vor allem die allgemeine Sensibilisierung gegenüber unhygienischen Zuständen, Schmutz und schlechten Gerüchen eine Folge der Epidemien: In den gehobeneren Bevölkerungsschichten wurde die Krankheit schlichtweg geleugnet, weil man sie nun mit Armut und Schmutz assoziierte. Erst als nicht mehr zu verbergen war, dass auch die Mittelschicht und die Reichen von den schlechten stadthygienischen Bedingungen betroffen waren und sie ebenfalls an Cholera und Typhus erkrankten und starben, entstand ein verstärktes öffentliches Interesse an den sanitären Verhältnissen in den Armenquartieren. Es wurde offensichtlich, dass Detaillösungen sinnlos waren und umfassende Maßnahmen zur Verbesserung der allgemeinen Gesundheitsbedingungen ergriffen werden mussten.⁹

Bereits 1845 vermutete der Londoner Arzt John Snow, dass kontaminierte Trinkbrunnen die Ursache der Choleraerkrankungen in den umliegenden Häusern waren.¹⁰ Die gleiche Annahme

wurde auch von anderen geäußert, die im medizinischen oder hygienischen Bereich arbeiteten. Doch erst 1883 isolierte Robert Koch den Erreger und wies nach, dass er von Keimträgern ausgeschieden wird und sich im Wasser vermehrt und weiterverbreitet. Damit war – allerdings beinahe 40 Jahre später – Snows These bestätigt, nach der mit Fäkalien verseuchtes Trinkwasser die Hauptursache für Choleraepidemien ist.

Im Rückblick erscheint es deshalb widersprüchlich, dass ausgerechnet Wasser für die Beseitigung von Fäkalien gewählt wurde. Mögliche Alternativen für die Stadthygiene wären die Kompostierung von Exkrementen mit trockenen Hilfsmitteln wie Erde, Holzspänen oder Rinde, Sand und ähnlichem gewesen oder auch Verbrennen, wie es heute mit Müll geschieht. Doch Wasser war traditionell ein Hilfsmittel für die Beseitigung von Schmutz und Abfall, und dementsprechend war die Entwicklung der Schwemmkanalisation eine naheliegende Tendenz.

Außerdem konnte der wissenschaftliche Beweis für die Übertragungswege der Cholera und anderer Ansteckungskrankheiten teilweise erst 20 bis 30 Jahre nach den Entscheidungsphasen für die großen Sanierungsprojekte in den Städten geführt werden. Um die Bevölkerung dann entsprechend dieser Kenntnisse mit tatsächlich sauberem Trinkwasser beliefern zu können, mussten nachträglich Filter oder andere Reinigungssysteme in den Kreislauf von Kanalisation und Wasserversorgung eingebaut werden.

Bevor in erster Linie Wasser als reinigendes Element verwendet und auch bei der Körperpflege benutzt wurde, hielt man Luft für das gesundheitsfördernde Mittel schlechthin. Das Lüften von Wäsche und Räumen waren übliche Reinigungsmethoden und Luftbaden und reine Luft atmen anerkannte Gesundheitsmittel gewesen, denn noch bis Mitte des 19. Jahrhunderts war die alte Vorstellung vom Miasma allgemeine medizinische Lehrmeinung gewesen. Unter Miasmen stellte man sich Ansteckungsstoffe vor, die außerhalb des menschlichen Körpers gebildet wurden und als giftige Ausdünstungen dem Boden entweichen. In diesen Dünsten vermutete man die schädlichen Elemente, die Krankheiten hervorrufen können. Der über die Luft transportierte Ansteckungsstoff sollte sowohl durch die Atmung als auch durch die Haut in den Körper eindringen können. Folglich versuchte man, durch Verdünnen oder Verdrängung dieser schädlichen Dünste mit Frischluft die Ansteckungsgefahr zu verringern.

Nach der Miasmenlehre werden bei der selbständigen Auflösung der gefährlichen Ausdünstungen, die sich wie Gerüche ganz allmählich verflüchtigen, Moleküle freigesetzt, die einen jeweils spezifischen Geruch der Krankheit liefern. Dieser Geruch war das zentrale Charakteristikum der Krankheiten, und da die Gefahr durch den Geruchssinn wahrnehmbar war, war auch die Angst vor einer ganzen Palette 'krankmachender' Gerüche groß.¹¹

Als man später erkannte, dass Krankheitserreger weder sichtbar noch riechbar sind, blieb die Angst vor den 'schlechten' und deshalb gefährlichen Gerüchen dennoch erhalten, und eine der wichtigsten Aufgaben der Toilette, die ja ein sanitärer Gegenstand war, sollte sein, alle Gerüche so effektiv wie möglich vom Menschen fernzuhalten. Die neuen Wasserklosetts waren folglich nicht nur Einrichtungen, die die Bequemlichkeit erhöhten, weil sie innerhalb der Wohnungen installiert werden konnten, sondern je geruchloser sie funktionierten, um so förderlicher hielt man sie auch für die Gesundheitspflege.

3.2. water-closets: die englische Erfindung

„Wenn England im neunzehnten Jahrhundert auf irgend einem Gebiete kulturschöpferisch gewirkt hat, so ist das auf dem Gebiete der gesundheitlichen Anlagen des Hauses der Fall. Hier hat es eine ganz neue Entwicklung eingeleitet und Pionierdienste für die ganze Welt verrichtet. Ja diese Seite der englischen Kultur ist es gerade, die England in den Vordergrund des modernen Fortschritts überhaupt gestellt hat, denn hier war etwas gegeben, was die anderen Kulturen, namentlich die durch Jahrhunderte führend gewesene französische, vermissen ließen.“

Hermann Muthesius, Das englische Haus (Bd. II, S. 213)

Unter dem Eindruck der schweren Choleraepidemie von 1848 wurde noch in demselben Jahr der Public Health Act für London verabschiedet, durch den alle Hausbesitzer verpflichtet wurden, bei Neu- oder Umbauten in sämtlichen Wohnungen Toiletten einzurichten. Mit dem Sanitary Amendment Act wurde 1854 die Möglichkeit geschaffen, Hausbesitzer zur Nachinstallation von Toiletten in Neubauten zu verpflichten, und ab 1875 galt der Public Health Act schließlich für ganz Großbritannien.

Anders als die Zimmerklosetts, die Nachttöpfe und sonstige mobile Aufnahmegefäße, die als Mobiliar den Mietern gehörten, wurden Toiletten nun durch die neue Gesetzgebung zu einer Angelegenheit der Hausbesitzer. Da diese Sanitäreinrichtungen direkt in Zusammenhang mit Wohnungen und Bauten gesetzt wurden, waren sie damit wieder in den Aufgabenbereich der Architekten gekommen.

Infolge der neuen Gesetze verbesserten sich nicht nur die sanitären Bedingungen, sondern von ihnen gingen auch entscheidende Impulse für technische Erfindungen aus, die die Toiletteninstallation in Wohnungen überhaupt ermöglichten. Außerdem wurden unzählige Arten von Toiletten gestaltet und für viele dieser Entwicklungen Patente angemeldet.

Die Spitzenposition, die England dadurch bei der Produktion von Sanitärinstallationen einnahm, zeigt sich heute noch in den Maßeinheiten, die in der Sanitärinstallationstechnik üblich sind: Wasser- und Gasrohre werden immer noch in Zoll gemessen, obwohl das metrische System inzwischen weltweit gilt.

Die Erfindung des Wasserklosetts kann keiner Einzelperson zugeschrieben werden. Die heutige Toilette ist vielmehr die Summe von verschiedenen Neuerungen, die größtenteils in Großbritannien entwickelt wurden.

Ein Pionierentwurf stammt von John Harington, der 1589 ein Klappenklosett mit Wasserspülung erfand. Es bestand aus einer abschraubbaren Schüssel, die unter einer Sitzplatte montiert war und durch ein Rohr mit Wasser aus einem Reservoir gespült werden konnte. Das Becken war durch Heben eines Verschlusskolbens zu öffnen, um die Fäkalien mitsamt dem Spülwasser durch ein Abflussrohr nach unten in die Jauchegrube abzulassen. Harington, der als Mitglied des Hofstaats und Patenkind von Elisabeth I. beste Beziehungen hatte, erzielte hohe Anerkennung, als er von seiner Patin beauftragt wurde, in ihrem Schloss bei Richmond eine dieser Toiletten zu installieren.

1775 – knapp 200 Jahre nach Haringtons Erfindung und ein Dreivierteljahrhundert vor dem Public Health Act – meldete Alexander Cumming ein Klosett mit Wasserspülung und einem Geruchsverschluss beim britischen Patentamt an. Letzteres war die entscheidende Erfindung für den Einsatz von Toiletten in der Nähe von Wohnbereichen.¹² Durch stehendes Wasser im gekrümmten Abflussrohr wird die Zirkulation der Luft zwischen Toilette und Sammelgrube oder Kanalisation unterbrochen, so dass keine Gerüche durch das Fallrohr und Klosett in die Toilettenräume und Wohnung gelangen können.

Der Geruchsverschluss, auch Siphon genannt, wurde übrigens mehrmals erfunden: 1823 ließ eine Französin, Madame Benoist, ihre Erfindung eines „*nicht riechenden Sitzes*“ für Aborte, bei dem ebenfalls ein gekrümmtes Rohr den Geruch abhält, in die französische Patentrolle eintragen.¹³ Siphons wurden nicht nur für Klosetts sondern auch für Haus- und Straßenabflüsse als effektive Wassersperren verwendet. Im 19. Jahrhundert wurden deshalb eine Vielzahl von Verschlussformen entwickelt: Allein das Handbuch der Architektur von 1908 zeigt Abbildungen von insgesamt 13 verschiedenen Konstruktionen.¹⁴

Anfänglich wurden viele der neu installierten Wasserklosetts – wie die bis dahin üblichen Trockenklosetts – an die vorhandenen Senkgruben angeschlossen. Eine alternative Methode der Entsorgung war, die Fäkalien über schon bestehende Abzugskanäle ungeklärt in die umliegenden Gewässer abzuleiten. Auf diese Art waren zum Beispiel in London bereits in den 1830er Jahren zahlreiche Wasserklosetts installiert, obwohl die ersten zwei Abwasser-Hauptkanäle erst 1861 fertiggestellt wurden. Da wegen der zahlreichen Neuinstallationen, die auch die neuen Sanitärgesetze nach sich zogen, der Bedarf nach Entwässerungsanlagen groß war, wurde in den folgenden vier Jahren das Abwassernetz zügig auf insgesamt 83 Meilen erweitert.¹⁵

Wie in London wurde auch in anderen Städten die Einführung der Kanalisation erst nach einer fortgeschrittenen Verbreitung der wassergespülten Toiletten projektiert, als die Abwassermengen durch die Installierung von WCs rapide anstiegen und leistungsstarke Kanalisationssysteme dringend notwendig machten.

Die Bedeutung der Londoner Weltausstellung: Toiletten werden industrielle Produkte

Im 19. Jahrhundert entwickelte sich die Toilette zu einem industriellen Produkt, das mit modernen technischen Verfahren hergestellt wurde. Da die Industrialisierungsprozesse in England zuerst und überaus schnell eingesetzt hatten, existierte hier das größte Potential für die Entwicklung und Herstellung von Industrieprodukten. Beim Kanalisationsbau verfügten englische Ingenieure über die vergleichsweise größte Erfahrung und auch die industriellen Herstellungsverfahren für Leitungsrohre, Wasserpumpen etc. waren in England am weitesten entwickelt.

Auch nach Deutschland wurde ein intensiver Technologietransfer praktiziert: Zahlreiche deutsche Kommissionen bereisten England, um die dortigen Erfahrungen in Augenschein zu nehmen; in einigen Städten wurden englische Ingenieure mit der Planung und Leitung der Kanalisationsbauten

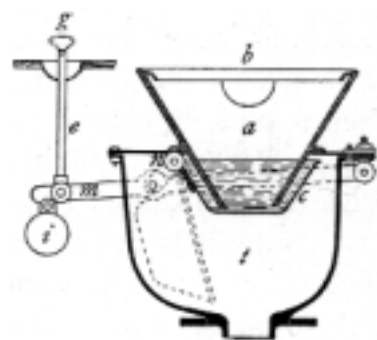
beauftragt, wie zum Beispiel William Lindley in Hamburg und Joseph Gordon in München; und in Berlin wurde anfangs sogar die gesamte technische und unternehmerische Durchführung der Wasserversorgung von englischen Firmen übernommen.¹⁶

Als wirtschaftlich führende Nation initiierte Großbritannien die erste internationale Waren- und Leistungsschau, auf der fast alle Länder, die am damaligen Welthandel teilnahmen, vertreten waren. Die Great Exhibition wurde am 1. Mai 1851 eröffnet. Einer der Aussteller im Kristallpalast war George Jennings, der die Möglichkeit bekommen hatte, seine Produkte in vollständiger Funktion zu zeigen. In der Nähe der zentralen Erfrischungszone hatte Jennings eine öffentliche Bedürfnisanstalt installiert, die von einer deutschen Berichterstattungskommission folgendermaßen beschrieben wurde: Die Urinalstände „*zeichneten sich dadurch aus, dass die einzelnen Abteilungen durch 6 Fuß hohe Schiefertafeln gebildet, mit laufendem Wasser der Art eingerichtet waren, dass das Wasser durch ein, auf 6 Fuß Höhe an der Mauer befestigtes, sehr fein durchlöchertes Rohr von 1 Zoll Durchmesser, in dünnen Strahlen ununterbrochen über die Wandfläche hinwegfloss, und dadurch für die Fortführung des Urins und Reinigung der Luft gesorgt war.*“¹⁷

Andere Quellen berichten, dass Jennings auch seine water-closets sowohl für Besucher als auch für Besucherinnen installiert hatte.¹⁸ Doch vermutlich benutzten nur wenige Frauen die öffentliche Bedürfnisanstalt, denn die damalige Frauenmode mit langen Röcken, Krinolinen und mehreren Unterröcken erschwerte die Benutzung der Toilette erheblich. (s.a. Kap. über Bekleidung) Obwohl Gebühren von jeweils 1 Penny erhoben wurden, benutzten 827.280 Ausstellungsbesucher die Einrichtungen.¹⁹

Die Londoner Weltausstellung von 1851 war die erste moderne Massenveranstaltung, bei der für die zahlreichen Besucher außer den Infrastrukturen für An- und Abreise sowie Unterkünfte in der Stadt auch vor Ort Gastronomieangebote und ebenso Toilettenanlagen organisiert werden mussten. Nicht nur die Tatsache, dass überhaupt eine solche Anlage eingerichtet wurde, erscheint noch heute als vorausschauend, sondern auch die Regelung, dass ein externer Unternehmer die Versorgung übernimmt und mit Eintrittsgeldern seinen Gewinn macht, sollte später eine übliche Praxis werden.

Die Exponate der Weltausstellungen und der zahlreichen regionalen oder nationalen Gewerbeausstellungen wurden vor allem den Verbrauchern präsentiert. Über diesen Weg erzielten technische Entwicklungen eine große Breitenwirkung, und letztendlich wurde damit auch unterstützt, dass die Produkte in die privaten Haushalte gelangten.²⁰ Bei der Jenningschen Bedürfnisanstalt hatten die Besucher sogar die Möglichkeit, die Qualitäten des Wasserklosetts unmittelbar, in eigener Erfahrung kennen zu lernen.

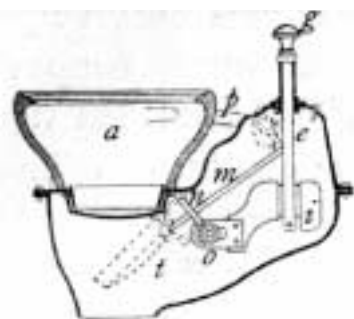


Spülabort mit Pfannenverschluss.

1.17 Bei den Pfannenklosetts ist eine Schale oder Pfanne unter der unteren Beckenöffnung angebracht, so dass das Wasser bis zum oberen Pfannenrand im Becken steht. Dadurch ist die Pfanne auch gleichzeitig ein Geruchsverschluss. Nach der Benutzung wird die Pfanne nach unten weggeklappt und das Wasser fällt zusammen mit den Fäkalien in das ableitende Rohr. Diese Spülmethode ist relativ leise.

Wenn die Pfanne wieder zurückgeklappt ist, kann sie wieder von oben mit Wasser befüllt werden und ist dann für die nächste Benutzung bereit.

Die *pan-closets* waren die ersten Wasserklosetttypen – schon 1796 patentierte der Engländer William Law seinen Entwurf eines Pfannenklosetts.*



2 Pfannenklosetts

aus: Handb. d. Arch., 3. Teil, 5. Bd., 1883, Fig. 303 (Abb. 1.17) und Fig. 304 (Abb. 1.18)



1.19 Das Becken der Klappenklosetts wird an der unteren Öffnung durch ein Klappenventil verschlossen. Wie beim Pfannenklosett steht Wasser im Becken, das einerseits als Geruchsverschluss dient und andererseits verhindert, dass die Fäkalien an der Beckenoberfläche haften bleiben. Das bereits erwähnte Patent von Alexander Cumming war ein Klappenklosett. 1777 erfand Samuel Prosser einen Mechanismus mit Ballschwimmer, durch den der Wasserstand im Becken automatisch reguliert werden konnte. 1778 ließ Bramah sein WC mit zwei Ventilen – eines für die Wasserzufuhr und eines für die Wasserableitung – patentieren.**

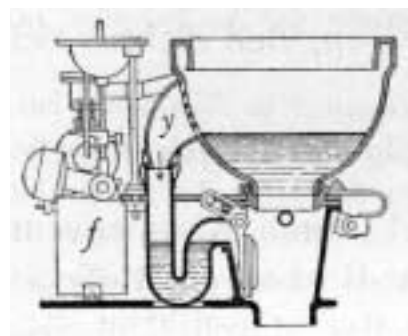


Hellyer's „Optimus“-Klappenklosett

aus: Muthesius, Das engl. Haus, 2. Aufl, Berlin 1908, Bd. 2, S. 228

Das bei weitem erfolgreichste *valve closet* war das *Optimus-WC* von S. Stevens Hellyer, das er 1870 entwickelte. (Abb. 1.19) Hermann Muthesius erwähnt (30 Jahre später) in seiner Beschreibung der Entwässerungsanlagen in englischen Häusern, dass das Klappenklosett in Großbritannien den „Ruf der größten Vollkommenheit“ genieße, obwohl es von „sehr komplizierter Bauart“ sei und außerdem einen Spülbehälter mit 25-30 Litern Fassungsvermögen benötige.***

Hellyer erfand übrigens auch den Spülrand und meldete ihn 1892 zum Patent an.



Klappenklosett

aus: Handb. d. Arch., 3. Teil, 5. Bd., 1883, Fig. 333

Die Funktionsweise der Schieberklosetts entspricht der der Klappenklosetts: Statt mit einem Klappenventil wird die Abflussöffnung durch eine verschiebbare Platte geöffnet und verschlossen.

* Hart-Davis, S. 106

** Palmer, S. 35

*** Muthesius, Bd. 2, S. 228

3.3. die unterschiedlichen Typen

„Trotz alledem ist das Gebiet der gesundheitlichen Anlagen aber auch in England noch keineswegs derart bis zur Reife entwickelt, daß sich strikte Angaben über das durchaus als richtig Anerkannte und Beste machen ließen. Gerade hier scheint noch alles im Fluß zu sein, eine heute als vorzüglich betrachtete Einrichtung kann morgen durch eine bessere Einrichtung verdrängt werden. Dies zeigt die letzte Entwicklungsgeschichte der Wasseraborte und Wasserverschlüsse, das zeigen die Badeeinrichtungen und die ständig verbesserten Waschegelegenheiten.“

Hermann Muthesius, Das englische Haus (Bd. II, S. 214)

Im Handbuch der Architektur von 1883 werden 70 unterschiedliche Klosetts vorgestellt: 47 Sitzaborte, 2 Hockaborte, 12 Streuaborte und 9 tragbare Aborte.²¹ Die Autoren differenzieren außerdem in Aborte mit und ohne Geruchsverschluss, Aborte mit und ohne Spülung sowie solche, die feste und flüssige „Fäcalstoffe“ voneinander trennen. Trotz der Vielzahl an Varianten, die auf eine allgemeine Akzeptanz von Toiletten hinweisen könnte, werden in der Kapiteleinleitung die Aborte „im allgemeinen [...] als] notwendiges Übel“²² bezeichnet.

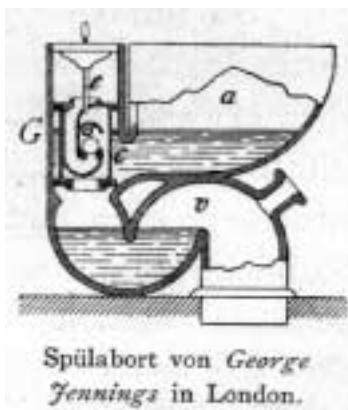
Nur die Spülaborte werden positiver beurteilt, denn „wenn sie zweckmäßig konstruiert und ausgeführt sind und wenn sie sorgfältig behandelt werden, kann man eine in hohem Grade >geruchlose< Abortanlage erzielen.“²³

In der dritten Auflage des Handbuchs der Architektur von 1908 wird dann auf die „hohe gesundheitliche Wichtigkeit solcher Einrichtungen“²⁴ verwiesen. Aus dem notwendigen Übel war also mittlerweile eine hygienische Installation geworden.

Viele der Aborte, die in der ersten Ausgabe abgebildet oder im Text erwähnt werden, sind auch in der dritten Ausgabe zu finden. Es entsteht allerdings der Eindruck, dass dies in erster Linie der Vollständigkeit halber geschieht, denn die Entscheidung für die Spülaborte scheint gefallen, da sie nun „in jeder Beziehung, besonders bezüglich der gesundheitlichen Erfordernisse, alle anderen Arten von Aborten [übertreffen. ...] Durch sie allein ist ein schnelles, gründliches und gefahrloses Beseitigen der menschlichen Ausscheidungen aus dem Hause möglich“²⁵.

Die Vielzahl von Toilettentypen können zusammengefasst werden in Apparate mit beweglichen Teilen und in feste Objekte. Die Klosetts mit beweglichen Teilen differenzieren sich in Pfannenklosetts (*pan closets*), Klosetts mit Klappenventil (*valve closets*), Schieberklosetts und Klosetts mit Kolbenverschluss (*plunger closet*). (s. Abb. 1.17-1.21, mit Erläuterungen)

Diese vier Klosett-Typen mit beweglichen Teilen benötigen auf Grund ihrer Konstruktion kein zusätzliches Siphon in Form eines gekrümmten Abflussrohrs. Da aber die Ventile und Klappmechanismen selten zuverlässig funktionierten, wurden meistens zusätzliche Wassersperren integriert. Das Problem mit den beweglichen Teilen bestand nicht nur in ihrer Undichtigkeit, sondern dass sie einen eigenen Bewegungsraum beanspruchen, in dem sich Fäkalienreste ansammeln konnten. Da diese Stellen schlecht oder überhaupt nicht zugänglich waren, fingen die Toiletten bald an zu stinken.

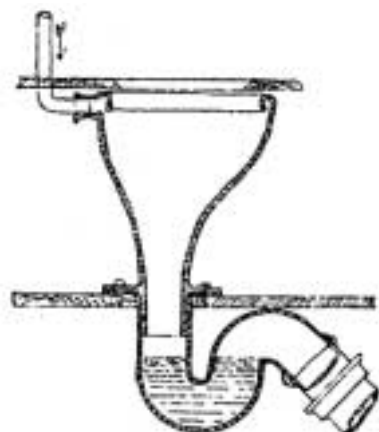


1.21

Die Klosetts mit Kolbenventil waren etwas effizienter und haltbarer als die anderen hier beschriebenen Toilettentypen, weil die Abflussöffnung von oben verschlossen wurde, d.h. die Mechanik arbeitete mit der Schwerkraft und war deshalb zuverlässiger. Die Toiletten von George Jennings, der zur ersten Weltausstellung die öffentliche Bedürfnisanstalt im Kristallpalast ausstattete, waren Kolbenklosetts. Er verbesserte seine Konstruktion noch, indem er in den Verschlusskolben ein Überlaufventil integrierte.*

Jennings' Kolbenklosett

aus: Handb. d. Arch., 3. Teil, 5. Bd., 1883, Fig. 368



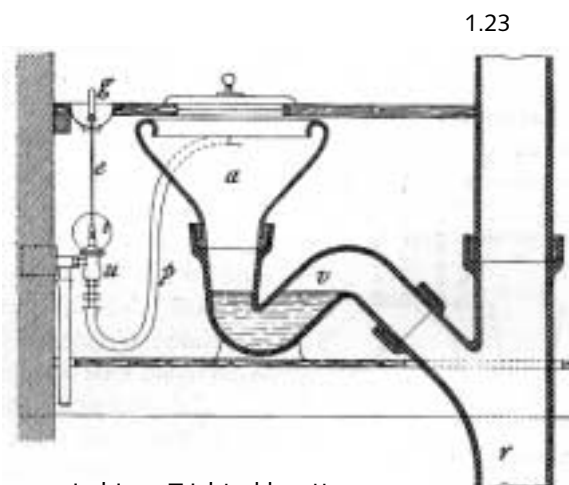
1.22

Die Trichterklosetts bilden den Übergang zu den Tief- und Flachspülklosetts, wie sie heute noch gebräuchlich sind. Das tiefe Trichterklosett, engl. *Longhopper* (Abb. 1.22), war ein billige Toilette, die meist aus Gusseisen hergestellt war. Die Beckenform war nur schwer auszuspülen, weil die Innenfläche insgesamt zu groß und die Wasserbewegung ineffizient war. Dasselbe gilt auch für die niedrigen Trichterklosetts, engl. *short hopper*. In Abb. 1.23 sind die Verbindungen der Einzelteile wie Becken, Siphon, Anschluss zum Fallrohr und das Gestänge für den Spülhebel gut zu erkennen.

Longhopper.

tiefes Trichterklosett

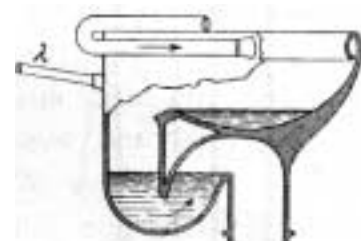
aus: Handb. d. Arch., 3. Teil, 5. Bd., 2. Heft, 1908, Fig. 262



1.23

niedriges Trichterklosett

aus: Handb. d. Arch., 3. Teil, 5. Bd., 1883, Fig. 341



1.24

Das „*National*“-Flachspülklosett war bereits aus einem Stück in Keramik gefertigt. Die nebenstehende Zeichnung (Abb. 1.24) lässt vermuten, dass dieser Klosetttyp noch in eine Haltekonstruktion integriert wurde. Dies gilt auch für sämtliche Toiletten in den Abbildungen 1.17 - 1.24. Freistehende Klosetts, engl. *pedestals*, wurden erst später hergestellt (s.a. S. 50 f.).

Twyford's National patent closet.

Flachspülklosett

aus: Handb. d. Arch., 3. Teil, 5. Bd., 1883, Fig. 357

* siehe Handbuch der Architektur, 3. T., 5. Bd., 2. Heft, 1883, S. 259

Außerdem wurden viele der Verschlüsse nach unten wegbewegt, sie arbeiteten also in der Schließstellung gegen die Schwerkraft.

In den 1880er und 1890er Jahren wird der Höhepunkt der Variantenvielfalt erreicht, und im Unterschied zu den zuvor beschriebenen mobilen Toiletten sind die Wasserklosetts nun technische Apparate. Einige erwecken den Eindruck von Ausscheidungsentsorgungs-Maschinen, mit denen eine bisher einfache, durch ein simples Gefäß zu erledigende Tätigkeit mit enormem technologischen Aufwand bewerkstelligt werden sollte. Für die Erledigung eines natürlichen körperlichen Bedürfnisses verwendete man nun ein Gerät. Allerdings waren das ganze Gestänge, die Formteile und die unterschiedlichen Verbindungsmuffen und -klemmen, die Dichtungen und Ventile, die Schrauben usw. nicht sichtbar, denn sie wurden in Holzverkleidungen untergebracht, wie in Abb. 1.23 und Abb. 1.28 zu sehen ist. Abgesehen von der Öffnung in der Sitzfläche war von außen meist nur ein Griff sichtbar, mit dem die Spülung betätigt wurde. Die Holzverkleidungen dienten als Haltekonstruktionen und sollten außerdem die Beschädigung der freiliegenden beweglichen Teile und die Verschmutzung der Apparate verhindern.

Letztlich ergab sich dadurch ein mit der Kanalisation vergleichbarer Effekt, bei der nach Vollendung der Baumaßnahmen das ganze aufwendige System von Röhren, Kanälen und Sammlern nicht mehr sichtbar war. Sie waren in gewisser Weise imaginär. Die gleiche Wirkung stellte sich auch bei den Toiletten ein, die ja häusliche Extensionen dieser Systeme waren: Obwohl sie komplizierte industrielle und außerdem kostspielige Produkte waren, wurden sie anfangs versteckt. Wie sie dann später doch sichtbar wurden, ist in Abschnitt 3.5. dargestellt.

Die Toiletten ohne bewegliche Bauelemente waren auf den ersten Blick einfacher gebaut, doch ihre Herstellung mit den komplizierten Gussformen ist aufwendig. Auch sie waren anfangs noch aus mehreren Teilen zusammengesetzt. Es wurden Becken gebaut mit niedrigem oder hohem Wasserstand, die auch als Trichterklosett (*hopper closet*, Abb. 1.22 und 1.23), Flach- und Tiefspülklosett (*flush-out* oder *wash-out* und *wash-down closet*) bezeichnet werden. (Abb. 1.24 - 1.27) Diese Klosett-Typen haben sich schließlich durchgesetzt, weil sie bei richtiger Dimensionierung ohne weiteres Zutun funktionieren. Ihr Nachteil ist allerdings, dass ein relativ großer Teil der Beckenoberfläche frei liegt, d.h. je tiefer der Wasserstand im Aufnahmebecken ist, desto mehr Fläche muss gegebenenfalls mit der Spülung gereinigt werden. Wenn, wie bei den Trichterklosetts, die Beckenform die Wasserströmung nicht gut leiten kann, dann wird die Spülung sehr ineffektiv und es müssen andere Hilfsmittel oder sehr viel Wasser verwendet werden.

Der integrierte Siphon ist das Kernstück der starren Toiletten: Durch genau abgestimmte Durchmesser und Volumenverhältnisse entsteht ein Sog, mit dem das Abwasser komplett aus der Siphonkrümmung transportiert wird und dadurch bei jeder Spülung das gesamte Sperrwasser austauscht. Wenn dieser Mechanismus nicht funktioniert, etwa weil der Spülstrom nicht stark genug ist oder die Größenverhältnisse nicht stimmen, dann kann die völlige Ausspülung der Toilette ausbleiben.

Übergänge:
von Flachspüler zu Tiefspüler
von freistehend zu wandmontiert



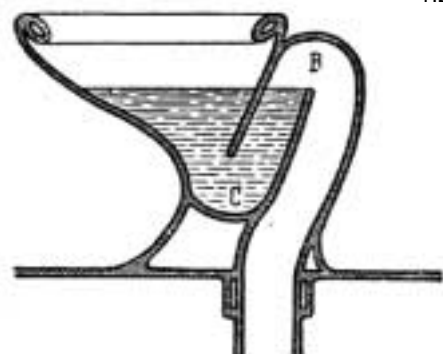
1.25

Das Hopper-Klosett (Abb. 1.25) ist ein Hybrid aus Flachspüler und Tiefspüler. Es ist in einem Stück hergestellt und konnte freistehend montiert werden. Die eigentliche Standfläche ist noch klein.

Abb. 246. „Hopper“-Klosett.
Verbesserte Form.

Tiefspülklosett

aus: Muthesius, Das engl. Haus, 2. Aufl., Berlin 1908,
Bd. 2, S. 226



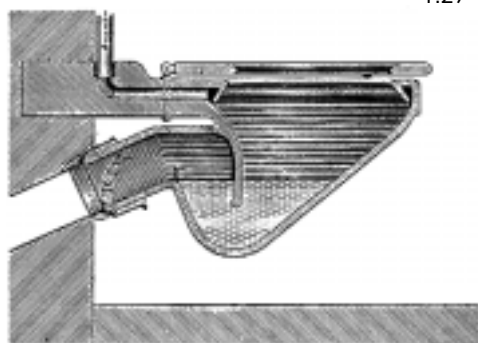
1.26

Waring's Spülabort entspricht schon den noch heute üblichen Tiefspülklosetts. Der Siphon ist kein gekrümmtes Rohr mehr, sondern zwischen Becken und Abflussrohr befindet sich nur noch eine Trennwand. Der Standfuß ist deutlich ausgebildet.

Waring's Spülabort.

freistehendes Tiefspülklosett

aus: Handb. d. Arch., 3. Teil, 5. Bd., 2. Heft, 1908, Fig. 629



1.27

Die Toilette ist wandhängend montiert und dadurch in ihrem Gesamtvolumen deutlich minimiert, der Sitz ist nun Teil der Toilette. (Im Vergleich dazu ist in den Abb. 1.17 - 1.26 meistens keine spezielle Sitzmöglichkeit erkennbar.) Die Sitzkonstruktion für den *Longhopper* (Abb. 1.22) ist unabhängig von der eigentlichen Toilette und in Abb. 1.23 erkennt man die sonst übliche Konfiguration: Die Sitzfläche ist Teil der Holzverkleidung und besteht aus einer Holzfläche mit Öffnung, die mit einem abnehmbaren oder klappbaren Deckel verschlossen werden konnte.

Abb. 247.
Modernes bodenfreies Niederspülklosett.

wandmontiertes Tiefspülklosett

aus: Muthesius, Das engl. Haus, 2. Aufl., Berlin 1908,
Bd. 2, S. 227

Das heute übliche WC hat sich aus diesen Toilettentypen ohne bewegliche Bauelemente entwickelt. Nachdem eine suffiziente Technik für die Herstellung aus Keramik in einem Stück gefunden war (vgl. Abschnitt 3.4.), wurde diese Art von Klosetts bevorzugt eingesetzt, weil sie robust und vor allem dicht waren.

Eine weitere Variante sind die Absaug- oder Vakuumklosetts (*siphonic closet*), die allerdings kaum installiert werden, weil sie anfällig gegen Rohrverstopfungen sind. Ihr Vorteil ist der geringe Wasserverbrauch. Das *siphonic closet* ist eine amerikanische Erfindung: 1876 meldete William Smith das erste Patent für eine Toilette an, bei der die Absaugwirkung durch einen Wasserstrahl ausgelöst wurde. 1888 konstruierte Thomas Kennedy ein Absaugklosett mit zwei Zuflussleitungen – eine für die Reinigung des Beckens und eine für die Aktivierung der Absaugung.

Wie der Name schon sagt, ist eine wesentliche Funktion des Wasserklosetts, mit dem Fluss des Wassers zu arbeiten, und dementsprechend verlief die Produktentwicklung parallel zur Perfektionierung dieser Funktion. Die Spülung ist noch heute die größte Herausforderung bei der Konstruktion.

Alle Toiletten benötigen aufgrund ihrer unterschiedlichen Beckenformen, Verschluss- und Abflusssysteme eine jeweils angepasste Spülung. Anfänglich waren einfache Wasserhähne in Benutzung, deren Spülwirkung auch wegen des geringen Drucks in den Leitungen ineffektiv war. Um den Wasserdruck und vor allem die Wassermenge besser regulieren zu können, wurden spezielle Reservoirs für Toiletten gebaut. Joseph Adamson aus Leeds meldete 1853 das erste Patent für einen Spülkasten an.²⁶ 1878 wurde dann ein internationaler Konstruktionswettbewerb für selbstschließende Ablaufventile ausgeschrieben, dessen Ergebnisse auf der Pariser Weltausstellung präsentiert wurden.²⁷ Diese konnten bei Wasserleitungen mit ausreichendem Druck alternativ zu den Spülkästen eingesetzt werden.

In beiden Handbüchern der Architektur sind lange Abschnitte zu finden, in denen die verschiedenen Spülsysteme mit Wasserreservoirs oder Druckventilen beschrieben sind.

Bei der Vielzahl an Varianten von Klosetts und Spülungen, die nur bedingt kompatibel sind, wird der Wunsch nach einer übersichtlichen Vereinheitlichung verständlich. Die Normierung setzte ein, als die WCs standardmäßig in allen Häusern und Wohnungen installiert wurden. Zuerst wurden die Klosetts technisch vereinheitlicht – ein Prozess, der bis nach 1900 andauerte – und danach wurden sie auch formal, vor allem hinsichtlich ihrer äußeren Gestaltung zunehmend gleichartiger. Diese Entwicklung, die auch im Zusammenhang der Popularisierung von Hygienevorstellungen steht, wird im Abschnitt 3.5. näher erläutert.

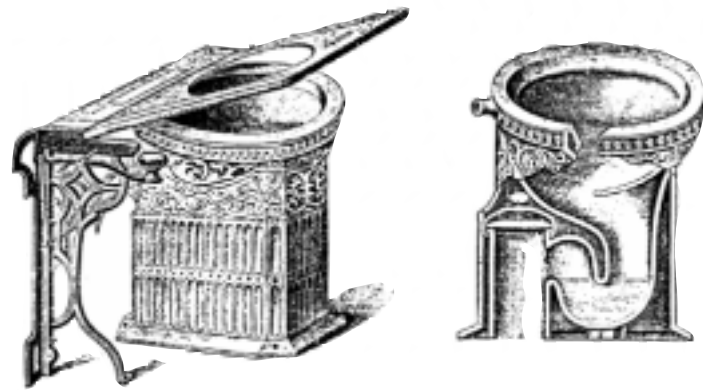
1.28 Übergänge:
von der Holzverkleidung zur freistehenden Toilette



Spülabort mit Holzverkleidung.

aus: Handb. d. Arch., 3. Teil, 5. Bd., 2. Heft, 1908, Fig. 567

1.29



Excelsior-Water-Closet von Franz Ant. Mehlem
zu Bonn.

aus: Handb. d. Arch., 3. Teil, 5. Bd., 2. Heft, 1908, Fig. 574

Das Excelsior-Klosett nimmt die spätere Form freistehender Toiletten vorweg. Die äußere Gestalt wird jedoch nicht durch das Klosett gebildet, sondern von einer Verkleidung aus Metall.

1.30



Cataract-Water-Closet
von Thomas Maddock & Son,
zu New York.

aus: Handb. d. Arch., 3. Teil, 5. Bd., 2. Heft, 1908, Fig. 578

3.4. die Materialien

Die Toiletten des 19. Jahrhunderts wurden aus den unterschiedlichsten Materialien hergestellt: Steingut, Fayence und Porzellan waren Werkstoffe, die sich bereits bei den traditionellen Töpfen und Sammelgefäßen bewährt hatten. Für die beweglichen Teile wurde Metall verwendet, für die Becken und alle anderen Flächen, die direkt mit Wasser in Berührung kamen, war emailliertes Eisen sehr beliebt. Die Sitzflächen waren weiterhin aus Holz und die Dichtungen in der Regel aus Gummi. Häufig wurden mehrere Materialien für ein Klosett benutzt, also beispielsweise Steingut für das obere Becken und Metall für den Geruchsverschluss und Unterbau.

Der Vorteil von Keramik ist, dass es ein billiger und korrosionsbeständiger Rohstoff ist. Glasierte Keramik ist außerdem wasserdicht, und die Oberflächen sind hart und beständig. Da diese außerdem sehr glatt sind, lassen sie sich gut reinigen, und die Exkremente haften weniger daran als bei emailliertem oder anders beschichtetem Gusseisen.

Die Methode, die die industrielle Herstellung von ausschließlich aus Keramik gefertigten Toiletten weiterbrachte, wurde in Amerika entwickelt. 1877 gelang es Charles Harrison, ein Keramikbecken mit Krümmer in einem Stück zu brennen.²⁸ Dadurch wurde die Herstellung einfacher und billiger, denn die Montage der Einzelkomponenten entfiel. Außerdem waren die Toiletten, die in einem Stück gebrannt waren und bei denen deshalb nur noch die Fuge am Übergang zum Abzugsrohr abgedichtet werden musste, sehr viel dichter als die zusammengesetzten Klosetts.

3.5. die Toilette „schlüpft“

Solange die Toiletten in Holzverkleidungen (Abb. 1.28) oder, wie bei den mobilen Klosetts, in anderen Gehäusen und Möbelstücken verborgen untergebracht waren, war ihr Design irrelevant. Doch mit der neuen Technologie, Toiletten in Keramik aus einem Stück industriell fertigen zu können, konnten sie freistehend aufgestellt werden, da keine Verbindungs- oder Tragekonstruktionen mehr gebraucht wurden.

1885 schrieb ein französischer Architekt für ein umfangreiches Bauprojekt in Paris die Lieferung von Toilettenbecken aus, die ohne hölzerne Umrahmung für eine offene Montage gestaltet sein sollten. Die englische Keramikfirma Twyford machte offenbar das überzeugendste Angebot, denn dort wurden 700 Stück bestellt und in den Wohnungen eingebaut. Diese freistehenden WCs, die im Englischen „pedestal“²⁹ genannt wurden, waren 1886 unter dem Namen „UNITAS“ auf der Londoner Gesundheitsmesse ausgestellt und fanden große Anerkennung.³⁰

Mit der Freilegung ihrer äußeren Form änderte sich das Erscheinungsbild der Toilette. Statt eines Kastens, der wie ein Möbelstück mit Leisten verziert wurde, war nun ein skulpturales Objekt zu sehen. Dieser Veränderungsprozess ging schrittweise vor sich: Zunächst wurde die alte Trennung zwischen dem Klosettbecken und der Sitzkonstruktion, die ja bisher die obere Abdeckplatte oder, in der einfachsten Version, ein „Querbaum“³¹ gewesen war, aufrecht erhalten.

Der obere Beckenrand wurde entweder etwas verdickt und war dann ein Porzellansitz³², oder der Sitz war separat an der Wand – meist auf Konsolen – angebracht (Abb. 1.29 u. 1.30)

Die letzte Entwicklungsstufe waren schließlich Sitze, die direkt am WC montiert wurden. Dies war in der Regel ein Sitzring mit passendem Deckel, die beide nach oben weggeklappt werden konnten. Damit versuchte man auch, das Klosett als Urinal nutzbar zu machen: „Der Sitzring wird häufig zweiteilig, d.h. zum Aufklappen eingerichtet, um das Reinigen des Beckens leichter vornehmen und letzteres gleichzeitig als Pissoir, ohne die Gefahr der Beschmutzung des Sitzringes, benutzen zu können.“³³

Die so entstandene Produktoberfläche wurde sofort dem Zeitgeschmack entsprechend belegt. Teilweise wurden die Toiletten als aufwendige Skulpturen mit Wellenwogen, Delphinen, geflügelten Löwen usw. gearbeitet. Etwas einfachere Modelle hatten Reliefs oder farbige Dekors mit meist floralen Motiven. (s. Abb. 1.31 und 1.32) Der Schmuck wurde handwerklich hergestellt und war dementsprechend teuer. Zeitgenossen äußerten sich bereits kritisch über die funktional sinnlose Prunksucht, die sich auf allen Gegenständen ausbreitete. Doch abgesehen von dem häufigen Argument, dass die reiche Dekoration gerade bei Gegenständen für den intimen Gebrauch versucht, die Objekte selbst zum Verschwinden zu bringen, zeigen diese skulpturalen und dekorierten WCs meiner Ansicht nach auch eine Wertschätzung an. Es scheint verständlich, dass die damals neu entwickelten, luxuriösen Wasserklosetts entsprechend dem Besitzergeschmack 'aufgebrezelt' wurden.

Dass die formale Gestaltung allmählich wichtiger wurde als die funktionale Effektivität, wird auch an der Fachliteratur deutlich. Im Handbuch der Architektur von 1883 sind alle dargestellten Klosetts jeweils im Schnitt abgebildet, wie dies bei technischen Zeichnungen üblich ist. Sie sollten vor allem die Funktionsprinzipien deutlich machen. In der Ausgabe von 1908 ist dann eine Veränderung zu bemerken: Die Toiletten, die mittlerweile neu in die Produktion gekommen waren, wurden in Ansicht gezeichnet. Damit trat ihre Funktionsweise zugunsten des Aussehens in den Hintergrund des Interesses.³⁴

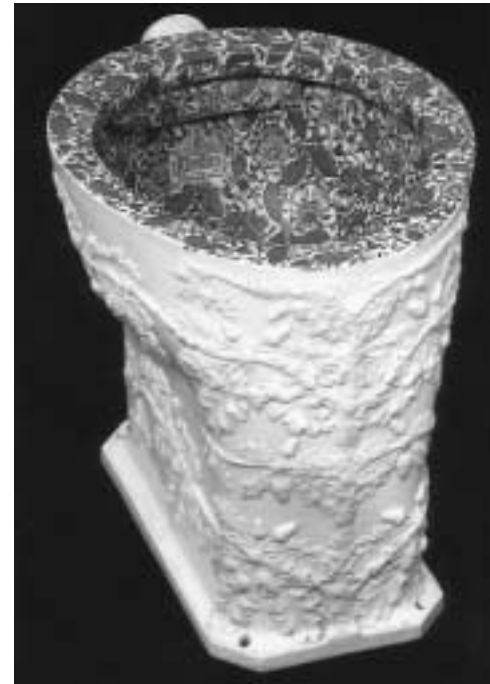
Gegen 1900 flacht die Dekorationsmode ab. Toiletten waren nun überwiegend weiß und mit wenig oder ohne Verzierungen. Diese Tendenz hatte seine Ursache unter anderem in der 'Demokratisierung' der Toiletten, die nun auch in einfacheren Haushalten installiert und deshalb billiger und in größeren Mengen produziert wurden.

Ein weiterer Grund für die Bevorzugung der schlichten und weißen Klosetts war aber auch das in allen gesellschaftlichen Schichten angestiegene Hygienebewußtsein. Den Bakterien und Mikroorganismen, vor denen immer eindringlicher gewarnt wurde, sollte nun keine Fläche mehr geboten werden. Deshalb wurden – und werden bis heute – vor allem in Bereichen, die der Gesundheitspflege dienen, nicht-poröse Materialien, glänzende Oberflächen und abgerundete Ecken und Kanten bevorzugt, damit sich möglichst kein Staub oder Schmutz ansammeln kann.

Toiletten wurden also zu schlichten und geglätteten Objekten, deren Oberfläche so gestaltet ist, dass zumindest der sichtbare Schmutz leichter visuell wahrnehmbar wird.³⁵ Aus diesem Grund wurde nun auch die Farbe Weiß bevorzugt.



1.31 *The Dolphin*
aus: Von der Vielfalt der Keramik, S. 73



1.32 *Unitas* in 'Raised Oak', Fa. Twyford
aus: Lambton, 1995, S. 85

Außerdem wurden Materialien vermieden, die wie Holz oder beschichtetes Metall sichtbar altern, da Alterungsprozesse an Krankheit erinnern.

Indem die Hygienevorstellungen zunehmend die Gestaltung von Sanitärinstallationen bestimmten, wurden andere, ebenfalls wichtige Maximen aufgegeben: So widersprechen zum Beispiel haptisch kalte Oberflächen, wie bei Keramiken, den körperlichen Komfortbedürfnissen, und der Verzicht auf Farben, Ornament und Formvariationen engt die ästhetischen Ausdrucksmöglichkeiten, die die sinnliche Wahrnehmung steigern, erheblich ein.

Der vorerst letzte Schritt bei der gestalterische Minimalisierung von Toiletten sind wandmontierte Installationen. Bereits Muthesius erwähnte diesen Typ und nannte ihn bezeichnender Weise „modern“³⁶. (Abb. 1.27) Aus einem komplizierten mechanischen Apparat war schließlich ein ganz auf seine Funktion reduziertes Produkt geworden.

Dieser funktionale Entwicklungsprozess hatte deutliche visuelle Reduktionen zur Folge – und dementsprechend sieht man heute, wenn man vor einer Toilette steht, nicht viel mehr als die obere Kontur des Beckens.

4. alternative Entwürfe nach der Standardisierung der Toilette

Zu den wenigen Toilettenentwürfen, die einen konzeptionell neuen Ansatz zeigen, gehört die Sanitärkabine für die französische Firma Delafon, die 1937 in der Zusammenarbeit von Le Corbusier mit Charlotte Perriand und Pierre Jeanneret entstand¹, und Le Corbusiers Projekt für die italienische Firma Pozzi zwischen 1957 und 1959.

4.1. die „Installation Sanitaire“ von Charlotte Perriand, Le Corbusier und Pierre Jeanneret (1937)

Der Prototyp der Sanitärkabine wurde nach meinen Recherchen nur einmal der Öffentlichkeit präsentiert, auf der Pariser Weltausstellung von 1937 in der Sektion „sanitaire“ des Pavillons der *Union des Artistes Modernes* (U.A.M.).

Im Archiv der Fondation Le Corbusier befindet sich die Patentschrift für die *Installation sanitaire*, die auf Charlotte Perriand, Le Corbusier und Pierre Jeanneret eingetragen wurde; weitere Dokumente wie Fotografien oder Zeichnungen sind dort nicht vorhanden.

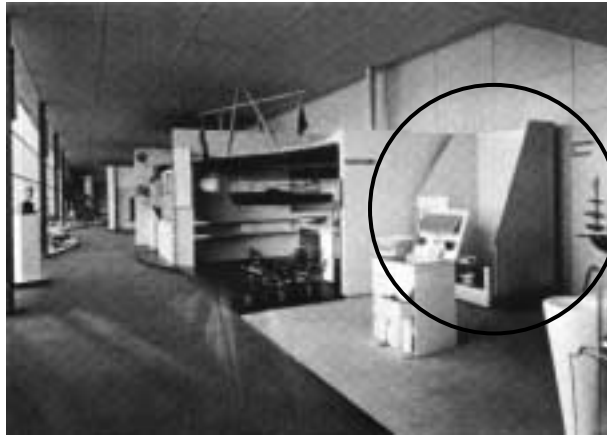
Dieses Fehlen kann in verschiedenen Zusammenhängen gedeutet werden und liegt vermutlich an Le Corbusier, der schon zu Lebzeiten sein Werk akribisch nach seinen eigenen Regeln archivierte: Auf der Weltausstellung wurde jedenfalls auch der *Pavillon des Temps Nouveaux* gezeigt, auf den Le Corbusier und Pierre Jeanneret sicherlich den Schwerpunkt ihrer Präsenz legten. Das vergleichsweise kleine Projekt für die Sanitärkabine stand dadurch im Schatten eines sehr viel umfangreicheren Werks, das zu den bekanntesten der beiden Architekten gehört.

Die Sanitärkabine war zudem eines der letzten Projekte in der Zusammenarbeit der drei Gestalter, die gemeinsam die berühmte Liege und die anderen Sitzgelegenheiten für den *Salon d'Automne* von 1929 entworfen hatten. Charlotte Perriand beendete 1937 nach einem Eklat mit Le Corbusier ihre Mitarbeit im Büro in der Rue de Sèvres, und es ist anzunehmen, dass er seine Unterlagen daraufhin 'säuberte'.

Perriand selbst, die auf der *Exposition internationale* ebenfalls in andere Projekte involviert war², betrachtete aber offenbar im Unterschied zu Le Corbusier die *Cabine Sanitaire* als Teil ihres Schaffens, denn diese wurde in den Katalog ihrer Gesamtwerkschau von 1985³ mit aufgenommen.

Der Entwurf für die Sanitärkabine stammt vermutlich zum überwiegenden Teil von Perriands Hand. Darauf deutet nicht nur die heutige Aktenlage hin, sondern der Entwurf an sich zeigt in seiner formalen Ausprägung keine typischen Elemente, die klar auf Le Corbusier verweisen würden. Außerdem ist die Sanitärkabine in architektonischer Hinsicht kaum ausformuliert.

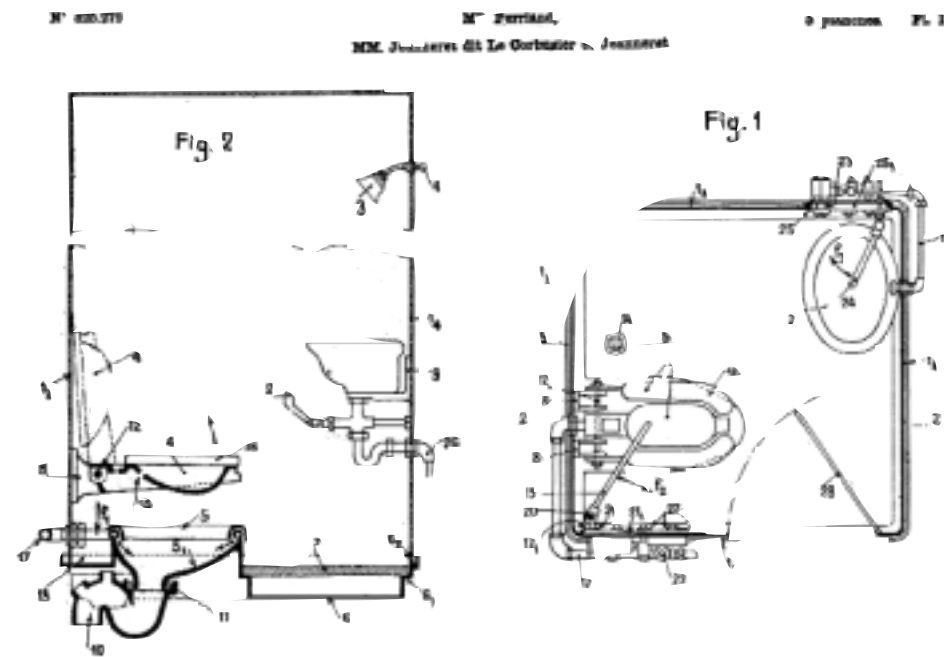
In Perriands Entwürfen sind dagegen immer detaillierte Objektlösungen zu finden, wie es auch bei der Sanitärkabine der Fall ist. Dazu kommt, dass in Charlotte Perriands Arbeiten nach 1937 weiterhin ein deutliches Interesse am Thema Bad und Hygiene zu erkennen ist.⁴ So hat sie unter anderem für die Hotelanlage ARC 1800 in Savoyen noch einmal eine vorgefertigte Sanitärkabine entworfen, die 1975 für die Installation in den Hotelzimmern auch realisiert wurde.



1.33 Prototyp der Sanitärkabine in der Exposition internationale, Paris 1937
section 'sanitaire' im Pavillon de l'U.A.M.
aus: Arlette Barré-Despond: Union des Artistes Modernes, Paris 1986, S. 85

Die *Installation sanitaire* von 1937, die ebenfalls für den Einsatz in Hotelbauten gedacht war und im Auftrag des Sanitärherstellers Jacob Delafon entstand, ist nicht nur eines von zahlreichen Beispielen für die zeitgenössischen Überlegungen zum rationellen Bauen, sondern sie ist auch deshalb eine Besonderheit, weil das Klosett als solches neu gestaltet wurde. Im Unterschied dazu beinhalten andere vorgefertigte Kompaktinstallationen stets Toiletten, die den standardmäßigen Sitz-WCs entsprechen. Die wenigen Abweichungen vom Üblichen kommen in der Regel nur im Bereich der verwendeten Materialien vor, d.h. gelegentlich sind die Toiletten aus Kunststoff oder Metall statt aus Keramik gefertigt.⁵

Die Toilette der *Installation sanitaire* (Abb. 1.34 und 1.35) kann in zwei Körperpositionen benutzt werden: in der Hocke („à la turque“) und – nach Herunterklappen einer Sitzkonstruktion – auch im Sitzen. Um beide Körperstellungen zu unterstützen, ist die Toilette ein formaler Hybrid. Der Sitz ist so beschaffen, dass auch ein gewöhnliches Toilettenbecken darunter installiert werden könnte: Die beiden schmalen Sitzflächen weisen ein herkömmliches abgerundetes Profil auf und sind vorne durch einen Schlitz voneinander getrennt, wie dies auch bei Toiletten für öffentliche Bereiche üblich war. Die zwei Sitzhälften liegen aber auf einer Haltekonstruktion auf, die mit einem Scharnier an der Wand befestigt ist und nach oben weggeklappt werden kann. Wird die Toilette im Sitzen verwendet, dann beträgt der Abstand von der Sitzkonstruktion zur Oberkante des Toilettenbeckens ungefähr 30 cm. Es sind keine Schilderungen über eine tatsächliche Benutzung dieser Toilette vorhanden, doch meiner Ansicht nach ist es wahrscheinlich, dass vor allem beim Urinieren durch diesen recht großen Abstand zwischen Sitz und Auffangbecken Rückspritzer über den Beckenrand hinaus reflektiert werden würden, obwohl das Innenbecken schon so weit wie möglich nach unten gezogen wurde.



1.34 Zeichnung aus Patentschrift „Installation sanitaire“
Fondation Le Corbusier

Die Form des Toilettenbeckens ist ebenfalls hybrid, denn es hat wie andere Sitz-WCs auch einen Spülrand, aber die äußere Beckenkontur erwächst aus der traditionellen Form von Hockklosetts, die hinten breit und vorne bei den Standflächen schmaler sind.

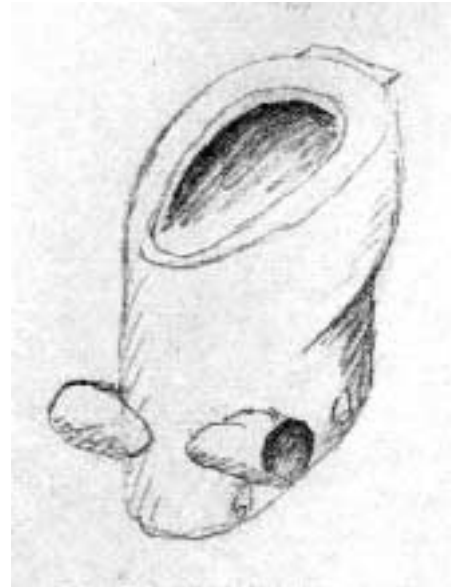
In Frankreich waren Hocktoiletten in öffentlichen Bereichen bis in die 1980er Jahre üblich, und auch heute finden sie teilweise noch Verwendung. Insofern ist die Gestaltung der Toilette für die *Cabine sanitaire*, die in Hotels installiert und somit im Überschneidungsbereich des Öffentlichen und Privaten benutzt werden sollte, eine formal entsprechende Variante für diesen Zwischenbereich.

Auf die Sitzöffnung der Toilette kann außerdem ein Becken geklappt werden, das als Bidet dient.⁶ Der Wasserhahn für das Bidet befindet sich seitlich an der Wand und kann zur Benutzung über das Becken geschwenkt werden. Die Toilette ist also nicht nur ein Hybrid zwischen Sitz- und Hock-WC, sondern ist sowohl für die Ausscheidung als auch für die Reinigung des Körpers verwendbar. Diese Verbindung von Bidet und Toilette ist ein weiterer Hinweis darauf, dass vor allem Charlotte Perriand für den Entwurf der Sanitärkabine verantwortlich war, denn Le Corbusier koppelte in seinen Entwürfen das Bidet stets vom Toilettenraum ab, oder ließ es sogar, wie im Pavillon de l'Esprit Nouveau, außerhalb des Baderaums installieren. (s.a. S. 80)



1.35 Toilette und Lavabo in der Sanitärkabine
aus: Perriand, Charlotte: Un art de vivre. Paris 1985, Abb. 18

1.36 undatierte Zeichnung, L.C.
Fondation Le Corbusier



Zur Ausstattung der *Cabine Sanitaire* gehören, abgesehen von der Toilette, ein Waschbecken und eine Dusche. Der Boden des Raums besteht aus einer Wasserwanne aus emailliertem Gusseisen, in die das Toilettenbecken integriert ist. Den Fußboden bildet ein beweglicher Lattenrost, durch den das Duschwasser und sonstiges Spritzwasser über die darunterliegende Wanne in den zentralen Abwasseranschluss im Boden abgeleitet wird.

Im Nachlass von Jean Prouvé befinden sich ebenfalls Zeichnungen für die Sanitärkabine – ein Hinweis darauf, dass zumindest der Prototyp in seiner Werkstatt hergestellt wurde.⁷ Vermutlich war Prouvé sogar teilweise am Entwurfsprozess beteiligt: Bei seinen Plänen finden sich sogar zusätzliche Zeichnungen für eine Kabinentür, die durch einen vertikalen Knick zur Innenseite einen kleinen Stauraum bildet, der für die Aufbewahrung von Handtüchern etc. verwendet werden kann.⁸ Für die Weltausstellung wurde allerdings nicht die gesamte Installation gebaut, sondern nur die Bodenkonstruktion, die Toilette und das Waschbecken sowie die zugehörigen Armaturen, wie auf einer Fotografie der Ausstellungshalle zu sehen ist (Abb. 1.33). Die Wände sind mit einfachen, angeschnittenen Holzplatten lediglich angedeutet, und Prouvés Tür war ebenfalls nicht realisiert worden.



1.37 Zeichnung, L.C., datiert auf 17.6.1958
Fondation Le Corbusier



1.38 Zeichnung, L.C., datiert auf 12.11.1958
Fondation Le Corbusier



Die in der Patentschrift beschriebene *Installation sanitaire* wurde also auf der Weltausstellung unvollständig präsentiert und blieb als Gesamtkonzept fragmentarisch. Nur die Toilette und die Armaturen wurden bis zur Prototypenreife gebracht. Vermutlich war diese Unvollständigkeit bei der ersten Präsentation der Grund, dass der Entwurf nie bis zur Serienreife weiterentwickelt wurde. Entscheidend war aber sicherlich auch, dass bereits so kurze Zeit nach der Standardisierung des WCs kein Potential mehr innerhalb der Sanitärindustrie existierte, um Funktion und Form von Toiletten neu zu konzeptionieren.

4.2. Le Corbusiers Toilettenentwürfe für Pozzi (1957-59)

Die Entwürfe für die italienische Sanitärfirma Pozzi beziehen sich, wie 20 Jahre zuvor bei der Sanitärkabine für Delafon, sowohl auf das Objekt Toilette und als auch auf die räumlichen Verhältnisse des Sanitärbereichs. Le Corbusier gab allerdings bei diesem Projekt der Grundrissplanung mehr Gewicht.

Im Unterschied zur Sanitärkabine ist die Produktentwicklung für den Auftrag der Fa. Pozzi im Archiv der Fondation Le Corbusier dokumentiert. Nach dem Vertrag, der im März 1957 abgeschlossen wurde, sollte Le Corbusier eine Badewanne (*baaignoire*), ein Waschbecken mit oder ohne Standsäule (*lavabo avec ou sans colonne*), eine Toilette (*une cuvette de w.c.*), einen Spülkasten (*un réservoir de chasse*), ein Bidet und diverse Accessoires gestalten. Pozzi hatte sich die Exklusivrechte gesichert und durfte auch den Namen Le Corbusier für die Serie verwenden.



1.39 Zeichnung, L.C., datiert auf 12.11.1958
Fondation Le Corbusier



1.40 WC anglo-indien, L.C., datiert auf 1959
aus: Sketchbooks, Vol. 4, Abb. 346

Die vorhandenen Entwurfszeichnungen, die zwischen 1957 und 1959 entstanden, zeigen unter anderem die Entwicklung einer Toilette, die durch seitliche Fußstützen zwei unterschiedliche Körperpositionen ermöglicht: Wahlweise kann sie in der 'normalen' Sitzposition oder aber mit angezogenen Beinen in einer Art Halbhocke benutzt werden. Einige sehr zaghaft wirkende Bleistiftskizzen, die Le Corbusier vermutlich zu Beginn des Projekts gezeichnet hat, zeigen ein übliches Sitz-WC mit applizierten Fußstützen. (Abb. 1.36)

Auf folgenden Zeichnungen ist dann zu sehen, dass Le Corbusier – nun mit kräftigerem Strich – eine Alternative suchte, bei der die Toilette in halbhockender Körperhaltung benutzt werden kann. (Abb. 1.37) Um diese Körperposition auf einer niederen Sitzfläche bequem zu machen, muss der Sitz nach hinten geneigt sein.⁹ Aus diesem funktionalen Eingriff folgen auch formale Veränderungen: Das Toilettenbecken ragt hier weit über den Sockel hinaus und ist insgesamt flacher. Diese Entwürfe unterscheiden sich in Form und Funktion von den üblichen Sitz-WCs, aber sie bedeuten keinen radikalen Bruch. Die Zeichnungen wurden von Le Corbusier auf Juni 1958 datiert.

Im November 1958 entstanden noch mehr Zeichnungen. Auf einem Blatt nimmt er die nach hinten geneigte Sitzfläche wieder auf – erstmals sind hier auch Körper in halbhockender Haltung gezeichnet, während der eigentlich zu gestaltende Gegenstand an Prägnanz verliert. (Abb. 1.38)

Auf einem anderen Blatt treibt Corbusier den Gedanken weiter – und aus der Halbhocke wird eine Art hockende Sitzhaltung direkt auf dem Boden, mit angelehntem Rücken. Statt einem WC mit schrägem Sitz oder mit Fußstützen sehen wir nun in einer Schnittzeichnung eine größere Mulde mit Abfluss, die er mit „dans douche“ beschriftete. (Abb. 1.39)

Schrittweise war Le Corbusier also wieder zu dem Konzept einer Verbindung von Dusche und Toilette gelangt, wie es bereits in der Sanitärkabine von 1937 angelegt war.¹⁰

In mehreren anderen Projekten findet sich dieses Motiv wieder (s.a. S. 82 f.), doch eine so enge räumliche Verbindung, wie sie hier hergestellt wurde, ist nur noch in zwei Zeichnungen von 1960 zu sehen, die Le Corbusier mit „Douche à merde“ betitelte.¹¹ (ohne Abb.)

In zwei Skizzenbüchern aus Corbusiers Tätigkeit in Indien befinden sich Zeichnungen, die die erneute Suche nach einer geeigneten Körperposition und einer entsprechenden Toilettenform dokumentieren.

In Varma notierte Corbusier Anfang 1959 zu einem umbauten Standard-WC¹², das er unterwegs benutzt hatte, dass sich vor der Toilette ein Podest befand, damit das Sitzklosett auch in hockender Haltung verwendet werden konnte. Bei dieser Toilette handelte es sich wohl um die selbst gemachte Adaption einer westlichen Sanitärkeramik an die indischen Nutzungsgewohnheiten. Die kauende Körperposition beschreibt Le Corbusier als effektiv, er hielt aber zusätzliche Griffe für sinnvoll, damit auch ältere Personen leichter aufstehen könnten.

Ob Personen, die die Hocke gewohnt sind, tatsächlich eine Aufstehhilfe benötigen, möchte ich allerdings bezweifeln. In diesem Fall wäre es wohl sinnvoller, ein Sitzklosett zu verwenden, denn das Aufstehen aus dem Sitzen ist auf jeden Fall leichter als sich aus der tiefen Hocke wieder aufzurichten.

In einer anderen Skizze vom Februar 1959 tauchen erneut Fußstützen auf.¹³ Es handelt sich dabei um zwei miteinander verbundene Pedale, die im Grundriss ein 'H' bilden und direkt vor dem Klosett installiert werden sollten. Im Unterschied zu den anderen Skizzen sind hier die Höhen und Längen vermaßt.

Die Zeichnung (ohne Abb.) hat eindeutige Parallelen zu den letzten Entwurfszeichnungen, die im Zusammenhang des Pozzi-Projekts entstanden (s.u.).

Im nächsten Zeichenblock (April 1959) – aus Chandigarh, der neuen Hauptstadt des Punjab, an deren Planung Le Corbusier beteiligt war – ist eine Toilette für zwei unterschiedliche Benutzungssituationen skizziert¹⁴: das „W-C anglo indien“ ist ein niedriges Sitz-WC, an dessen Oberkante seitlich zwei Fußstützen wie Plateaus herausragen. (Abb. 1.40) Dadurch wird, wenn der Sitz nach oben weggeklappt ist, als zusätzliche Funktion eine Benutzung der Toilette in der Hocke ermöglicht. Das von Le Corbusier gezeichnete anglo-indische WC ist eine Verschmelzung von Hocktoiletten, wie sie traditionell in Indien üblich sind, und Sitztoiletten, wie sie in der westlichen Zivilisation gebräuchlich sind. Da das Bauprogramm für Chandigarh von indischen Beamten entworfen worden war, die in Oxford studiert hatten¹⁵, ist diese kleine Entwurfsskizze ein Beleg für die interkulturellen Impulse, die durch dieses Bauprojekt entstanden sind.

In den letzten Unterlagen des Pozzi-Projekts existiert noch ein weiteres Blatt mit Zeichnungen, die unter anderem die Verschränkung der ersten Projektidee – den seitlichen Fußstützen – mit der darauf folgenden Weiterentwicklung – der Neigung des Sitzes – zeigen. Die Fußstützen sind nun allerdings nicht mehr rund sondern, wie in den Zeichnungen aus Indien, als Plateaus beziehungsweise als einzelne Pedale ausgeformt. (Abb. 1.41 - 1.43)

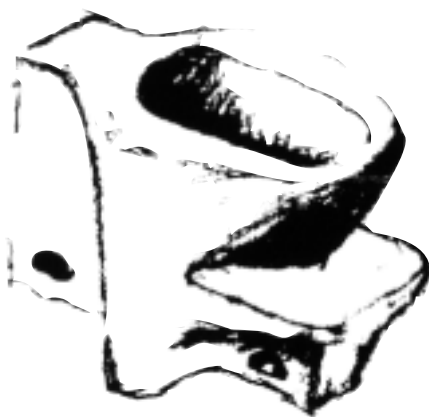
Letztendlich wurde keiner der Entwürfe für Pozzi produziert, weder in der beschriebenen noch in einer abgeänderten Form. In einer Ausgabe der *domus* von 1963¹⁶ ist zwar die Zeichnung eines Klosetts mit zwei seitlichen runden Fußstützen veröffentlicht¹⁷, doch Abbildungen dreidimensionaler Gegenstände, die einen Hinweis auf die tatsächliche Realisierung der Entwürfe geben könnten, wurden nicht publiziert.

Im Rahmen des Domus-Artikels wird neben den verschiedenen Produktentwürfen auch das räumliche Konzept erklärt, das Le Corbusier für seine Auftraggeber entwickelte: Er entwarf für die diversen Einrichtungen des Bades jeweils separate Kabinen. Diese Module sollten aus Kunststoff hergestellt werden und besaßen eigene Belüftungssysteme.

Le Corbusier unterschied die Kabinen nach folgenden Funktionen: Toilette, Dusche, Dusche und Waschbecken, Toilette und Dusche (hier wieder das Motiv „*douche à merde*“!). Das Badezimmer wurde dadurch in seine einzelnen Funktionen aufgelöst.



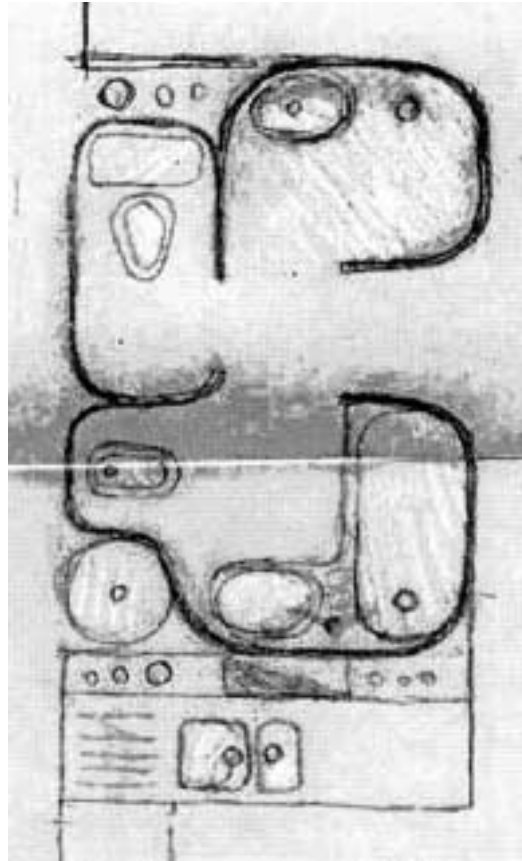
1.41 undatierte Zeichnung, L.C.
Fondation Le Corbusier



1.42 undatierte Zeichnung, L.C.
Fondation Le Corbusier



1.43 undatierte Zeichnung, L.C.
Fondation Le Corbusier



1.44 undatierte Zeichnung, L.C.
Fondation Le Corbusier

Für die Ausführung dieser Module existieren diverse Skizzen, die teilweise auch farbig angelegt wurden. (s. Abb. 1.44) Anhand der Art, wie diese Zeichnungen ausgeführt wurden, ist gut zu erkennen, dass hier ein besonderes Interesse verankert lag.

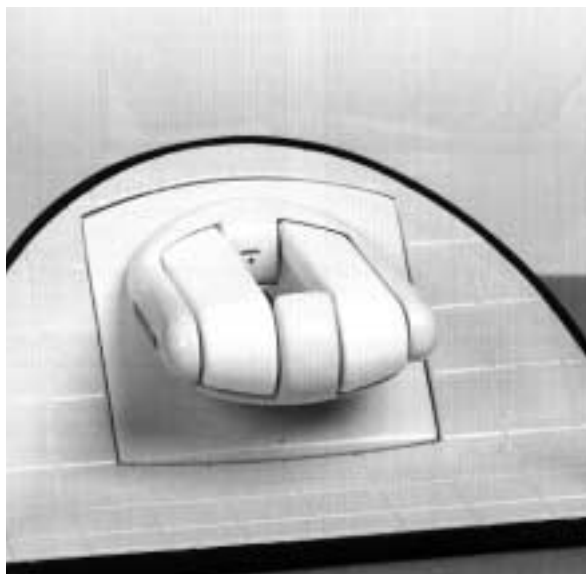
Prinzipiell ermöglichte dieses Konzept auch, die Kabinen getrennt voneinander aufzustellen, doch eine radikale Trennung der einzelnen Kabinenmodule wurde nicht geplant. Vielmehr wurden die verschiedenen Funktionen wieder zu Gruppen zusammengefasst, die eine Art Sanitärlandschaft entstehen lassen.



1.45 Gregory Guillaume, Nebula, 1. Rang
Geberit: Der liebste Ort auf Erden, Wettbewerbskatalog, S. 13



1.46 Christian Dorfmueller, Pelican, 2. Rang
Geberit: Der liebste Ort auf Erden, Wettbewerbskatalog, S. 14



1.47 Sven Voigtlaender, Pi, 3. Rang
Geberit: Der liebste Ort auf Erden, Wettbewerbskatalog, S. 15

4.3. der Geberit-Wettbewerb (1989)

In einem Design-Wettbewerb fragte 1989 das Schweizer Unternehmen der Firma Geberit nach innovativen Gestaltungskonzepten für „*Visionen zum WC der Zukunft*“. Mit 100 Einreichungen erhielten sie mehr Entwürfe als erwartet. Offensichtlich hatten die Auslober hier ein 'void', eine Leerstelle geöffnet, die mit sogartiger Wirkung gestalterische Ideen anzog.

In den 1980er Jahren hatte das Design vor allem durch die Postmoderne frischen Wind unter die Flügel bekommen. In Unterschied zu den 1960/70er Jahren, während denen technische Gegenstände wie HiFi-Anlagen, Küchen- und Haushaltsgeräte, Industrie-Arbeitsplätze oder Investitionsgüter im Zentrum des Interesses gelegen hatten, wurden nun von Gruppen wie *Alchimia*, *Memphis* oder *One Off*, deren Mitglieder überwiegend Architekten waren, vor allem Möbel und andere Gegenstände des Wohnens gestaltet. Man verabschiedete sich vom strengen Funktionalismus und schuf expressive fantasievolle Unikate. In Deutschland gipfelte diese Tendenz in der Düsseldorfer Ausstellung „*Gefühlscollagen – Wohnen von Sinnen*“ (1986).

Aber nicht alle Bereiche des häuslichen Lebens wurden neu durchgeformt. Die Küche wurde ein wenig vernachlässigt – obwohl immerhin die Fa. Alessi ihre Designer den Wasserkessel in allen möglichen Formen deklinieren ließ, und der Essbereich wurde als Ort der Kommunikation neu überdacht. Gänzlich vernachlässigt wurde allerdings der Badebereich, denn hier war eine neu entwickelte Strategie nicht umzusetzen: Ziel des neuen Designs war nämlich nicht nur gewesen, sinnlichere und eher künstlerisch orientierte Objekte herzustellen, sondern mit dieser Bewegung sollten auch die Möglichkeiten des sog. 'neuen Handwerks', das vor allem die computerunterstützte Kleinserienherstellung miteinbezog, sowie generell andere Produktions- und Vertriebswege, die mehr Unabhängigkeit von den Auflagen industrieller Auftraggeber versprachen, ausprobiert werden. Dies alles war für die hochtechnisierte und investitionsintensive Produktion von Sanitärinstallationen nicht möglich.

Mit der Zeit wurden allerdings die immer neuen Variationen von Stühlen, Regalen, Lampenschirmen usw. etwas ermüdend. Und so ermöglichte der Wettbewerb für ein Klosett wohl auch die seltene Chance, einen Gegenstand zu gestalten, der noch nicht tausendfach interpretiert worden war.

Von den zehn prämierten Wettbewerbseinreichungen entsprechen nur drei der standardisierten Toilettenform, alle anderen Entwürfe brechen mit dem traditionellen Bild.¹⁸ Am weitesten davon entfernen sich *Nebula* (Abb. 1.45) und *in solo* (Abb. 1.50). Bei *Nebula* erinnert nur noch der Sitzring an die herkömmliche Gestaltung, und bei *in solo* handelt es sich eher um eine Windel oder Unterhose als um den bekannten Gegenstand. Aber auch die weniger spektakulären Designs wie *En attendant 2519...* (Abb. 1.48) oder *Doppio* (Abb. 1.49) nehmen die alte Formensprache nur teilweise auf. Sie und die drei WCs *Pelican* (Abb. 1.46), *Pi* (Abb. 1.47) und *Phallus* (ohne Abb.) sind außerdem mit beweglichen Elementen bestückt, die drehbar oder höhenverstellbar sind, oder mit Einzelteilen wie Sitzschienen oder Fußstützen, die hoch oder hinunter geklappt werden können.

Die Wettbewerbsvorgabe, eine Toilette der Zukunft zu gestalten, wurde im Wesentlichen in drei unterschiedlichen Kategorien beantwortet. Zum einen wurden neue Technologien eingesetzt: Bei



1.48 André Joye, *En attendant 2519 ...*, 4. Rang
Geberit: Der liebste Ort auf Erden, Wettbewerbskatalog, S. 16



1.49 Stephan Messmer, *Doppio*, 6. Rang
Geberit: Der liebste Ort auf Erden, Wettbewerbskatalog, S. 17



1.50 Nicolas Huet, *in solo*, 10. Rang
Geberit: Der liebste Ort auf Erden, Wettbewerbskatalog, S. 18

Nebula sollen Laser die Exkremente neutralisieren, indem sie diese zerstäuben, und der entstandene Staub soll anschließend abgesaugt werden – überhaupt soll diese Toilette alles Körperliche umgehend auflösen. Für *in solo*, die aus einem Cocktail von High-Tech-Materialien wie Teflon, Supraleitern und Keramik zur Laserisolation besteht, ist außerdem noch ein integriertes biologisches Klärsystem mit Bakterien vorgesehen.

Damit gehören diese beiden Entwürfe auch zur zweiten Kategorie, bei der alternative Methoden für die weitere Handhabung der Ausscheidungsprodukte verwendet werden. Während *Nebula* und *in solo* die Fäkalien letztlich negieren, indem sie diese restlos zerstören und wegschaffen, arbeiten zwei Entwürfe (*En attendant 2519...* und *APXH* (ohne Abb.)) mit natürlichen Kompostierungsmethoden, die bei beiden allerdings technisch kontrolliert bzw. zentral gesteuert ablaufen sollen. Alle Ansätze nehmen Bezug darauf, dass in der Zukunft Wassermangel erwartet wird und die Wasserspülung deshalb nicht mehr verwendet werden kann.

Das führt zur dritten und letzten Kategorie: dem Gebrauch bzw. die Einsparung von Wasser. Bei *En attendant 2519...* wird Wasser nur noch zur Körperreinigung verwendet, bei *Vitaqua* (ohne Abb.) ist Grauwasser für die Spülung vorgesehen, und drei Toiletten (*Nebula*, *APXH* und *in solo*) arbeiten sogar vollständig ohne Wasser.

Vom normalen WC unterscheiden sich auch die projektierten Reinigungsfunktionen. Einige der Toiletten sollen selbstreinigend sein und/oder Spritzwasser beziehungsweise die 'unkontrollierbaren' Reste, die im Allgemeinen als Verschmutzung bezeichnet werden, sollen auf die eine oder andere Art verhindert werden. Bei *Pelican* etwa ist dieses Konzept auf die Spitze getrieben: Überall sind Löcher, aus denen es heiß dampfen soll, um mit nur 2,5 l das Becken, den Sitz und die untere Fläche des Deckels zu säubern. Bei drei Installationen – *Pi*, *Vitaqua* und *Doppio* – sollen noch andere Bereiche als nur das innere Toilettenbecken mit Wasser gereinigt werden, bei *Nebula* reinigen Laser die Oberfläche und bei *APXH* soll die Toilette auf nicht näher erläuterte Art selbstreinigend sein. Die Toilettenreinigung, die ja generell als eine der niedrigsten Tätigkeiten angesehen wird, soll hier also vom Objekt allein erledigt werden – eine Erfindung, die wohl der Konstruktion eines '*perpetuum mobile*' gleichen würde.

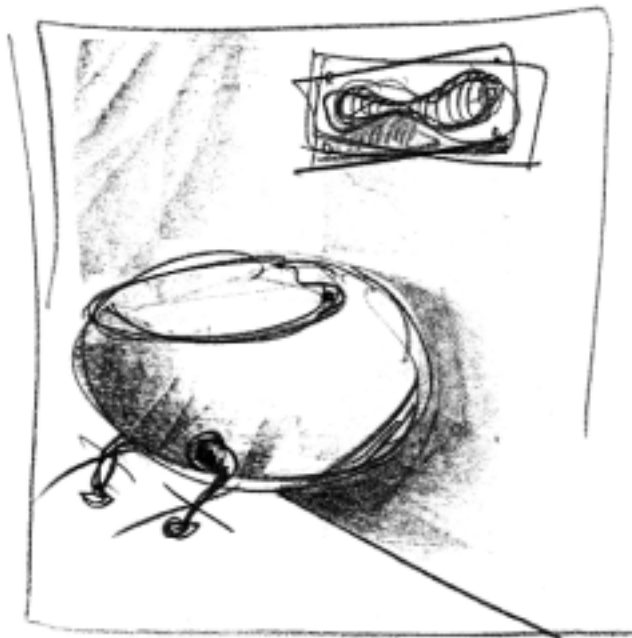
Die weiteren Reinigungsfunktionen betreffen den Körper. Auch hier scheint die Standardtoilette ein wesentliches Bedürfnis zu ignorieren. Bei *En attendant 2519...*, nach deren vom Autor geschaffenen Szenario das Wasser an der Börse gehandelt wird, soll das wenige benutzte Wasser nur für die Analdusche verwendet werden, und noch bei vier anderen Entwürfe wurde die Körperreinigung mit in die Objektfunktionen einbezogen.

Die zehn Entwürfe, die durch die Publikation von Geberit zugänglich gemacht wurden und nur 10% aller eingereichten Arbeiten ausmachen, zeigen selbstverständlich auch die Präferenzen der Jury. Doch wenn man davon ausgeht, dass dieser Filter Tendenzen der damaligen Designströmungen aufgefangen hat, weil ja gerade das Zeittypische für Wettbewerbsgewinne prädestiniert ist, so kann die Auswahl als beispielhaft gewertet werden. Alle Entwürfe zeigen jedenfalls den Wunsch, die Toilette komfortabler zu machen – durch ihre ästhetischen Qualitäten oder bei ihrem Umgang mit Ressourcen, und vor allem in Bezug auf ihre direkte körperliche Benutzung.

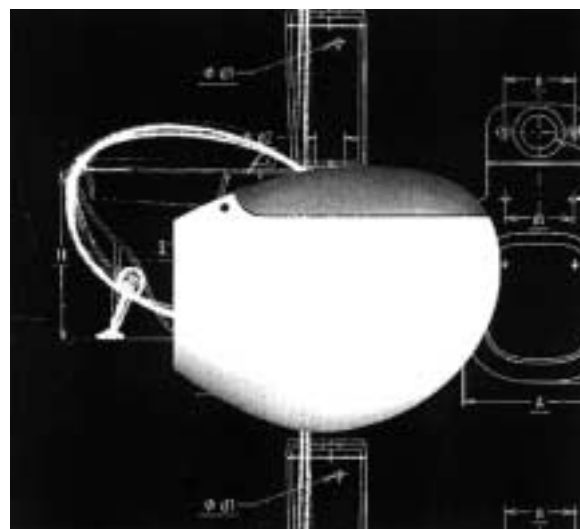
4.4. WC-Entwürfe von Ron Arad, Philippe Starck und Massimo Iosa Ghini

Das Stigma des Unseriösen, das Toiletten heute anhaftet, wirkt sich auch auf ihre Gestaltung aus. Daraus ergibt sich zum Beispiel die Konsequenz, dass Toiletten in der Regel nur als Teil von ganzen Badeserien entworfen werden, bei denen sich die formale Gestaltung auf das Waschbecken oder die Badewanne konzentriert, die zum Reinigen weniger schambesetzter Körperteile verwendet werden. Das WC wird dadurch zum Anhängsel, das im Übrigen immer formal identisch mit dem Bidet gestaltet wird, obwohl die Funktionen dieser beiden Sanitärinstallationen so verschieden sind. Der einzige deutliche Unterschied, der zwischen diesen beiden Objekten gemacht wird, betrifft die Wasseranschlüsse: Am Klosett werden Spülkasten oder Spülhebel und am Bidet eine Wascharmatur installiert.

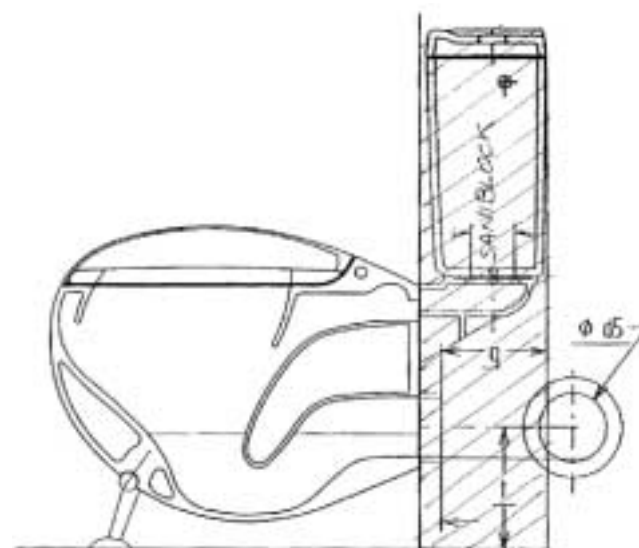
1.51 Zeichnung, Ron Rad



1.52 Designstudie von Ron Arad für Allia



1.53 Schnittzeichnung



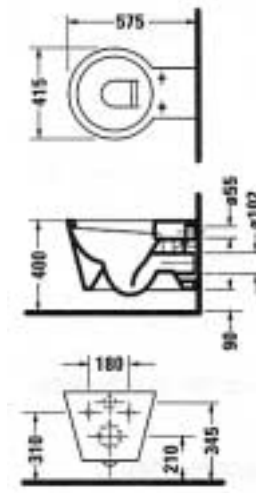
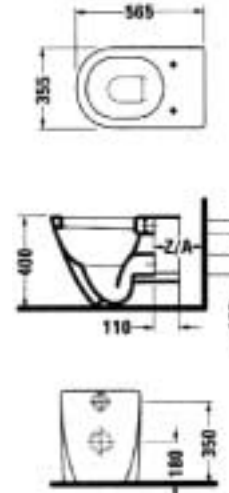
Die einzige Alternative zu den Entwürfen, bei denen die Toilette der bescheidene Teil einer Serie ist, scheint das 'Labeln' der WCs mit Designernamen. Diese Entwürfe bringen zwar nur selten funktionale Neuerungen mit sich, doch immerhin wird manchmal die formale Standardisierung ein wenig überwunden.

Ron Arads Studie von 1997/98 für die französische Sanitärfirma Allia war nach meiner Kenntnis der erste Einzelentwurf für ein WC nach der Wettbewerbsausschreibung von Geberit mehr als zehn Jahre zuvor.¹⁹ Da sich Arad auf die technischen Vorgaben der Anschlüsse und die übliche Benutzung im Sitzen einließ, konnte der Entwurf kaum mehr als eine formale Neuerung sein. Doch trotz dieser Eingrenzung gelang Arad eine ungewöhnliche Gestaltung.

Die Toilette wurde zu einem Hybrid von wandmontierten und bodenstehenden WCs: Die geschlossene Form, die an ein Ei erinnert, ist an der Wand installiert und wird zusätzlich vorne von zwei Füßen abgestützt. Über die Anbindung zur Wand laufen die Zu- und Ableitungen, und vermutlich tragen die Anker, die hier befestigt werden, auch die gesamte Last. Die beiden nach vorne ausgestellten Beine sind also nur aus formalen Gründen appliziert, d.h. in konstruktiver oder statischer Hinsicht nicht unbedingt notwendig. In ihrer Gestaltung erinnern sie an die Beinchen von Vögeln, die normalerweise auch kaum mit der restlichen Körperform korrespondieren. Der Kontrast zwischen diesen Stützbeinchen und der restlichen Figur wird noch verstärkt durch den Toilettensitz, der vollständig in die Form integriert ist und damit bewirkt, dass sich eine harmonische Gesamt-erscheinung nur im geschlossenen Zustand ergibt. Der Entwurf verlangt also geradezu, dass der Deckel nach jeder Benutzung heruntergeklappt wird.

Abgesehen von Arads Studie ließen sich in den 1990er Jahren nur noch zwei WC-Entwürfe finden, die vom formalen Einerlei abweichen:

Philippe Starcks Badserie umfasst alle Installationen und Armaturen, die zu Bad und Toilette gehören. Abgesehen von der Badewanne, die ungewöhnlich war, weil sie frei steht, ist Starcks Entwurf auch aufgrund der Toilette bemerkenswert. Die Gestaltung der ganzen Serie versucht, auf arche-

1.54 WC der *Edition 1*, Duravit, Philippe Starck1.55 WC der *Edition 2*, Duravit, Philippe Starck1.56 WC der Serie *Giorno*, Duravit, M.I. Ghini1.57 wandhängendes WC der Serie *Giorno*

typische Grundformen zurück zu gehen. Bei der Toilette wurde dies zum Beispiel mit einer konischen Außenwand und einem kreirunden Deckel erreicht, die an die Form eines Eimers erinnern. Interessant ist nun, dass in der zweiten Edition der Starckserie dieses Bild erheblich abgemildert wurde. Auf den technischen Zeichnungen ist zu erkennen, dass die heutzutage ungewöhnliche kreisrunde Öffnung des Toilettenbeckens – die übrigens beim Sitzen reichlich unbequem ist – zugunsten einer 'normalen' ovalen Sitzform aufgegeben wurde. Der Deckel erscheint dadurch wieder standardisiert, obwohl er wie das Sitzteil für die erste Edition speziell für das WC hergestellt wird. Auch die Gesamtform ist beim zweiten Mal weniger radikal: Die Übergänge sind nun fließend, die Flächen gebauht, die Kanten gerundet. Das WC hat seine formale Prägnanz verloren und ist wieder zurückgetreten in sein angestammtes Plätzchen in der zweiten Reihe.

Die Firmengruppe, die die Starck-Serie herstellt, brachte im Jahr 2000 auch eine Badserie von Massimo Iosa Ghini herausgebracht. Sein Stil ist bekanntlich sehr expressiv und dementsprechend fiel auch die formale Gestaltung der Serie *Giorno* aus. Das führte unter anderem dazu, dass innerhalb der Serie zumindest das bodenstehende WC (Abb. 1.56) nicht auf ein absolutes formales Minimum reduziert wurde: Mit einem mehrfach geneigten Sockel und einer ungewöhnlichen Spülkastenverkleidung zeigt es mehr Profil als sonst üblich.

Das ebenfalls zur Serie gehörende wandmontierte WC (Abb. 1.57) unterscheidet sich allerdings kaum vom Standardklosett. Bei heruntergeklapptem Deckel krägt eine dreieckige Form in Richtung Wand, doch wenn die Toilette für die Benutzung geöffnet wird, dann ist diese einzige Besonderheit des Designs nicht mehr zu sehen. Übrig bleibt der bekannte Anblick eines ovalen Sitzes und des Beckeninneren.

Die eingangs zitierte Behauptung, dass das Wasserklosett „zu Ende erfunden“ zu sein scheint (s.S. 18), bewahrheitet sich – am Ende der Darstellung zur Produktentwicklung der Toilette – nicht nur hinsichtlich der technischen Funktionen sondern auch für die formale Gestaltung. Die hier dargestellten unterschiedlichen Versuche, alternative Lösungen für diesen alltäglichen Gegenstand zu entwickeln, zeigen letzten Endes auch die Schwierigkeiten auf, die Standardisierung der Toilette zu überwinden. Obwohl Entwürfe mit grundlegenden Neuerungstendenzen vorhanden sind, wie sich am Beispiel der Einreichungen für den Geberit-Wettbewerb zeigt, werden von den Sanitärherstellern nur vorsichtige Änderungen realisiert.

Die Umsetzung neuer Entwürfe wird erst stattfinden, wenn sich der Gebrauch (und damit auch der Bedarf) verändert. Eine mögliche Entwicklung wäre beispielsweise, dass Toiletten nicht mehr als feste Installationen einer Wohnung verstanden werden sondern eher als Möblierungselemente, die den individuellen Anforderungen und Vorlieben der Bewohner entsprechen sollen. Dann würden Toiletten wohl öfter als bislang üblich ausgetauscht werden (z.B. bei einem Umzug oder einer Renovierung) und in größeren Haushalten auch unterschiedliche Objekte (Urinal, Sitz-WC, Hock-WC, Biotoilette, Trockentoilette und andere Varianten) verwendet werden.

5. vom Hof ins Haus

Anhand der Produktentwicklung von gebauten beziehungsweise ortsfest installierten Toiletten wurde deutlich, dass sie die ersten häuslichen Sanitäreinrichtungen waren. Die immobilen Klosetts wurden in der Regel, solange sie nicht an die Wasserversorgung angeschlossen waren und die Fäkalien in einer Grube gesammelt wurden, in separaten Häuschen nahe des Wohngebäudes untergebracht. Die Nutzung dieser externen Toiletten wurde ergänzt durch mobile Aufnahmegefäße wie Töpfe oder Zimmerklosetts, die innerhalb des Hauses benutzt wurden.

Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts setzte dann ein Veränderungsprozess bei der räumlichen Positionierung der fest installierten Toiletten ein, den Peter Gleichmann als *Verhäuslichung* oder *vollständiges Einhausen* bezeichnet. Ein wesentlicher Grund für diesen Verhäuslichungsprozess der Toilette war, dass es den Menschen, die in den großen neuen Mietshäusern der schnell wachsenden Städte lebten und sich kaum kannten oder völlig fremd waren, zunehmend peinlich wurde, sich auf dem Weg zur Latrine zu begegnen. Deshalb, so Gleichmann, „werden die >Aborte< immer näher an die Häuser heran gebracht, schließlich angebaut.“¹ Dieser Argumentation muss hinzugefügt werden, dass nicht nur die Schamgrenzen allmählich höher wurden, sondern dass die technologischen Voraussetzungen wie beispielsweise Kanalisationssysteme und Klosettbecken mit integriertem Geruchsverschluss nur kurz zuvor entwickelt worden waren und dadurch die Möglichkeit der Verhäuslichung der Toiletten überhaupt erst geschaffen wurde.²

Der Prozess des Einhausens verlief keineswegs reibungslos. Viele Hausbesitzer wollten ihre Abhängigkeit von kommunalen Systemen und die damit verbundenen ständigen Kosten³ vermeiden, zumal mit dem Verkauf des Grubeninhalts an die Landwirtschaft ein gewisser Gewinn gemacht werden konnte. Außerdem fürchteten viele Hausbewohner, mit der Installation von Rohrsystemen und Toiletten könnten nun Krankheitserreger leicht in ihre Wohnung eindringen.⁴ Diese Vorbehalte werden verständlich, wenn man sich vergegenwärtigt, dass Klosetts bis dahin nur unter den allgemein schlechten Zuständen in den Hoftoiletten bekannt waren und die Bewohner nun damit konfrontiert wurden, dass derartige Einrichtungen in den geschützten Privatbereich integriert werden sollten.

Mit der veränderten örtlichen Positionierung wandelte sich auch die Inneneinrichtung der Toilettenräume. Nachdem sie in den Häusern Einzug gehalten hatten, ging man dazu über, Klosetts einzeln zu installieren. Die zuvor üblichen Gemeinschaftslatrinen im Hof waren nämlich nicht nur von allen Hausbewohnern gemeinsam benutzt worden, sondern die Sitze waren auch häufig ohne weitere Abtrennungen nebeneinander aufgereiht.⁵ Mit ansteigendem Schamempfinden ging das Bedürfnis einher, den eigenen Körper vor den Blicken anderer verbergen zu können, und deshalb wurden häufig auch bei bereits vorhandenen Mehrsitzern sog. *Schamwände* zwischen die einzelnen Sitzplätze gesetzt, damit bei der eigentlichen Ausscheidung der direkte Einblick anderer Benutzer verhindert werden konnte. Die so geschaffenen einzelnen Kabinen hatten allerdings in der Regel keine Türen.

6. die Stationen im Haus: an Treppe und Flur und die Zuordnung zur Küche

Die Stationen, die die Toilette bis zur Integration in die einzelnen Wohnungen durchlief, waren je nach Stadt oder Region verschieden, denn für die Lage des Toilettenraums galten lokale Bauverordnungen. Entscheidend war jedoch, dass mit diesen Verordnungen einheitliche Regelungen angestrebt und formuliert wurden, d.h. die Ausstattung der privaten Wohnbereiche wurde zu einer öffentlichen Angelegenheit. Vergleichbare Regelungsversuche hatte es früher schon gegeben⁶, aber erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden diese Bauvorgaben auch tatsächlich durchgesetzt. Die maßgeblichen Gründe dafür waren die allgemeine Erhöhung der Scham in Bezug auf die Ausscheidungsprozesse des Körpers und die in allen gesellschaftlichen Schichten veränderten Hygienevorstellungen.

Die neuen hygienischen Forderungen zielten vor allem auf eine bessere gesundheitliche Versorgung der städtischen Bevölkerung. Für die Toilettenanlagen folgte daraus die zentrale Forderung, dass sie in ausreichender Zahl vorhanden sein und effektiv funktionieren sollten. Mit den veränderten Schamgrenzen ging einher, dass die Toiletteneinrichtungen immer mehr in den privaten Bereich verlagert wurden. Die Handlungen in Verbindung mit der Benutzung der Toilette, also der Weg hin und wieder zurück, die Verweildauer, die Geräusche und Gerüche, ja sogar die Spülung sollten nun von anderen Personen möglichst nicht wahrgenommen werden können.

Die extreme Intimisierung der Ausscheidung, bei der schon die leiseste Andeutung für die Handlungen mit den Vorgängen selbst in Verbindung gebracht wurden und deshalb ebenfalls verdrängt oder verborgen werden mussten, war besonders im viktorianischen England verbreitet. Immer wieder wird berichtet, die Spülgeräusche seien so unangenehm, weil sie die Mitbewohner oder Gäste des Hauses belästigen könnten. Die Tatsache, dass die Spülung in erster Linie auf die vorherige Handlung hinweist, wurde bei diesen Berichten schon nicht mehr erwähnt.

Toiletten wurden deshalb möglichst weit von den Wohnräumen entfernt installiert, wodurch allerdings die bereits erreichte Bequemlichkeit der kurzen Wege bei innenliegenden Toiletten wieder beeinträchtigt wurde.

In Berlin, das hier als Beispiel für die Stationen bei der räumlichen Positionierung von Toiletten in den Wohnungen dient, waren die ersten Klosetts, die innerhalb der Häuser eingerichtet wurden, entweder vom Treppenhaus her zugänglich oder, wenn sie sich in der Wohnung befanden, am Korridor – meist an dessen Ende – gelegen und dort oft in schrankartigen Verschlüssen ohne Belüftung und ohne natürliche Beleuchtung untergebracht. Der Einzug der Toiletten ging sehr langsam voran: Noch 1900 befand sich das WC bei 48,2 % aller Wohnungen Berlins und der benachbarten Stadtgebiete, die zum späteren Groß-Berlin gehörten, außerhalb der Wohnung.⁷

Der Bau der Kanalisation wurde in Berlin 1873 begonnen und war 1892 weitgehend fertig gestellt. In den angeschlossenen Häusern wurden die Toiletten vorzugsweise in der Nähe der Küchen installiert, um gemeinsame Be- und Entwässerungsanlagen verwenden zu können. Es wurden auch Toiletten angelegt, die direkt von der Küche zugänglich waren, doch die häufigste Grundriss-

lösung war, Küchen- und Toilettenräume direkt nebeneinander anzuordnen, so dass ihre Zugänge im Flur direkt nebeneinander lagen.

Nach der Baupolizeiverordnung von 1853 mussten Küchen immer mindestens eine Außenwand haben. Dieselbe Vorschrift galt ab 1887 auch für Toiletten. Durch diese neue Regelung entstand eine neue Art der Grundrissplanung: In den einfacheren Mietshäusern konnten die Toiletten, die vom Wohnungsflur aus zugänglich waren, nun nicht mehr in kleinen innenliegenden Verschlüssen untergebracht werden. Stattdessen mussten die WC-Räume eine ganze Raumlänge vom Korridor bis zur Außenwand umfassen, wobei der vordere Teil des Raumes nicht weiter genutzt werden konnte. Die Räume waren also sehr lang und jeweils nur so breit, dass ein WC an der hinteren Zimmerwand noch Platz hatte. Um diese Toilettenräume trotzdem minimal dimensionieren zu können und der Bauvorschrift dennoch zu genügen, wurden in vielen Neubauten die Toiletten an die Zwischenpodeste der Treppenhäuser verlegt. Der Zugang zum Toilettenraum befand sich dadurch außerhalb der Wohnung, eine halbe Treppe darüber oder darunter, aber durch seine unmittelbare Nähe zur geforderten Außenwand wurde kein weiter ungenutzter Raum für Bewegungsflächen verschent.

Eine weitere Möglichkeit war, das Klosett, wenn es innerhalb der Wohnung installiert wurde, näher an den Wohnungsflur zu rücken und den dahinter liegenden Raum horizontal zu teilen, so dass ab halber Höhe ein Luft- und Lichtschacht zur Außenwand führte. Der untere Teil des so getrennten Raums wurde meistens als kleine Speisekammer genutzt, die von der Küche abführte, oder es befand sich eine weitere Toilette darunter, die dann vom Treppenhaus aus zugänglich war.

Dass sich die Toilettenräume in der Nähe der Küche befanden, war nicht nur in Berlin sondern auch in anderen Gegenden und Städten üblich⁸ – tatsächlich war dies schon vor der Einführung von zentralen Wasserversorgungs- und Entwässerungssystemen gebräuchlich gewesen.

Die Küche, die ja der zentrale Ort für den Umgang mit Nahrungsmitteln ist, mit der Toilette als Ort für die körperlichen Ausscheidungen zu verbinden, widerspricht unseren heutigen hygienischen Vorstellungen. Berücksichtigt man jedoch, dass sich in der Küche oft ein sog. Schüttstein, also eine Öffnung des Hauses nach außen, befand und die Küche im Haus oder der Wohnung der Ort ist, in dem Abfall zum Beispiel bei der Zubereitung von Speisen entsteht und dort auch zumindest kurzzeitig gelagert wird, dann wird diese Verbindung etwas verständlicher.

Außerdem hatte die Küche eine funktionelle Vorstufe zum Bad eingenommen. Hier waren die ersten Waschbecken mit fließendem Wasser installiert worden, die auch zur Körperreinigung benutzt wurden, und wenn keine spezielle Waschküche vorhanden war, wurde in der Küche, wo man ohnehin mit Wasser hantierte und kaltes Wasser auf dem Herd erhitzen konnte, auch Wäsche gewaschen und in den Zubern für die Wäsche selbstverständlich auch geduscht oder gebadet.

7. die Konstellationen von Toilette und Bad

Mit der Einführung des Baderaums in die private Wohnung veränderte sich die maßgebliche Planungsregel, an welcher Stelle der Wohnung die Toilette installiert und welchem Raum sie zugeordnet werden sollte. Statt in einem separaten Raum untergebracht zu werden, wird die Toilette nun Teil der Ausstattung des Bades. Die bisherige Zuordnung zur Küche findet jetzt nur noch statt, wenn aus ökonomischen Gründen die Versorgungssysteme für Bad und Küche nebeneinander liegen.

Die Entwicklung dieser neuen Grundrissregelung, die sich Anfang des 20. Jahrhunderts herausbildete und bis heute als allgemeiner architektonischer Standard verwendet wird, ist unter anderem Resultat einer Konkurrenz von zwei verschiedenen Bädertypen, die in England und in Amerika entstanden waren. Sie unterschieden sich nicht nur hinsichtlich ihrer Größe, sondern vor allem in ihrer Ausstattung mit Sanitärgegenständen.

Am Ende setzte sich der amerikanische Bädertyp gegenüber dem englischen durch und wurde für den europäischen Wohnungsbau mit nur einer Veränderung übernommen.

7.1. England: WC und Bad in Einzelräumen

In der Zeit von 1880 bis 1910 war das englische Bad nicht nur in Europa stilprägend gewesen. Da in England die weltweit marktführenden Hersteller von Sanitärobjekten angesiedelt waren, wurde auch die dort entwickelte Vorstellung, wie diese Produkte im räumlichen Zusammenhang am sinnvollsten verwendet werden, zu einer Art Blaupause.

Der englische Baderaum war großzügig angelegt⁹ und die verschiedenen Einrichtungen wie Dusche, Waschtische, Badewanne, Sitzbadewanne usw. wurden mit gebührendem Abstand voneinander wie prunkvolle Möbelstücke plazierte. Ein Klosett gehörte allerdings nicht dazu.

Die Anzahl der Ausstattungsgegenstände richtete sich nach den finanziellen Möglichkeiten der Hausbewohner, und in der Regel wurde für jedes Haus bzw. jede Wohnung nur ein einziges Badezimmer eingerichtet, das die ganze Familie benutzte.

Hermann Muthesius veröffentlichte 1904 seine Studie über das englische Haus. Anhand der chronologischen Abfolge von Grundrisszeichnungen über die Entwicklung des englischen Hauses ist zu erkennen, dass die strikte Trennung der Toilette vom Bad immer eingehalten wurde. In vielen großen Häusern wurden gleich mehrere Toiletten installiert, die dann bestimmten Nutzungen zugeordnet waren.¹⁰ So war beispielsweise im Eingangsbereich häufig eine Toilette vorhanden, die in erster Linie für die Gäste bestimmt war.¹¹

Während also innerhalb des englischen Badezimmers „niemals“¹² ein Klosett installiert wurde, konnte sich der Toilettenraum doch direkt an das Bad anschließen. Das Bad wiederum wurde bevorzugt dem Schlafzimmer zugeordnet, und zwar dem des Ehepaars beziehungsweise dem der Eltern.¹³

Im Zusammenhang der Beschreibung der Nebenräume des Schlafzimmers kritisierte Muthesius die deutsche Gewohnheit, das Klosett im Bad zu behalten:

„Eine Aborteinrichtung bleibt auch in der glänzendsten Ausstattung ein Gegenstand, den man schon aus ästhetischen Gründen dem Auge entzieht. Auch im Badezimmer ist sie daher ganz und gar am unrechten Orte. Ihre Anwesenheit ruft auch dort immer unangenehme Gedankenverbindungen hervor, selbst angenommen, daß das Klosett geruchlos ist, worauf man jedoch nie mit Sicherheit rechnen kann.“¹⁴

Die Badeeinrichtungen hatten also die Toilette sozusagen überholt. Das Sanitärobjekt, das einmal ein besonders luxuriöser und bequemer Gegenstand gewesen war, sollte nun versteckt werden. Die Verrichtungen, die innerhalb der Sanitärräume vollzogen werden, teilen sich hier deutlich in 'anständige' Handlungen, die der Reinigung, Pflege und Stärkung des Körpers dienen und in 'unanständige' Handlungen, die mit der körperlichen Ausscheidung verbunden sind. Die Abneigung manifestiert sich dabei nicht nur an den Handlungen selbst, die bereits weitgehend aus dem alltäglichen sichtbaren Leben verbannt worden waren, sondern nun rufen auch die Gegenstände, die bei der Ausscheidung benutzt werden, Abwehr hervor und sollen deshalb möglichst verborgen werden.

Die direkte gedankliche Verbindung zwischen den körperlichen Prozessen und den dazu verwendeten Objekten hat sich bis heute vollständig verfestigt und betrifft in besonderem Maße Klosetts, Urinale und Bidets.¹⁵ Aus diesem Grund werden Toiletten nur noch als notwendiger, aber lästiger Appendix behandelt, und Urinale und Bidets sind fast vollständig aus den privaten Sanitärräumen verbannt worden.¹⁶

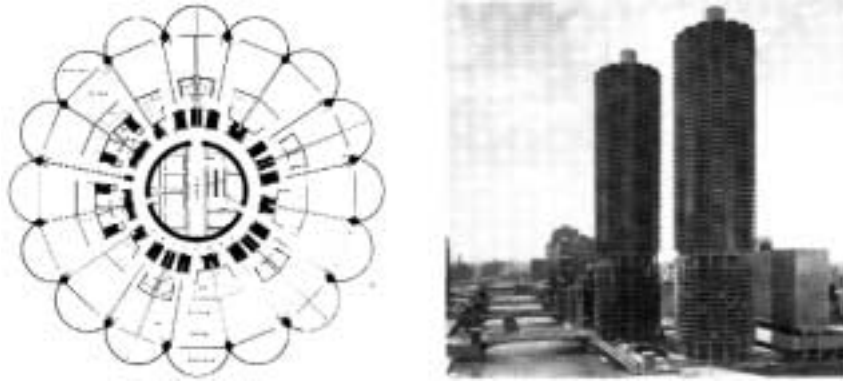
Im Unterschied zu England, wo um die Jahrhundertwende auch kleine oder einfache Wohnungen mit Bad¹⁷ und Toilette ausgestattet wurden, war auf dem europäischen Festland die häusliche sanitäre Versorgungssituation noch nicht im Entferntesten so weit.

In Berlin zum Beispiel waren 1900 noch 91,6 % der Wohnungen ohne Bad.¹⁸ Außerdem wurden die Bäder, die später auch in preiswerteren Mietwohnungen eingerichtet wurden, oft minimal dimensioniert, um eine mögliche Umnutzung der Bäder als Wohnräume zu verhindern.

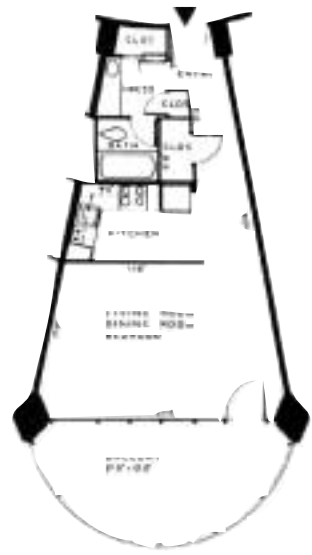
Den neugebauten Wohnungen mussten, wie schon erwähnt, Toiletten innerhalb des Hauses zugeordnet werden, doch erst ab 1925 forderte die Berliner Bauordnung, dass für jede Wohnung eine eigene Toilette zur Verfügung stehen müsse.¹⁹ Damit war wenigstens die Toilette zu einer Selbstverständlichkeit im häuslichen Bereich geworden. Sie mussten ohne zusätzliche Mietkosten als obligatorischer Teil der Wohnung vorhanden sein, und die Hausbesitzer waren für ihre Installation und Funktionstüchtigkeit verantwortlich.

Die Toilettenräume waren in der Regel noch separat, doch der einzige Grund dafür war, dass private Bäder generell noch wenig verbreitet waren.

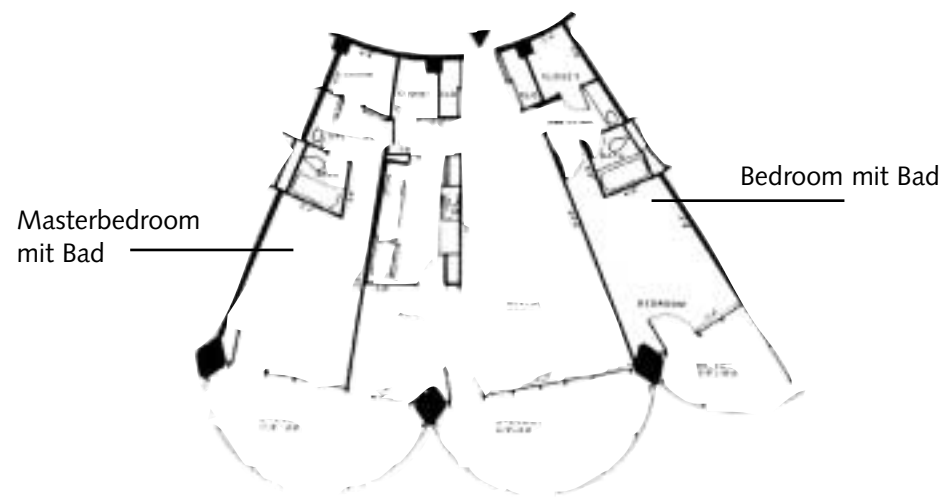
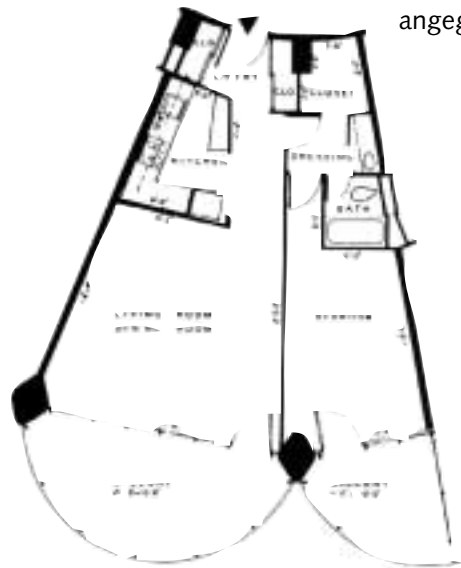
1.58
Wohntürme,
Chicago Marina
City,
Baujahr 1962,
Arch.: Bertrand
Goldberg Associates,
Chicago
aus: Schneider:
Grundrissatlas Wohnungsbau,
S. 175



1.59 Einzimmerwohnung
mit einem Bad



1.60 Zweizimmerwohnung
mit einem Wohnraum und
einem Schlafraum mit
angegliedertem Bad



1.61
Dreizimmerwohnung mit Wohnbereich
und zwei Schlafzimmern mit jeweils
eigenem Bad

7.2. Amerika: die Entwicklung des Kompaktbades mit WC

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts emanzipierte sich die amerikanische Sanitärindustrie allmählich von der Übermacht der britischen Importwaren, die noch als Luxusartikel gehandelt wurden. Der Vorteil der inländischen Hersteller war selbstverständlich, dass keine weiten Transporte die Endpreise erhöhten. Als den eigentlichen Ursprung aber sowohl für die allgemeine Verwendung von Sanitäreinrichtungen in den Häusern und Wohnungen aller Schichten als auch für die Entwicklung des speziellen amerikanischen Bädertyps nennt Sigfried Giedion die Hotels.²⁰ Der Komfort des Badezimmers wurde zuerst im Hotelwesen demokratisiert, indem zu jedem Zimmer ein eigenes Bad ohne Preisaufschlag gehörte. Die Amerikaner konnten dadurch die verschiedenen sanitären Einrichtungen wie fließendes Wasser, Badewanne und Wasserklosett kennenlernen.

Das Muster, einen Raum zum Übernachten mit einem Baderaum zu verbinden, wurde dann allmählich auch auf den privaten Wohnungsbau übertragen – und so konnte Adolf Loos bereits 1898 in seinem Artikel „Die Plumber“ berichten: „Eine wohnung ohne badezimmer! In Amerika eine unmöglichkeit.“²¹

„Amerika bestimmte die Entwicklung von dem Augenblick an, als das Bad demokratisiert wurde, das heißt seit Mitte des zweiten Jahrzehnts [des 20. Jhs.] und in der Zeit der Vollmechanisierung.“²² Dieses Badezimmer, der sog. „compact bathroom“, war klein und mit einer starren Anordnung von Badewanne, Waschbecken und Klosett versehen. Damit hatte die Toilette einen festen Platz im Kanon der häuslichen Sanitärausstattungen erhalten, allerdings wurde sie in den zuvor fremden Funktionsbereich des Badezimmers integriert.

Das Kompaktbad ist ein Destillat aus den Anforderungen, die sich unter anderem für den Bau der amerikanischen Hochhäuser ergaben: Aus Gründen der Rationalisierung befinden sich sämtliche Anschlüsse der drei Installationen an einer Wand²³ und die Raumfläche ist minimal.

Statt wie in England ein Badezimmer für die ganze Familie vorzusehen, war das Konzept der amerikanischen Kompakteinheit, sie jeweils einem Schlafzimmer zuzuordnen.²⁴ Mit dieser Intimisierung erreicht der Verhäuslichungsprozess seinen absoluten Endpunkt. Die Versorgung aller Familienmitglieder mit eigenem Bad und eigener Toilette war in Amerika in den 1960er Jahren zum Planungsstandard geworden.²⁵ (s.a. Abb. 1.59 - 1.61) In einem Haus für eine Familie mit zwei Kindern gab es also idealerweise drei oder sogar vier Kompaktbäder.

7.3. das neue Bauen in Europa: Toilette und Bad in einem Raum

Als in Amerika um 1920 die endgültige Form für das kompakte Badezimmer entwickelt war²⁶, wurden auch in Europa die Möglichkeiten der Rationalisierung im Bauwesen und insbesondere die Planung von Minimalwohnungen intensiv diskutiert, denn der Bedarf an günstigen Privatwohnungen war nach dem 1. Weltkrieg weiterhin sehr hoch. Gestalter und Ingenieure beschäftigten sich mit dieser Aufgabe, und es wurden zahlreiche Kongresse, Wettbewerbe und Ausstellungen veran-

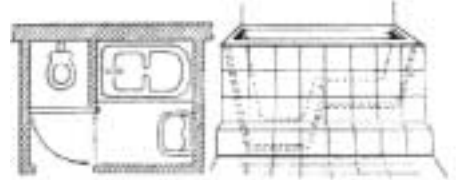
staltet, bei denen die vorgeschlagenen Lösungsmöglichkeiten teilweise äußerst konträr diskutiert wurden. Ein wesentlicher Streitpunkt war die Frage, wie bei Typisierung und Standardisierung von Bauten beziehungsweise Bauelementen, die für rationelles und damit auch kostengünstiges Bauen als notwendig erachtet wurden, überhaupt architektonische Gestaltungsmöglichkeiten erhalten bleiben könnten. Die Diskussionen um Type und Standard wurden in sämtlichen Foren des modernen und neuen Bauens und der Gestaltung geführt – in Deutschland hatte es bereits 1914 nach einem Vortrag von Hermann Muthesius auf der Kölner Werkbund-Tagung heftige Auseinandersetzungen zu diesem Thema gegeben.

In Bezug auf Toiletten ist der Diskurs insofern interessant, weil der Sanitärgegenstand bereits wie ein standardisiertes Bauelement behandelt werden konnte. Anhand der Produktentwicklung der Toilette wurde in diesem Kapitel bereits dargestellt, dass das Klosett (als Objekt bzw. Produkt) bis 1915 den Endpunkt der formalen und funktionalen Standardisierung erreicht hatte, dasselbe trifft auch auf Handwaschbecken zu. Für einige Architekten war deshalb die Bäderausstattung ein ideales Musterbeispiel für das Bauen mit standardisierten Elementen. (s.a. S. 78) Dieser Umstand hatte einen Planungsmechanismus zur Folge, der jegliche Überlegungen zum Gesamtkontext und der Nutzung von Toiletten verhindert, denn Sanitärobjekte waren standardisierte Teile geworden, deren Form und Funktion nicht mehr überdacht wird. Und genau daraus resultiert beispielsweise die Missnutzung des Sitz-WCs im privaten Bereich, das dort auch als Urinal verwendet wird.

1925 wurde Ernst May zum Baudezernent der Stadt Frankfurt berufen und die unter seiner Leitung zwischen 1925 und 1930 gebaute Siedlung (Das Neue Frankfurt) war das erste deutsche Bauprojekt, bei dem Möglichkeiten der Rationalisierung und Industrialisierung im Bau, von Grundrissen für Kleinstwohnungen und der Standardisierung von Ausstattungselementen und der Wohnungsmöblierung entwickelt und erprobt werden konnten. Das hierfür entworfene Kleinstbad, das unter der Nr. 11 des Frankfurter Registers als Serienprodukt aufgeführt ist, besteht wie der amerikanische Kompaktbaderaum aus Badewanne, Waschbecken und Wasserklosett.²⁷ (Abb. 1.62) Neben der Toilette befindet sich allerdings eine Trennwand, an deren raumseitiger Kante eine Tür angebracht ist, mit der das WC vom Rest des Bades separiert werden kann, doch der Anfang für eine endgültige Verbindung von Baderaum und Toilette war damit gemacht.



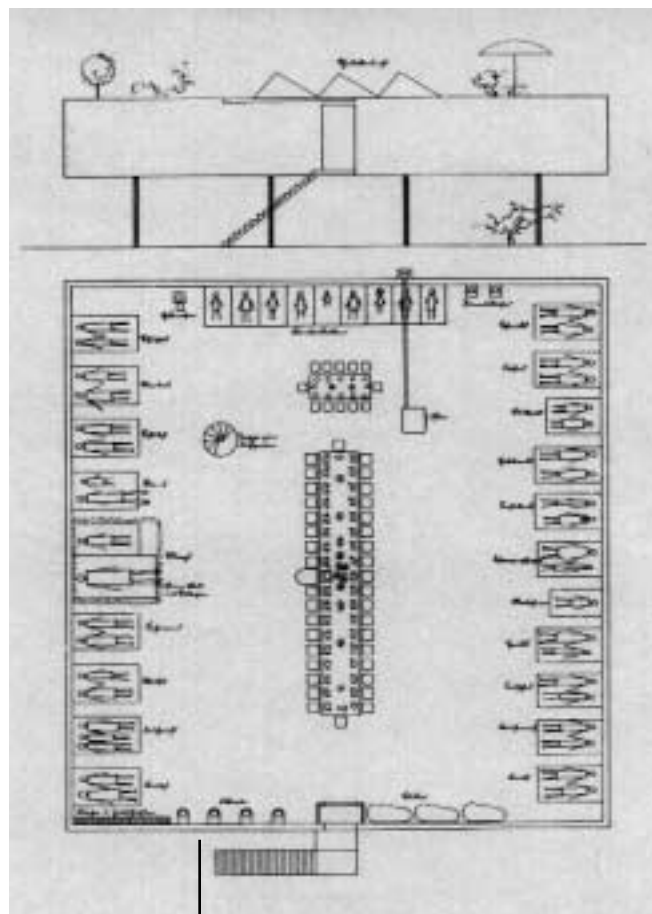
ENTWURF ARCHITECT KARL GUTHMANN FRANKFURT AM MAIN



1.62 Kleinstbad
Das Frankfurter Register Nr. 11:
Belco CAMERA Bad
aus: Neues Bauen, Neues Gestalten, S. 200

7.4. Entwurf für einen offenen Sanitärbereich (Walter Schwagenscheidt, 1930)

Im Herbst 1930 folgten Ernst May und eine Gruppe von 20 Mitarbeitern der Einladung in die Sowjetunion, die Leitung des gesamten russischen Städtebaus zu übernehmen. Abgesehen von dem vorrangigen Interesse der Auftraggeber an einem Wissenstransfer und der Hoffnung, möglichst umgehend von der Arbeit der eingeladenen Gäste zu profitieren, war das gesamte Projekt auch auf einen Kulturtransfer angelegt. Die Deutschen wurden deshalb gebeten, mitsamt ihren Familien nach Russland zu kommen. „*Sie wollten sehen, wie deutsche Architekten eingerichtet sind und wie sie leben.*“²⁸



1.63 Entwurf zu einem Kollektivhaus,
Walter Schwagenscheidt, Moskau 1930
Archiv Tassilo Sittmann, Frankfurt a.M.

4 Aborte, links daneben ein Buchregal

Im Vertrag mit May war vereinbart worden, dass die Gruppe ein Wohnhaus für ihre eigenen Bedürfnisse errichten könne. Walter Schwagenscheidt, der seit 1928 in Frankfurt mitgearbeitet hatte, war einer der Architekten, die ein Haus für das deutsche Team entwarfen. Er versuchte, einen Ansatz bei der Suche nach neuen gemeinschaftlichen Wohnformen aufzuzeigen, und zwar ohne Kompromisse, denn – so sein Kommentar – „wenn schon kollektiv, dann auch gehörig kollektiv.“²⁹ Sein Entwurf (Abb. 1.63) reflektiert in poetischer und ironischer Art das Zusammenleben der deutschen Gruppe: Jede und jeder bekam ein Plätzchen in den Betten, die entlang dreier Raumseiten des großen Gemeinschaftsraums aufgereiht waren. Im Zentrum war die Tafel für die Erwachsenen und quer dazu der Tisch für die Kinder geplant. Seitlich der Kinderbetten sind ein Grammophon und zwei Primuskocher platziert. Auf der gegenüberliegenden Seite sollten die Sanitäreinrichtungen – drei Badewannen und vier Klosetts – installiert werden, daneben noch das Regal für Zeitschriften und Bücher. Dieser Bereich ist nicht vom übrigen Raum abgetrennt, d.h. die Benutzung wäre für alle Anwesenden wahrnehmbar gewesen.

Die Funktionen des Wohnens wurden hier schrankenlos zusammengeführt, und obwohl Schwagenscheidt bewusst war, dass ein solches Kollektivhaus kaum akzeptiert werden würde, so drückt es doch den Wunsch nach Aufhebung der strikten Funktionstrennungen im Haus aus.

Entwürfe wie dieser sind nur sehr selten entstanden. Stattdessen wurde die Anfang des 20. Jahrhunderts begonnene Tendenz, die Bereiche für körperliche Hygiene zu komprimieren und von den anderen Wohnbereichen zu trennen, kontinuierlich fortgesetzt.

7.5. zunehmende Integration der Toilette in das Bad

Im Verlauf der 1920er Jahre werden die Aktivitäten und Diskussionen um das neue moderne Bauen auf europäischer Ebene zunehmend länderübergreifend geführt.

Mit der Weißenhof-Siedlung als Teil der Werkbund-Ausstellung „Die Wohnung“ (1927) sollte für den Wohnungsbau „ein möglichst umfassendes Bild der auf technischem, hygienischem und künstlerischem Gebiet vorhandenen Höchstleistungen gegeben werden“³⁰.

Bei einem Blick auf die Sanitäreinrichtungen in den Häusern dieser Mustersiedlung ergibt sich zunächst ein uneinheitliches Bild: Von den 33 gebauten Häusern waren 15 mit Bad und separatem WC ausgestattet. Elf Häuser hatten Bäder mit einer Toilette im Raum, allerdings waren in acht dieser Häuser noch zusätzliche Einzeltoiletten eingebaut worden. Ein Haus hatte ein Bad mit einer zugeordneten, aber separaten Toilette und zusätzlich noch ein weiteres WC in einem eigenen Raum. In den vier Häusern von Mies van der Rohe befanden sich 14 Bäder mit integrierter Toilette, nur zwei Bäder hatten ein separates, aber räumlich zugeordnetes WC. In den beiden Mehrfamilienhäusern von Peter Behrens mit insgesamt 12 Wohnungen waren die Bäder sehr klein und jeweils nur mit Badewanne und WC bestückt.

Insgesamt waren also mehr Wohnungen mit Bädern ausgestattet, in die ein WC integriert war.

Bei den kleineren Häusern, in denen bei knapp der Hälfte nach dem kostspieligerem englischem Modell (Bad und separate Toiletten) geplant wurde, ist entscheidend, dass sie, im Gegensatz zum

ursprünglichen Programm der Ausstellung, für wohlhabende Mieter beziehungsweise Eigentümer geplant worden waren. Deshalb müssen die kleinen Häuser eher dem Bautyp Villa zugeordnet werden.³¹

Unter diesem Blickwinkel ergibt sich das Bild, wie es bis heute bekannt ist: In den billigen Wohnungen werden Toilette und Bad zusammengelegt, während in den teuren Wohnungen Bad und WC oft getrennt werden oder noch ein zusätzliches WC vorhanden ist, das sich dann in der Regel im Eingangsbereich befindet.

In der Weißenhof-Siedlung sind nur in den Häusern von Max Taut, Mart Stam und Le Corbusier und Pierre Jeanneret Bäder zu finden, die jenseits des damaligen Mainstreams konzipiert wurden. Für das Haus Nr. 23 (Taut) wurde ein zum Schlafbereich offenes Bad mit WC entworfen, in Haus Nr. 24 (Taut) befindet sich eines der wenigen Bäder der Siedlung, in dem ein Bidet installiert wurde.³² Mart Stam plante für die Wohnungen (Haus Nr. 28 - 30) offene Bäder, die mit Badewanne, Waschbecken und WC ausgestattet waren. Davor befindet sich jeweils ein Ankleidebereich, der durch Schiebewände sowohl vom Bad als auch von den beiden angrenzenden Schlafbereichen getrennt werden konnte.

Le Corbusier, dessen Bäder- und Toilettenplanung später detaillierter beschrieben wird (s.S. 77 ff.), war einer der Vertreter der modernen Architektur, dessen Konzeption für die Sanitärräume noch nicht vollständig festgelegt war. Diese Tatsache kann als eine Offenheit und planerische Freiheit verstanden werden, die sich die Architekten oft nur noch bei Musterbauten oder bei Häusern, für die die Baukosten keine wesentliche Gestaltungsmaxime war, leisten konnten. Gleichzeitig stellen die Entwurfskonzepte aber auch ein Übergangsmodell dar von einem Wohnen, für das die Sanitärräume noch keine Bedeutung hatten, zu einem Raumprogramm, bei dem das Bad seinen (oft zu) festen Platz hat.

Anhand der Planungen, die in den 1920er Jahren für den Siedlungsbau oder für Musterwohnungen entstanden, wird erkennbar, dass die Bäderplanung in den Grundrissen und der Raumaufteilung zunehmend einheitlich wurde. Im Klartext bedeutete dies, dass kein Platz für die Sanitärräume 'verschwendet' werden sollte.

Immerhin wurden Bäder mit der modernen Architektur generelle Bestandteile der Wohnung. Doch in einer Zeit, in der Rationalisierung, Minimalisierung und Ökonomisierung die zentralen Zielpunkte des Bauens waren und aufgrund der ökonomischen und sozialen Verhältnisse auch sein mussten, wurde eher versucht, den finanziellen Aufwand für Sanitärräume, die teure Versorgungssysteme benötigen, durch möglichst kleine Verbrauchsflächen zu kompensieren. Vielleicht wäre die Entwicklung in einer Zeit ohne Massenarbeitslosigkeit, Inflation und Weltwirtschaftskrise ganz anders verlaufen – und die Sanitäreinrichtungen wären in großzügigen Räumen installiert und präsentiert worden, gerade weil sie so teuer sind.

7.6. weitere Verfestigung der Kombination von Toilette und Bad

Im Jahr nach der Stuttgarter Ausstellung entstand für das Gründungstreffen des internationalen Kongresses für neues Bauen (CIAM, 1928) ein Programm³³, in dem die Standardisierung von Bauteilen wie zum Beispiel statische Komplettelemente (Pfosten, Fußböden), Fenster und Fensterbänder, Türen, Treppen, Raumhöhen usw. vorgeschlagen wurde.

Auf dem folgenden CIAM (1929), der unter dem Titel „Die Wohnung für das Existenzminimum“ in Frankfurt stattfand, hielt Victor Bourgeois einen Vortrag, in dem er die Erkenntnisse aus einem an die Kongressteilnehmer ausgeteilten Fragebogen zu hygienischen und wirtschaftlichen Grundlagen von Minimalwohnungen präsentierte. Das dabei beschriebene Badezimmer entspricht exakt dem amerikanischen Kompakt-Baderaum: Das wichtigste Objekt („*meuble [!] principal*“³⁴) ist die Badewanne, komplettiert wird die Ausstattung mit WC und Waschbecken. Dieses Badezimmer sollte in der Nähe des Schlafraums liegen, mit der Begründung, dass beide Räume Funktionen der Hygiene erfüllten: „*Parce qu'elle concentre tout ce qui est relatif à l'hygiène, la salle de bains se trouvera nécessairement près des chambres à coucher.*“³⁵

Hier wurde also die eingangs erwähnte Abwandlung bei der Übernahme des amerikanischen Kompaktbades für den europäischen Wohnungsbau vollzogen. Statt das Bad direkt mit dem Schlafzimmer zu koppeln, soll es nun lediglich in dessen Nähe liegen. Außerdem wird die Kompaktheit nicht mit der Zielsetzung verbunden, ein Bad an jedes Schlafzimmer zu koppeln, sondern die minimalisierte Sanitäreinheit aus WC, Waschbecken und Wanne wird, nach englisch-europäischer Tradition, zum Familienbad und damit zum einzigen Baderaum der Wohnung. An Bäder für jedes Schlafzimmer, wie bei den amerikanischen Wohnhäusern, war schon aus ökonomischen Gründen nicht zu denken.

7.7. Toilette und Bad wandern in den Wohnungskern

Die letzte Station der Toilette bei der Einbindung in den häuslichen Bereich ist ihre Positionierung im Inneren der Wohnung. In Grundrissen, die in Deutschland nach dem 2. Weltkrieg entstanden, sind immer häufiger die Räume mit sanitärtechnischen Installationen zu einem Kern zusammengefasst, denn durch innenliegende Toiletten und Bäder – bezeichnenderweise auch Nassräume oder Nasszellen genannt – werden größere Grundrisstiefen möglich. Aufgrund dieser Planungsart musste nun aber auch die vielleicht wichtigste Forderung der Hygienebewegung nach Licht und Luft mit technischen Mitteln erfüllt werden. In Amerika, England, Skandinavien und den Niederlanden waren bereits in den 1920er Jahren Wohnungen mit innenliegenden Bädern und WCs gebaut und die Erfahrungen mit künstlicher Belüftung und Belichtung als positiv bewertet worden³⁶.

Im Unterschied dazu ließen in Deutschland schon allein die Bauverordnungen eine derartige Grundrissplanung nicht zu, und die Widerstände gegen eine Änderung hielten sich bis in die Nachkriegszeit. Erst im Hochhausbau, bei dem kompakte Grundrisse angewendet wurden, setzte man das Planungsprinzip der innenliegenden Sanitärräume auch in Deutschland um.

Im Westteil von Berlin sollte mit der Internationalen Bauausstellung (Interbau 1957) der Wiederaufbau nach den Grundsätzen des modernen Städte- und Wohnungsbaus³⁷ demonstriert werden. Zur Einrichtung der Bäder wurde im Katalog vermerkt, dass „eine Trennung von WC und Bad bei größeren Wohnungen geboten [ist]. Die Vereinigung der beiden Raumfunktionen ist nur bei kleineren Wohngemeinschaften vertretbar.“³⁸

Nach den Ausführungsbestimmungen des Berliner Senats von 1952 zum Ersten Wohnungsbaugesetz musste allerdings erst ab einer Wohnungsgröße für fünf Personen ein vom Bad räumlich getrenntes Wasserklosett installiert werden.³⁹ Tatsächlich hatten auch deutlich mehr als die Hälfte der Wohnungen des neuen Hansaviertels das WC innerhalb des Baderaums. Nach meiner Zählung – auf Grundlage der im Amtlichen Katalog zur Interbau 1957 abgebildeten Grundrisse – waren in den Wohnungen von 15 Häusern die WCs separat vom Bad untergebracht und in 26 Häusern Bad und Toilette jeweils in einem gemeinsamen Raum installiert.⁴⁰

Im Katalogtext wurde zur Einrichtung der Bäder außerdem bemerkt: „Bäder und WC wurden häufig von der kostbaren Außenwand ins Innere der Wohnung gelegt. Einwände und Bedenken, die gegen diese sogenannten Innenbäder erhoben wurden, sind inzwischen in den Hintergrund getreten. Bei einem wirtschaftlichen Wohnungsbau, der Baukörper von ausreichender Raamtiefe vorsieht, brauchen Räume, die nur kurze Zeit genutzt werden, nicht an den wertvollen Außenfronten des Gebäudes zu partizipieren.“⁴¹ Toilette und Bad sind zwar unverzichtbare Bestandteile der Wohnung, werden aber in räumlicher Hinsicht mit dem Argument ihrer geringen zeitlichen Nutzung beschnitten. In Berlin war übrigens erst ab 1958 gesetzlich festgelegt, dass die Toilette innerhalb der Wohnung installiert werden musste und dass nur bei Wohnungen bis zu 1 1/2 Zimmern die WC-Räume auch ohne Fenster sein⁴² durften, d.h. die im Rahmen der Interbau zum Ausdruck gebrachten Bekenntnisse wurden damit wieder relativiert.

7.8. Vollendung der Grundriss-Standardisierung

Die Grundrisse für Toilette und Bad waren am Ende der beschriebenen Entwicklung weitgehend standardisiert und minimalisiert. Zwei Wohnfunktionen – die Einrichtungen für die Reinigung des Körpers und die Einrichtungen für die körperliche Ausscheidung – waren zusammengefasst worden, und zwar aus bautechnischen und ökonomischen anstatt aus funktionalen Gründen. Mit dem tayloristischen Argument einer vergleichsweise geringen zeitlichen Nutzung wurden die Sanitäreinrichtungen in kleinen Räumen untergebracht.

Gerade bei der Toilette erhöht sich aber die tatsächliche Nutzungsdauer mit jedem Bewohner, denn die Nutzung findet einzeln, also jeweils nacheinander statt, und nicht wie noch im 19. Jahrhundert gleichzeitig und gemeinsam. Bei drei Bewohnern einer Wohnung kann damit die Benutzung von Toilette und Bad schon bei 10-minütigem Aufenthalt pro Person die Dauer eines gemeinsamen Frühstücks ohne weiteres übertreffen. Damit wird deutlich, dass Sanitärräume nicht nur aus rationalistischen Gründen in kleine und womöglich innenliegende Räume verdrängt wurden, sondern dass diese Tendenz vielmehr den Status der Handlungen in den Sanitärräumen anzeigt.

Auch wenn sich bis heute die Planung des Wohnungsbereichs für die Pflege und Reinigung des Körpers verändert hat und erkannt wurde, dass die Ausstattung des Badezimmers nicht nur in technischer Hinsicht perfektioniert werden sollte, sondern auch Raumqualitäten wie Bewegungsflächen, Beleuchtung, Klima usw. wichtige Funktionen der Bäderplanung sind, wird die Unterbringung der Toilette immer noch unter den alten Maximen vorgenommen: Die Positionierung von Toiletten ist weiterhin der am meisten vernachlässigte Teil der zeitgenössischen Wohnungsplanung.⁴³

Abgesehen von der Standardisierung des Wasserklosetts und der beschriebenen Uniformität bei der Positionierung von Toiletten, ist, wie schon im Rahmen der Darstellungen zur Produktentwicklung der Toilette erwähnt, die Normierung der Anschlüsse an Wasserversorgung und Kanalisation ein entscheidender Grund für den stereotypen Einsatz von WCs.⁴⁴

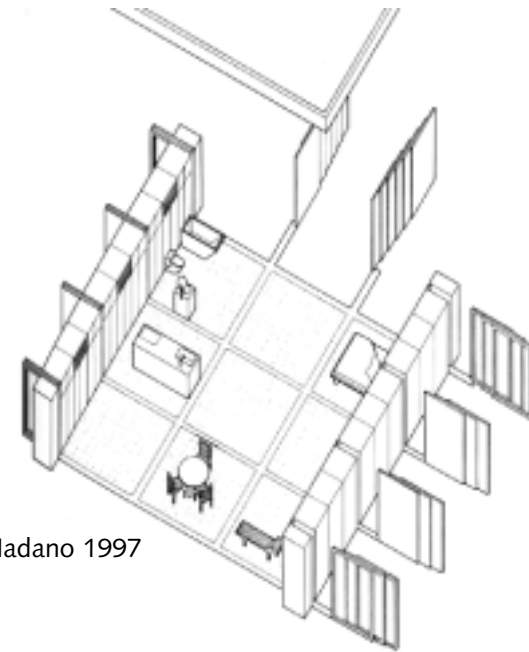
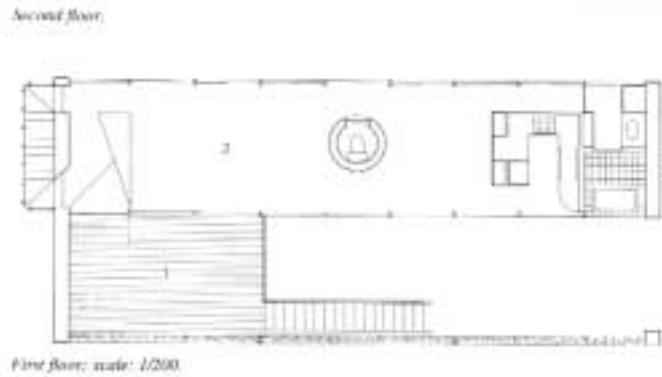
In Deutschland ist die Normierung für die Entwässerungsanlagen von Gebäuden und Grundstücken seit 1928 in der DIN 1986 festgelegt. Hier und in anderen DIN-Schriften ist exakt beschrieben, wie Installationen mit Wasserbetrieb dimensioniert und eingebaut werden müssen.

Normiert wurde auch die zeichnerische Darstellung von Sanitärinstallationen in Form von schematischen Symbolen. Bis in die 1950er Jahre war es für die gesamte Wohnung üblich gewesen, die spätere Möblierung schon während der Planungsphase in die Grundrisse einzuzeichnen. Erst seit die Raumpläne immer offener gestaltet wurden und den späteren Bewohnern die Entscheidung über die Zimmernutzung selbst überlassen wird, beinhalten Architekturzeichnungen nur noch die gebauten Wände, Decken, Böden usw. einschließlich der gebäudetechnischen Elemente und der festinstallierten Objekte.

Dennoch ist es ein Resultat dieser Tradition, dass Toilettenräume und Bäder eher *'ausgestattet'* als tatsächlich neu geplant und entworfen werden. Die Auswahl der Sanitärinstallationen gehört zwar zu den abrechenbaren Gestaltungsleistungen der Architektinnen und Architekten, es verhindert aber nicht, dass dies nach einem sich wiederholenden Muster stattfindet. Deshalb wird zwar den Anforderungen der Installationstechnik und der gesetzlich festgelegten Bereitstellung von Sanitäreinrichtungen Rechnung getragen, aber neue Gestaltungsansätze entstehen dabei selten. Meistens beschränkt sich die Gestaltung der Sanitärräume auf die Auswahl von Katalogware und Farbtönen.

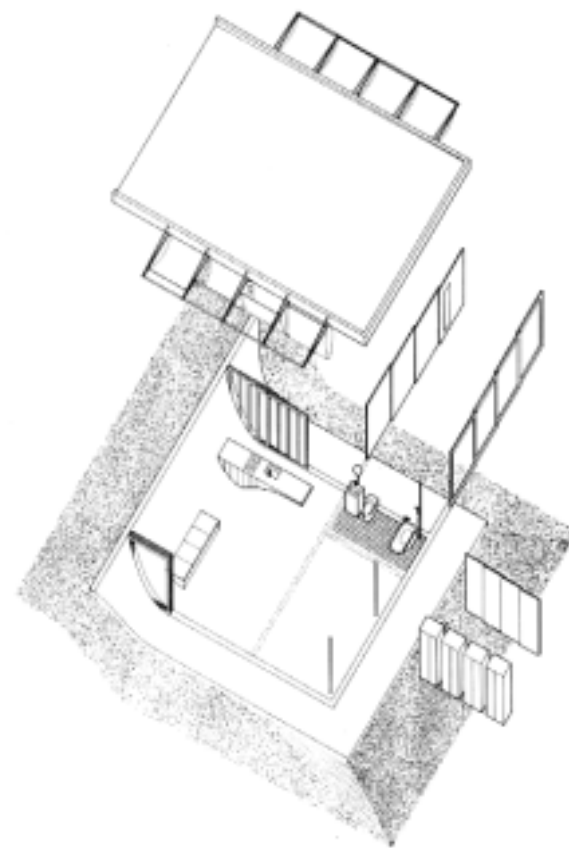
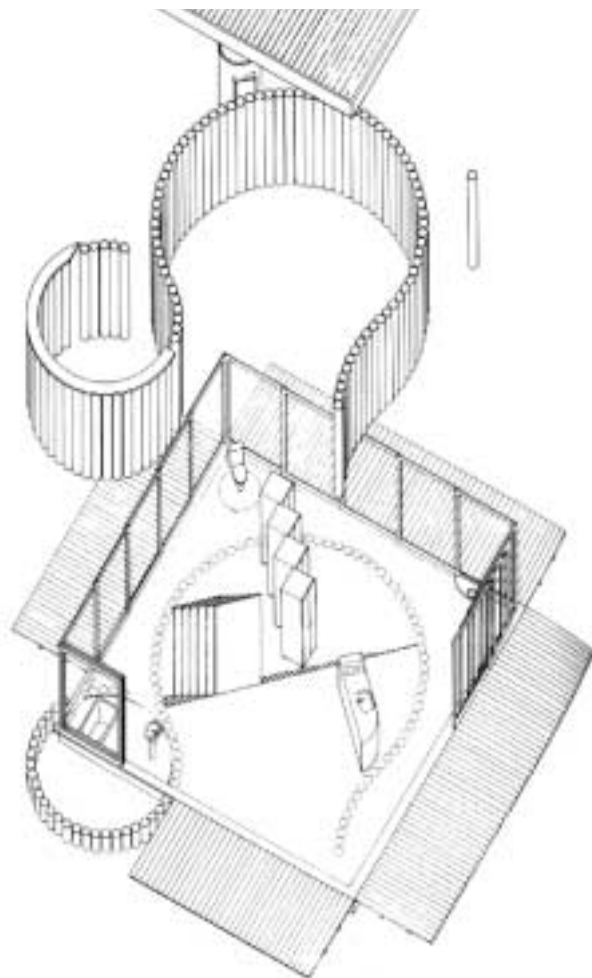


1.64 Shigeru Ban, House of a Dentist, Tokyo 1994
The Japan Architect, Vol. 30, 1998, S. 108



1.65 Shigeru Ban, 9 Square Grids House, Hadano 1997
The Japan Architect, Vol. 30, 1998, S. 34

1.66 Shigeru Ban, Paper House, Yamanakako 1995
The Japan Architect, Vol. 30, 1998, S. 98



1.67 Shigeru Ban, Walls-less House, Karuizawa 1997
The Japan Architect, Vol. 30, 1998, S. 36

8. zeitgenössische Entwürfe für offene Sanitärbereiche

Bis in die 1970er Jahre hatte sich die Gestaltung von Sanitärräumen so eingengt, dass jede Weiterentwicklung nur eine ganz neue, andere Richtung nehmen konnte, und während mit unterschiedlichsten Lebens- und Wohnformen experimentiert und dabei eine veränderte Körperlichkeit entwickelt wurde, entstanden auch neue Bäderkonzepte. Die Räume wurden großzügiger, Pflanzen und Sitz- oder Ruhemöbel wurden integriert und die Benutzung sollte kommunikativer werden. Das Bad war nicht mehr ausschließlich ein Funktionsraum, sondern wurde zu einem Familienbeziehungsweise Gemeinschaftsraum, der für Erholung und Körperpflege genutzt wurde. Auf den zeitgenössischen Abbildungen dieser neuen Bäder finden sich erstaunlicherweise beinahe immer Toiletten. Sie wurden also nicht ausgeblendet oder wegretuschiert, sondern waren selbstverständlicher Bestandteil des Ensembles.⁴⁵ Doch obwohl die neuen Raumideen auf breiter Ebene publiziert wurden und sogar Aufnahme in die Kataloge der Sanitärhersteller fanden, waren ihre Auswirkungen auf den gewöhnlichen Wohnungsbau doch gering.

Shigeru Bans Häuser

Der japanische Architekt Shigeru Ban wurde vor allem mit seinen ungewöhnlichen Konstruktionen bekannt und durch seine offenen, häufig flexiblen Grundrisse, in denen er auch die Positionierung der Toilette immer wieder neu konzipierte. Obwohl die meisten der von ihm geplanten Häuser in seiner Heimat gebaut wurden, verwendete er nicht die traditionellen japanischen Hocktoiletten, sondern westliche Sitz-WCs. Darin unterscheidet er sich also zunächst nicht von anderen Architektinnen und Architekten, denn auch in Japan sind Sitz-Klosetts in privaten Wohnungen mittlerweile üblich geworden. Doch in einigen seiner Entwürfe plant er die Toiletten in ganz unüblicher Art.

Im *House of a Dentist* (1994, Abb. 1.64) koppelt er die WCs vom Badebereich ab und installiert in beiden Etagen jeweils eine Toilette in einem kreisrunden Raum in der Mitte des Hauses. Die Toilette wird hier also nicht in ein gerade noch freigelassenes Eckchen geräumt, sondern erhält seinen Platz im Zentrum.

Ein ganz anderes Konzept verwirklicht er im *Paper House* (1995, Abb. 1.66). Hier steht um den zentralen Wohnbereich mit Küche in der Mitte des Hauses eine S-förmige Konstruktion aus Papprollen. Jeweils an den Ecken der quadratischen Grundfläche werden die üblichen Badezimmerinstallationen untergebracht, darunter auch die Toilette. Sie steht frei vor beweglichen Fenstern – d.h. der Raum kann vom Boden bis zur Decke ins Freie geöffnet werden – und wird durch ein Podest noch hervorgehoben. Die Blickrichtung während der Benutzung weist zum Inneren des Hauses, die Handlung wird also zentriert und ist nicht auf eine Beobachtung der Umgebung ausgerichtet.

Mit dem *2/5 House* (1995, ohne Abb.) entwickelte Shigeru Ban seine offenen und veränderbaren Grundrisse konsequent weiter und setzt zum ersten Mal die Toilette in einen geöffneten Raum. Die Toilette ist dabei noch Teil eines Bäderblocks.

Im *Walls-less House* (1997, Abb. 1.67) kann die gesamte Hausfläche mit Schiebewänden in drei Bereiche geteilt werden, von denen einer der Badebereich mit WC ist. Die Toilette ist wieder freistehend und, ähnlich einem weit auskragenden Tisch, der in der Nähe steht, wie ein Möbelstück aufgestellt. Ganz offensichtlich überwand Shigeru Ban hier vollends die Scheu, ein Klosett offen und solitär im Wohnraum zu installieren.

Tatsächlich kann die Toilette wie ein gewöhnliches Möbelstück behandelt werden, denn wenn sie funktioniert – wovon ausgegangen werden muss – dann ist sie vollkommen geruchlos⁴⁶.

Das Prinzip der variablen Gliederung der Wohnfläche führte Ban im *9 Square Grids House* (1997, Abb. 1.65) erneut weiter. Hier gibt es, wie der Name schon sagt, neun Quadrate, die die Hausfläche gleichmäßig aufteilen und in deren Kantenlinien Schiebewände geführt werden können. Bei Bedarf können also alle Bereiche vom Rest des Wohnraums getrennt werden. Hier ist die Toilette zwischen Badewanne und Waschtisch installiert, in diesem Haus befindet sie sich allerdings unmittelbar an einer Außenwand.

Abgesehen vom *House of a Dentist* wirken die genannten Projekte eher wie experimentelle Studien über die Möglichkeiten des Wohnens. Schon für zwei Bewohner eines dieser Einraumhäuser könnte der Alltag vermutlich nur mit einer guten Portion stillschweigenden oder ausgehandelten Regeln gelebt werden, und der Alltag einer Familie ist kaum vorstellbar.

Trotzdem haben die Grundrisse und Ideen solcher Studien eine große Bedeutung, denn sie weisen eine Möglichkeit, einen Weg. Im Übrigen wurden alle genannten Häuser auch realisiert, d.h. es gibt Bewohner, die reale Erfahrungen mit diesen Wohnkonzepten machen.

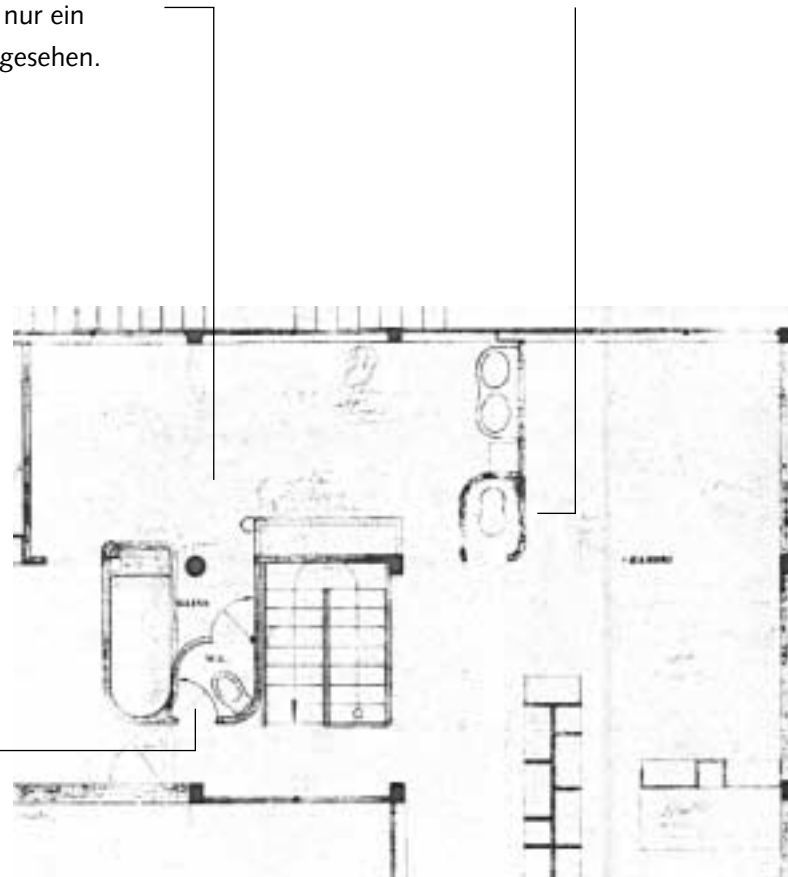
Jedenfalls war meiner Ansicht nach der Versuch, die Toilette aus den sonst üblichen winzigen Räumen herauszuholen und ihre Benutzung zum Beispiel mit einem Blick in den offenen Raum oder nach draußen ins Freie zu verbinden, längst fällig.

9. Le Corbusier - ein Beispiel aus der modernen Architektur

Ein Bidet wurde außerhalb des Bades in einem separaten Raum (Apsis) direkt beim Schlafzimmer untergebracht. Weder an diesem Raum noch am Zugang zum Badezimmer befand sich eine Tür.

Das großzügig geschnittene Badezimmer hat drei Zugänge: über den Flur, den WC-Raum und das Schlafzimmer. Für den Baderaum waren an Sanitärinstallation nur ein doppelter Waschtisch und eine Badewanne vorgesehen.

Das WC ist in einem kleinen Raum installiert, der jeweils eine Tür zum Bad und zum Flur hat, d.h. die Toilette ist ein Durchgangszimmer.



1.68 Grundrisszeichnung, Ausschnitt, Fondation Le Corbusier

Pavillon de L'Esprit Nouveau

Eröffnung: Juli 1925
Internationale Kunstgewerbeausstellung in Paris

Le Corbusier wollte statt Arts Décoratifs die Idee der „*arts industriels modernes*“ demonstrieren. Eine Hälfte des Pavillons enthielt eine eingerichtete Muster-Wohneinheit der *Immeubles-Villas*. Diese Villenblocks sollten zu größeren Gebäudekomplexen zusammengefügt werden und dadurch städtisches Wohnen in kleinen Villen mit Gartenterrasse ermöglichen.

In der anderen Hälfte des Pavillons wurde der *Plan Voisin* für Paris – ein städtebauliches Projekt für eine Stadt mit drei Mio. Einwohnern – ausgestellt.

Ein Nachbau des Pavillons steht heute in Bologna.

1.69 Innenansicht, oberes Stockwerk, Fondation Le Corbusier



Das einzige zeitgenössische Foto zeigt, dass vor der Apsis mit dem Bidet ein Reiseschrank stand. Ein Zufall?

Da sich Le Corbusier in seinen Arbeiten im Wesentlichen auf architektonische Raumkonzepte konzentrierte, stellen die bereits beschriebenen Objektentwürfe für die *Installation sanitaire* und die Toiletten für die Fa. Pozzi (s.S. 53-58) eine Besonderheiten dar. Im Rahmen meiner Recherchen zu diesen Entwürfen zeigte sich, dass Le Corbusier einer der wenigen modernen Architekten war, die sich intensiv mit der Grundrissplanung für Bäder und Toiletten auseinandergesetzt haben. Dass sich die Positionierung der Toilette im Wohnbereich beim architektonischen Entwurf in der Regel auf standardisierte Grundrisslösungen beschränkt, wurde zuvor dargestellt. Als Badezimmer allgemein üblich geworden waren, wurden die Klosett in diese Räume integriert und die Bewegungs- und Nutzungsräume um die Toilette auf ein Minimum reduziert. Bis heute werden Sanitärräume meist nach einem sich ständig wiederholenden Muster ausgestattet, das zwar den Anforderungen der Installationstechnik gerecht wird, doch selten neue Nutzungs- oder Gestaltungsansätze aufweist.

Das Konzept für die Bädernutzung sowie Le Corbusiers Sinn für architektonische Detaillösungen gerade im Bereich der Planung von Sanitärräumen wird an folgenden Projekten besonders deutlich: der Pavillon de L'Esprit Nouveau (1925), die Häuser in der Stuttgarter Weißenhofsiedlung (1927), die Villa Savoye (1928), der Salon d'Automne (1929) und Le Corbusiers eigenes Apartment in Paris Boulogne (1931). Diese fünf Projekte werden in den nebenstehenden Bildseiten chronologisch dargestellt und kommentiert.

Außerdem entwarf Corbusier mehrere Kompaktbäder, unter anderem auch für Minimalwohnungen. Dazu gehören ebenso die Sanitärkabine von 1937 und das Projekt für Pozzi von 1957 bis 1959, die im Zusammenhang der Objektentwicklung als konzeptionell neue Gestaltungsansätze nach der Standardisierung der Toilette um 1915 bereits vorgestellt wurden.

Es ist bekannt, dass Le Corbusier mit den seinerzeit im Handel erhältlichen Möbeln unzufrieden war. Das Wort 'Möbliering' war ihm zuwider, er sprach lieber vom *équipement de l'habitation*. Bevor er seine Ideen in diesem Bereich umsetzen konnte, waren die Möbel, die er seinen Klienten für ihre neuen Wohnungen vorschlug oder die zur Einrichtung von Ausstellungsräumen angeschafft wurden, einfache und klar gestaltete, puristische Stücke. Um den Mangel zu kompensieren, der sich durch die begrenzte Auswahl an geeigneten Möbeln ergab, und um homogene Gesamtentwürfe zu erzielen, wurden bereits für den Pavillon de l'Esprit Nouveau spezielle Schränke, die sog. *Casiers standards*, gebaut.¹ Für die Stuttgarter Ausstellung im Weißenhof wurden ebenfalls Schränke sowie Betten extra angefertigt.² Und schließlich wurden für den Salon d'Automne – im Wesentlichen von seiner damaligen Mitarbeiterin Charlotte Perriand – jene Möbel entworfen, die noch heute unter Le Corbusiers Namen zu den bedeutendsten modernen Klassikern zählen.³

Weissenhofsiedlung

Werkbund-Ausstellung „Die Wohnung“, Stuttgart 1927
 Haus 13 (Einfamilienhaus) und Haus 14 und 15 (Doppelhaus)

„Die Wohnung“ bestand aus insgesamt drei Ausstellungen: In der Stuttgarter Gewerbehalle waren Ausstattungen und Einrichtungsgegenstände für die Wohnung zu sehen, in den städtischen Ausstellungshallen wurde die „Internationale Plan- und Modellausstellung Neuer Baukunst“ gezeigt und auf einem Experimentiergelände außerhalb der Innenstadt wurden neue Baumethoden und moderne Wohnkonzepte in 21 Häusern vorgestellt. Die Häuser von Le Corbusier und Pierre Jeanneret waren zwei der Hauptattraktionen der Weissenhofsiedlung.

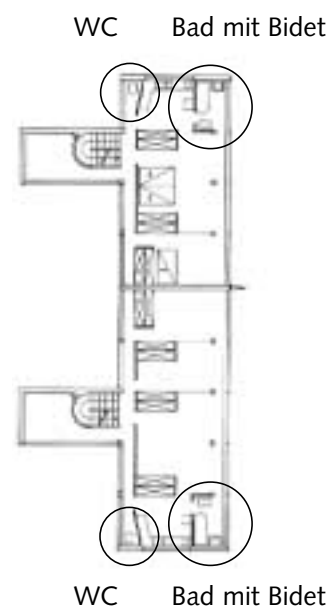
Das Einfamilienhaus basiert auf der Idee des *Maison Citrohan* mit standardisierten Bauteilen (z.B. den Fenster) sowie einem großen Wohnraum mit angrenzenden kleinen Funktionsräumen für Schlafen, Arbeiten, Kochen usw. Beim Doppelhaus wurde ein großer Wohnraum durch verschiebbare Wände variabel gemacht, so dass unterschiedliche Nutzungen (Tag/ Nacht) möglich wurden.

Für eine Publikation über die Häuser der Werkbund-Ausstellung formulierte Le Corbusier seine „Die Fünf Punkte zu einer neuen Architektur“.

Entsprechend dem Programm des *Maison Citrohan* befinden sich die WCs jeweils in kleinen separaten Räumen.

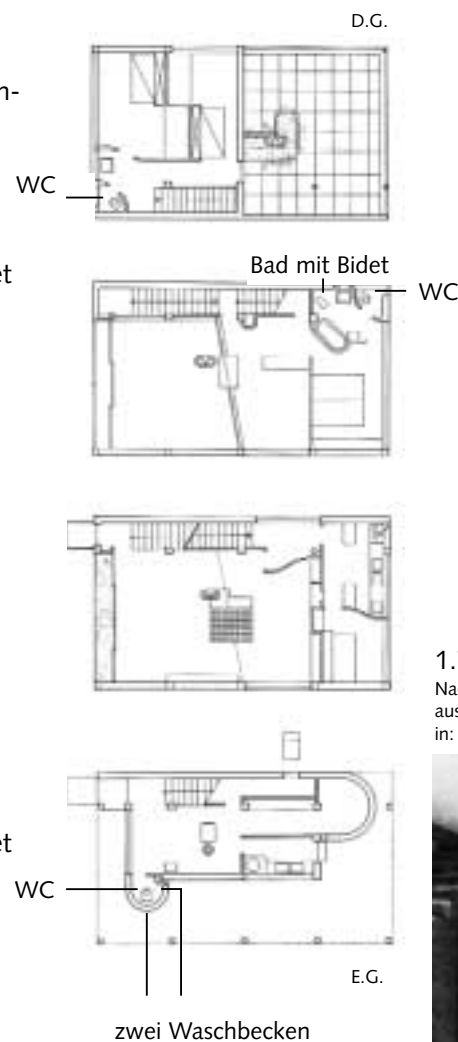
Eine Besonderheit der Häuser sind die Bidets, die in allen Bädern eingebaut wurden. (Die späteren Bewohnern entfernten diese Waschgelegenheiten in allen Wohnungen. Bei den umfassenden Renovierungsarbeiten (1981-87) wurde u.a. in der Villa (Haus 13) das Bad wieder zurückgebaut und an der ursprünglich vorgesehenen Stelle ein Bidet installiert.)

Das Doppelhaus (Grundriss unten) ist hinsichtlich der Bäderplanung relativ konventionell gebaut.



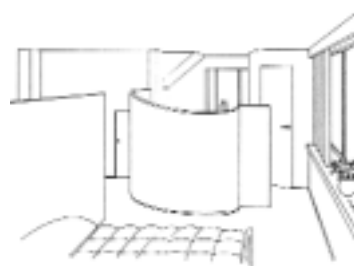
1.70 Haus 14 & 15
 Planzeichnung von G. Kirsch, aus: Karin Kirsch: Die Weissenhofsiedlung, S. 124

Wie später auch in der Villa Savoye, wurde in Haus 13 ein Waschbecken im Eingangsbereich installiert. Das kleine wandmontierte Becken hängt direkt neben der Tür zum Toilettenraum, in dem sich noch ein weiteres Handwaschbecken befindet.



1.71 Haus 13
 Planzeichnung von Gerhard Kirsch, aus: K. Kirsch: Die Weissenhofsiedlung, S. 121

1.72 offenes Bad in Haus 13
 aus: Hermann Nägele: Die Restaurierung der Weissenhofsiedlung 1981-87, S. 49



Für das Einfamilienhaus (Haus 13) wurde ein offenes Bad entworfen, das nur durch eine schmale halbhohe Wand vom Schlafzimmer getrennt ist. Die Tür (in der Zeichnung rechts) führt zum WC-Raum. Die Trennwand zum angrenzenden Boudoir geht ebenfalls nur etwa bis Augenhöhe.

1.73 Eingang, Haus 13
 Nachlaß Hans Hildebrandt, Malibu aus: L'Architecture Vivante, Paris 1927, in: K. Kirsch, S. 120



Im Unterschied zu den zeitgenössischen Möbeln entsprachen Sanitärobjekte offensichtlich Le Corbusiers Konzept von Gebrauchsgegenständen. Sie waren bereits das, was er unter *objets types* verstand, Gegenstände also, die durch ihre Entwicklung in Herstellung und Gebrauch sowohl funktional als auch formal perfektioniert und dadurch quasi standardisiert worden waren. Typenobjekte können zwar grundsätzlich weiterentwickelt werden, doch sie verfügen bereits über eine Art ultimativer Essenz der Dinge. Die Tatsache, dass Sanitärinstallationen – also Badewanne, Waschbecken, Bidet und Klosett – bis ungefähr 1915 zu einer schnörkellos sachlichen Form gefunden hatten, unterstützte diese Ansicht sicherlich, und so dienten die weißen Porzellanbecken nicht nur Le Corbusier als ideales Beispiel für die gute Form. ⁴

Anfang der 1920er Jahre prägte Le Corbusier den Begriff der 'Wohnmaschine' (*machine à habiter*): Das Haus oder Apartment sollte ein logisch entwickelter Raum, eben eine Maschine zum Wohnen sein. In diesem Zusammenhang wird auch die maschinenartige Ästhetik des in Corbusiers Atelier entwickelten *équipement de l'habitation* verständlich. Mit der Verwendung von verchromten Stahlrohren und beweglichen Teilen wurden bei den Stühlen und der Liege Analogien zur Maschine hergestellt. ⁵ Das Badezimmer allerdings war bereits ein Raum mit Apparaten, d.h. Le Corbusier damit konnte schon früher und wohl auch subversiver die Idee des Raums, der durch die Verwendung von Typen komplettiert wird, und die Vision der Wohnmaschine verwirklichen. Dementsprechend sind Badinstallationen in zwei seiner wichtigsten Ausstellungsprojekte – dem Pavillon de l'Esprit Nouveau und der Musterwohnung im Salon d'Automne – zu finden. Für den Salon d'Automne wurde außer dem Wohn-, Schlaf- und Badebereich auch eine Küche entworfen, allerdings fehlt in dem dann scheinbar kompletten Ensemble eine Toilette. Im Pavillon de l'Esprit Nouveau dagegen waren ein Klosett und ein Bidet installiert.

Eine besondere Qualität bei Le Corbusiers Verwendung von Sanitärinstallationen ist der Dialog, den er zwischen den standardisierten Typen-Objekten ⁶ einerseits und seiner skulpturalen Architektur andererseits entstehen lässt:

In der Villa Savoye ist im Eingangsbereich ein freistehendes Waschbecken installiert, das beim Eintreten in das Gebäude zunächst von einer Säule verdeckt wird. (Abb. 1.74 - 1.76) Erst auf dem Weg zur Rampe oder über die Treppe hinauf zur ersten Etage wird es sichtbar, und dabei verstärkt das schlichte industrielle Massenprodukt, das zu einer optimalen Ausformung gefunden hat, in homöopathischer Dosis die Wirkung des Raums, denn vor den klaren glatten Wänden wirkt hier sogar das schlichte schmucklose Becken verspielt und ornamental. Die kühle Inszenierung erreicht also eine Steigerung, ein bescheidenes *objet type* soll einen 'ultimativen' Entwurf bestätigen.

Auch in anderen Corbusier-Gebäuden werden Sanitärinstallationen eigenständig präsentiert. Die architektonische Situation und die umgebenden Objekte bedrängen sie nicht. Oft wirken sie mobil, als könne man sie ohne weiteres nehmen und wie einen Stuhl an einen anderen Ort tragen.

Villa Savoye

1928
Privatwohnung in Poissy bei Paris

Schlafraum (*chambre*), *bains* und *toilette* sind eine räumliche Einheit. Das *Boudoir* schließt an den Schlafbereich an.

Im Salon d'Automne gilt dies sowohl für die frei im Raum stehende säulenartige Dusche als auch für das Bidet, das in unmittelbarer Nähe zum Bett aufgestellt wurde.

In seinem eigenen Apartment in der Rue Nungesser et Coli ist das Bidet ebenfalls aus dem Badezimmerbereich herausgenommen und steht im Schlafzimmer. Und das zuvor erwähnte Waschbecken in der Villa Savoye schließlich ist nicht nur abgerückt von der Wand, sondern freistehend im Raum installiert.

1.74 Eingangshalle
Fondation Le Corbusier

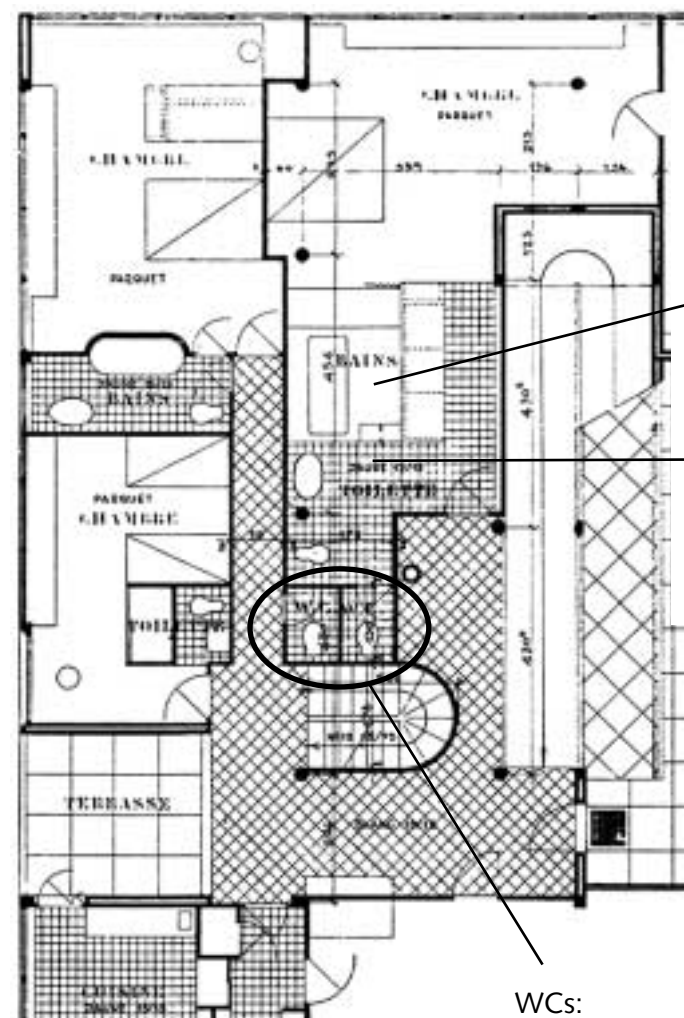


Zimmer von Roger Savoye

+

salle des bains:
Waschbecken
Badewanne
Bidet

Gästezimmer
+
toilette:
Waschbecken
Bidet



Schlafraum von M. + Mme. Savoye

+

bains:
Badewanne

+

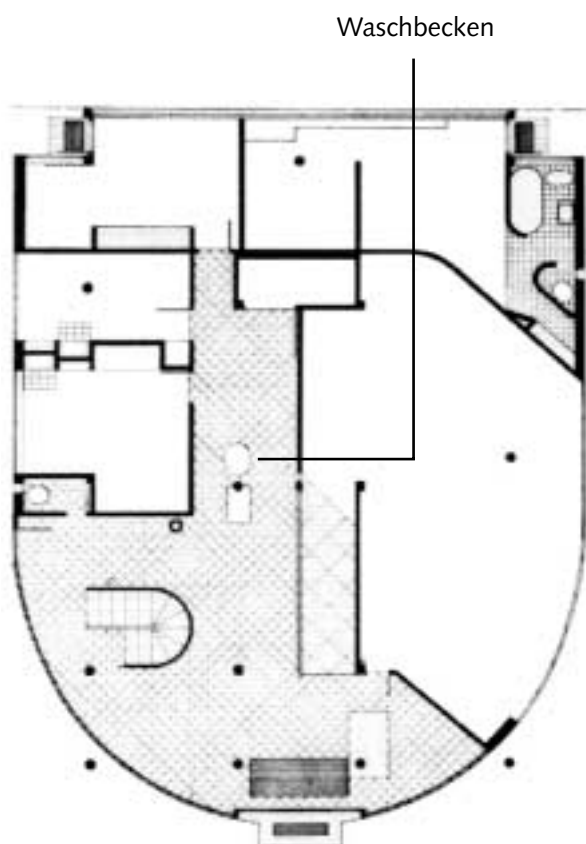
toilette:
Waschbecken
Bidet

WCs:

linkes WC für Roger Savoye und Gäste

rechtes WC für M. und Mme. Savoye

1.76 Wohnetage, Grundrissausschnitt
Fondation Le Corbusier



Eingang

1.75 Erdgeschoss, Grundriss
Fondation Le Corbusier

In der Wohnetage der Villa Savoye wird hinsichtlich der Bäder und Toiletten in drei Raumtypen unterschieden: *bains* bzw. *salle des bains*, in denen sich jeweils die Badewanne befindet, *toilettes* mit Handwaschbecken und Bidet und die kleinen separaten WCs.

„ - Exiger une salle de toilette en plein soleil, l'une des plus grandes pièces de l'appartement, l'ancien salon par exemple. Une paroi toute en fenêtres ouvrant si possible sur une terrasse pour bains de soleil; lavabos en porcelaine, baignoires, douche, appareils de gymnastique.

- Pièce contigüe: Garde-robe où vous vous habillerez et vous déhabillerez...“
Esprit Nouveau Nr. 9, 1921⁷

- Fordert ein Badezimmer unter freiem Himmel, es sei eines der größten Zimmer der Wohnung, der frühere Salon beispielsweise. Eine Wand ganz aus Fenstern öffnet sich möglichst zu einer Terrasse zum Sonnenbaden; Waschbecken aus Porzellan, Badewanne, Dusche, Gymnastikgeräte.

- Angrenzendes Zimmer: die Ankleide, wo sie sich an- und ausziehen...

Le Corbusier legte die Bäder, vor allem wenn die Auftraggeber wohlhabend waren, möglichst großzügig an. Die Räume öffnen sich oft räumlich, jeweils zum Schlafzimmer (*chambre*) hin: In der Villa Savoye befinden sich das Bad der Eltern und ihr Schlafzimmer in einem einzigen Raum, nur getrennt durch eine gemauerte Liege, über der eine Vorhangschiene angebracht ist (Abb. 1.76). Im Einfamilienhaus der Weißenhofsiedlung steht zwischen Badebereich und Schlafzimmer lediglich eine 1,56 m hohe, freistehende Wand, die der Form der Wanne folgt (Abb. 1.72).

Und im Salon d'Automne schließt das Schlafzimmer direkt an den Badebereich an – die halbhohe Ballustrade, vor der das Bidet installiert wurde, ist funktionaler Bestandteil des Betts (Abb. 1.77).⁸

Durch die Öffnung der Badezimmer zu anderen, üblicherweise separaten Räumen ergeben sich in der Planung Variationsmöglichkeiten, die Le Corbusier immer wieder neu interpretierte.⁹

Diese Gestaltungsfreiheit lag vor allem an der Tatsache, dass sich für das Bad, wie Gideon beschreibt, noch keine eindeutige Regel herausgebildet hatte: „Bis heute ist, auch in den modernsten europäischen Bauten, eine gewisse Unsicherheit im Grundriß spürbar. Das Badezimmer wurde kleiner, aber die Frage blieb bestehen: Ist das Badezimmer ein Raum für sich oder bildet es, wenn auch abgetrennt, eine Einheit mit dem Schlafzimmer?“¹⁰ Weil sich Le Corbusier von dieser Fragestellung emanzipierte und ein eigenes Raumkonzept entwickelte, sind seine Bäder noch heute außergewöhnlich.

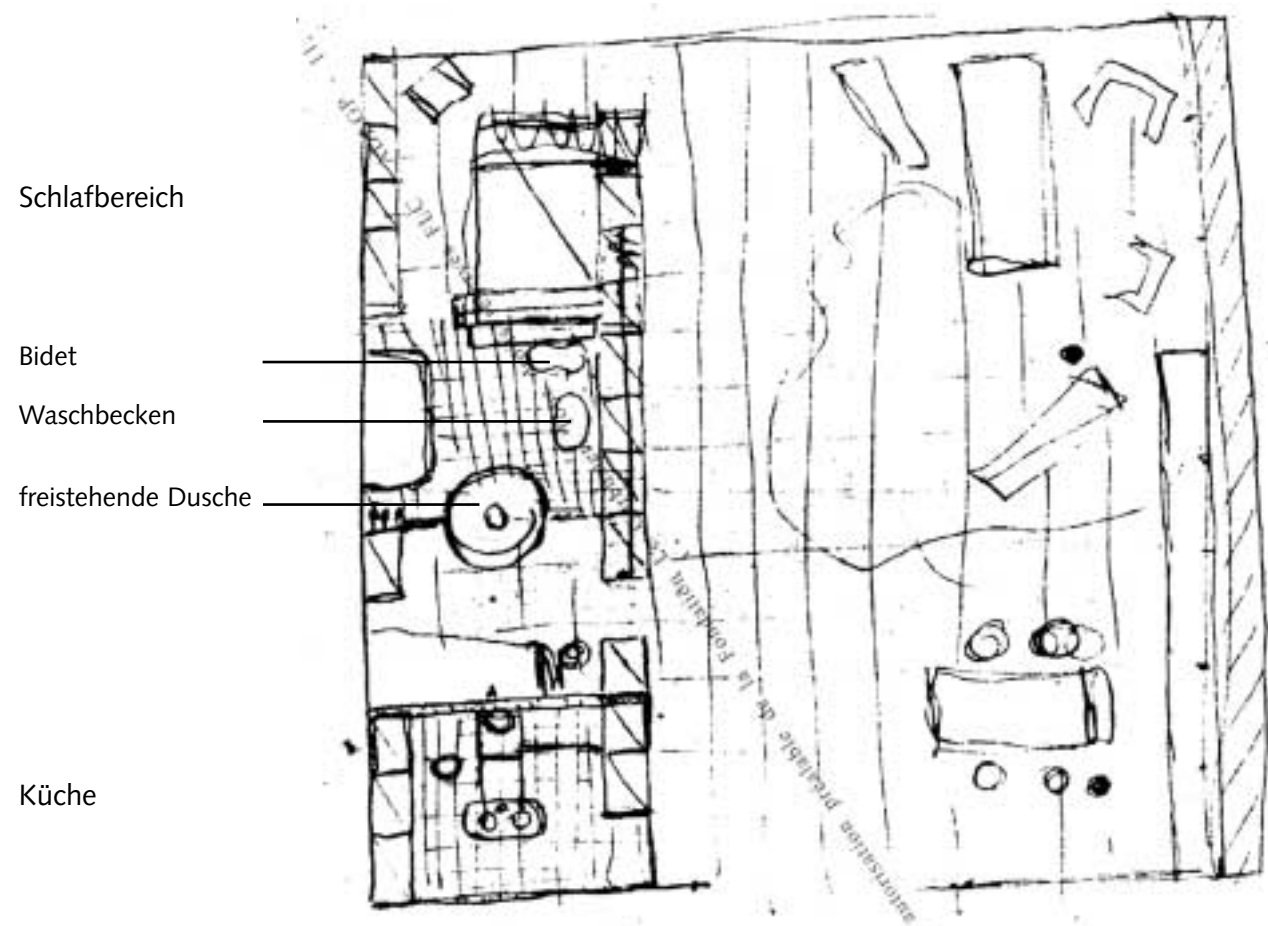
Salon d'Automne

2. Nov. - 22. Dez. 1929, Paris

Auf der Ausstellung wurde das erste Mal ein komplettes *Equipped de L'Habitation* präsentiert.

Die Gestaltung der Stühle, der Liege, der *casiers standards*, des Betts usw. lag im Wesentlichen bei Charlotte Perriand, die seit 1927 im Studio von Le Corbusier und Pierre Jeanneret arbeitete.

Das Muster-Apartment bestand aus einem großen Wohnraum und – durch *casiers* getrennt – einem Schlafbereich mit Bad sowie einer separaten Küche. Ein WC war nicht installiert.



1.78 Grundrisszeichnung, Le Corbusier, Fondation Le Corbusier

Die Waschgelegenheiten (Handwaschbecken und Bidet) sind dem Schlafbereich zugeordnet.

Der Waschtisch gleicht dem in der Eingangshalle der Villa Savoye.

Das Bidet entspricht dem der Fa. Pirsoul, das 1924 im Esprit Nouveau abgebildet wurde (s. Abb. 1.87).

Die Trockenstange ist vor allem für Badehandtücher und Badebekleidung gedacht.



1.77 Bad + Schlafbereich
Foto: Jean Collas

von innen nach außen

Einen anderen Weg, Verbindungen zwischen Bädern beziehungsweise Toiletten und den angrenzenden Räumen zu schaffen, ging Le Corbusier, indem er bestimmte Sanitäreobjekte außerhalb ihrer eigentlichen Funktionsbereiche installierte. Für diesen Eingriff in die üblichen Gewohnheiten verwendete er ausschließlich Bidets oder Handwaschbecken (*Lavabo*).

// Bidet

In seinem eigenen Apartment, in dem drei verschiedene Sanitäreinheiten (Badewanne und Lavabo, Dusche, Klosett und Lavabo) wie Extensionen des Schlafzimmers in höhlenartigen Räumen untergebracht sind, steht das Bidet im Schlafzimmerbereich. (s. Abb. 1.79) Man könnte meinen, es habe sich auf Wanderschaft begeben und hier, in einer kleinen sonnigen Ecke, ein Ruhepäschen eingelegt.¹¹

Die extremste Variante für die Positionierung eines Bidets war jedoch in der oberen Etage des Pavillon de l'Esprit Nouveau – es wurde in einer kleinen Apsis zwischen Bad und Schlafzimmer untergebracht. Hier war es direkt vom Schlafbereich, vom Boudoir und auch vom Flur, aber nicht vom Bad aus zugänglich. Die Provokation muss so groß gewesen sein, dass abgesehen von den Plänen keine Aufzeichnung dieser merkwürdigen Gestaltung überliefert wurde. Auf der einzigen auffindbaren zeitgenössischen Fotografie, die während der Pariser Kunstgewerbeausstellung 1925 gemacht wurde, wird der Blick auf das Bidet von einem Schrankkoffer der Fa. Innovation verdeckt.¹² Über dem voluminösen Koffer ist das Bidet-Räumchen zwar zu erkennen – es wirkt nun aber nur noch wie eine große geöffnete Säule.¹³

// Handwaschbecken

Das andere Sanitäreobjekt, das Le Corbusier wiederholt aus dem üblichen Kontext herausnahm, war das Handwaschbecken. Nicht nur in der Villa Savoye ist ein Lavabo allein in der Eingangshalle installiert, auch im Einfamilienhaus der Weißenhofsiedlung gibt es ein Waschbecken im Eingangsbereich (Abb. 1.73).

Übrigens ließ Adolf Loos im Haus Rufer (1922) ebenfalls im Vestibül ein Waschbecken installieren. Verschiedentlich wurden diese Becken mit Weihwasserschalen verglichen oder als Embleme der Reinigung interpretiert: „... it cleans eyes, not hands.“¹⁴

Jedenfalls erinnern sie an die Handwaschung zur Begrüßung des ankommenden Gasts, die in der europäischen Kultur ab dem Mittelalter ein Zeichen von Freundschaft und Höflichkeit war.¹⁵

Das einzelne Waschbecken in der Nähe eines Eingangs hat allerdings noch eine andere Wirkung: Es zeigt den Weg zu Bad und Toilette.

Weitere solitäre Becken befinden sich noch in anderen von Le Corbusier geplanten Bauten. Im Haus für Amédée Ozenfant (Paris, 1923) wurde im Erdgeschoss ein Waschbecken beim Treppen-

Appartement Le Corbusier

1931

24, rue Nungesser-et-Coli, Boulogne (Paris)

Die beiden oberen Etagen eines Miethauses, das von Le Corbusier geplant wurden, bewohnte er mit Yvonne Le Corbusier-Gallis.

Das Appartement besteht aus dem Wohnbereich und einem Atelier.

Oben befindet sich ein Dachgarten.

aufgang in den Wohnbereich installiert, und in der Musterwohnung des Pavillon de l'Esprit Nouveau ist im hinteren Wohnbereich des Erdgeschosses ein einzelnes Waschbecken in einer Nische untergebracht.

Im *Cabanon* (Ferienhaus der Corbusiers an der Côte d'Azur, 1950), das nur aus einem einzigen Wohnraum mit einem davon separaten WC besteht, befindet sich ein Waschbecken zwischen Bett und Schreibtisch.

In einigen Corbusier-Bauten wurden sogar in den Wohnräumen zusätzliche Becken installiert, was allerdings für die Zeit durchaus üblich war. In der Weißenhofsiedlung beispielsweise waren in den Häusern von Ludwig Hilberseimer und Rudolf Rading Schlafzimmer mit Waschbecken ausgestattet, und in der *Maison Citrohan* befanden sich Waschbecken in beiden Gästezimmern, die alternativ auch als Kinderzimmer gedacht waren.

Diese Installationen – in Schlaf-, Kinder- oder Gästezimmern – sind ein erster Ansatz für die Wohnung mit mehreren Bädern, also gewissermaßen die Keimzelle für das individualisierte Bad. ¹⁶

Die dritte Variante für die Platzierung einzelner Handwaschbecken war die Installation unmittelbar vor der Toilette. Wenn das Waschbecken nach außen verlegt wird, dann kann dadurch der Raum, in dem das WC untergebracht ist, verkleinert werden. Außerdem wird der Zugang zum Becken einfacher und direkter – vor allem wenn man nur die Hände waschen möchte, ohne die Toilette zu benutzen.

In einigen Bauten wurden sowohl innerhalb des WC-Raums als auch direkt davor Lavabos angebracht: So befindet sich beispielsweise neben dem Waschbecken im Foyer des Einfamilienhauses der Weißenhofsiedlung die Tür zur Toilette, in der außer dem Klosett noch ein weiteres Handwaschbecken installiert wurde. Diese Art von Komfort war jedoch nur in Bauten mit größeren Budgets möglich.

kl. Raum mit Handwaschbecken
von dort Zugang zum separaten WC

Dusche

Bad
mit
Badewanne und
Handwaschbecken



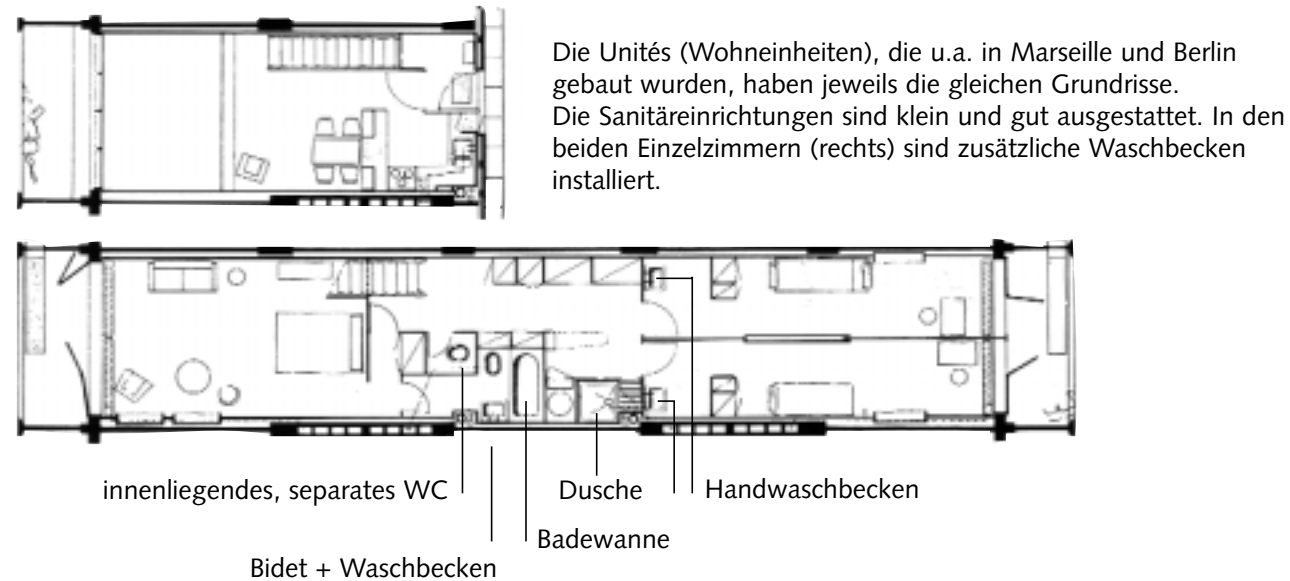
das Bidet ...

1.79 Chambre
Aufn.: Bettina Möllring 2000

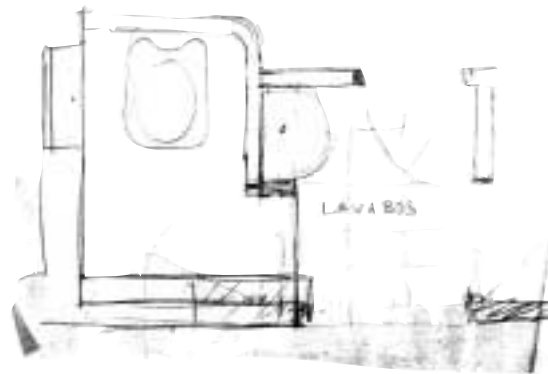
„... hat eine gewisse Berühmtheit erlangt, weil Yvonne Le Corbusier auf die Herausforderung reagierte, indem sie es schamhaft zu verdecken pflegte (so will es wenigstens die betreffende Anekdote).“

Arthur Rüegg, archithese I-1985, S. 41

1.80 Grundrisszeichnung, Unité, Fondation Le Corbusier

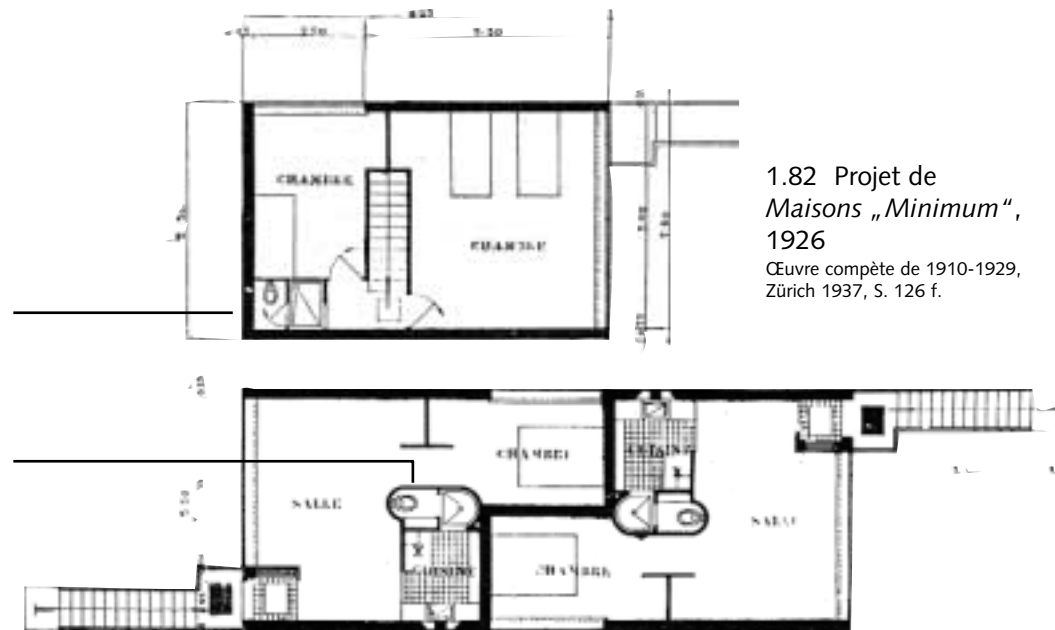


Das Handwaschbecken ist außerhalb des Toilettenraums angebracht.



1.81 Immeubles-villas, 1922-1925.
The L.C. Archives, Vol. I, S. 390

In beiden Haustypen des Maison Minimum sind die WCs nur durch die Dusche zugänglich.



plans de lieux à l'anglaise

Le Corbusiers Planung für die WC-Räume folgt einem einfachen und klaren Grundsatz: Sie sind räumlich stets auf ein Minimum reduziert und deshalb oft klaustrophobisch klein.

Bereits 1922 schrieb Corbusier in einem Kommentar zur Maison Citrohan: „*Il est criminel de construire de w.c. de quatre mètres carrés.*“¹⁷ Nach den Grundrisszeichnungen für das Maison Citrohan, das eines seiner zahlreichen Projekte zu Muster-Wohneinheiten war, aber nie realisiert werden konnte, sollte das Waschbecken außerhalb des WC-Raums installiert werden. Trotz seines Bemühens, den Platzbedarf für die Toilette so gering wie möglich zu halten, kombinierte sie Le Corbusier hier, wie in anderen Projekten auch, grundsätzlich mit einem Handwaschbecken, wobei er letzteres in der Regel außen neben der Eingangstür installieren ließ. (s.a. Abb. 1.81) Diese Verbindung war 20 Jahre vorher noch nicht üblich gewesen, denn Adolf Loos bemerkte in „*die Plumber*“, in dem er den zügigen Ausbau von sanitären Einrichtungen auch im europäischen Wohnungsbau forderte, „*daß es toiletten ohne waschgelegenheit gibt, das erscheint dem amerikaner als das auffallendste.*“¹⁸

Klosetts, die im Badezimmer untergebracht sind, finden sich in Le Corbusiers Planungen sehr selten. Nur in zwei seiner frühen Entwürfe – den Atelier-Häusern für Ozenfant (1922) und Miestschaninoff (1924) – wurden Toiletten in die Bäder integriert. In beiden Häusern gibt es allerdings zusätzlich noch kleine separate WC-Räume.

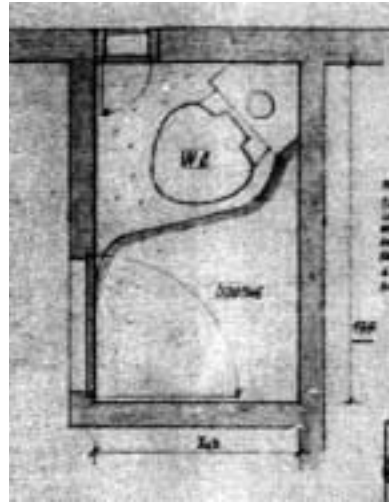
Ansonsten galt für alle Wohnungen, dass das Klosett, entsprechend dem Kommentar zur Maison Citrohan, separat in kleinen Zimmern untergebracht wurde, während andere Sanitärinstallationen aus der Enge des Bades her austreten und auch in andere Räume wandern durften – wie zum Beispiel das Waschbecken im Foyer der Villa Savoye oder das Bidet im Schlafzimmer seiner eigenen Pariser Wohnung. Die Ordnungskategorien sind dabei eindeutig: Bidet, Badewanne, Dusche und Waschbecken werden zum Waschen des Körpers verwendet, das Klosett dagegen ist hinsichtlich des Körpers keine Einrichtung für die Reinigung, sondern für die Ausscheidung.

Damit erklärt sich auch, warum Le Corbusier das Bidet nicht, wie in Deutschland üblich, mit der Toilette, sondern – eigentlich altmodischer – mit dem Schlafzimmer verband.¹⁹ (Auf die Varianten dieser Verbindung wurde bereits in den Beschreibungen zum Pavillon de l'Esprit Nouveau, Salon d'Automne und Appartement Le Corbusier verwiesen.)

Transit, Hybrid und douche à merde

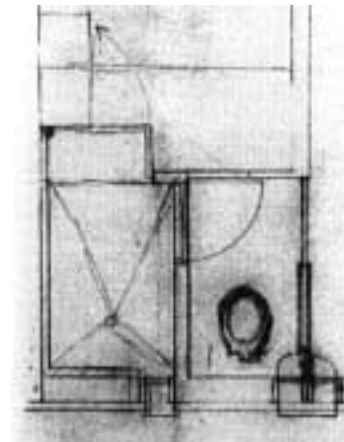
Ein weiteres Grundrissmotiv bei Le Corbusier ist die Schleuse: Schon im Pavillon de l'Esprit Nouveau ist die Toilette ein Durchgangszimmer zwischen Flur und Badezimmer.

Es existieren aber auch Entwürfe, in denen dem WC eine Dusche räumlich vorgeschaltet ist: Im *Projet de Maisons „Minimum“* (1926, Abb. 1.82) sind die Klosetts bei beiden Haustypen nur



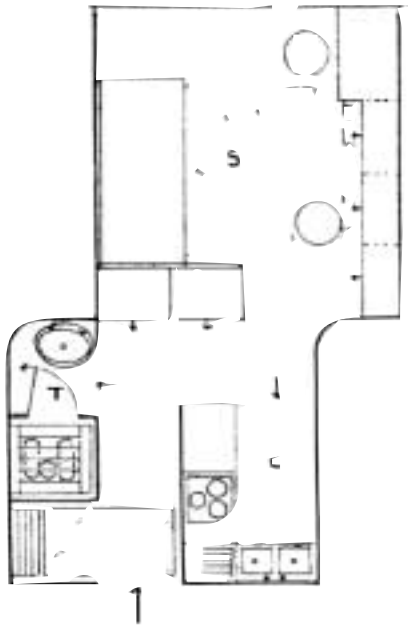
Hybride W.C. - Dusche
+ *douche à merde*

1.83 Maisons de vacances
3,66 x 3,66, 1956
The L.C. Archives, Vol. XXVIII, S. 119



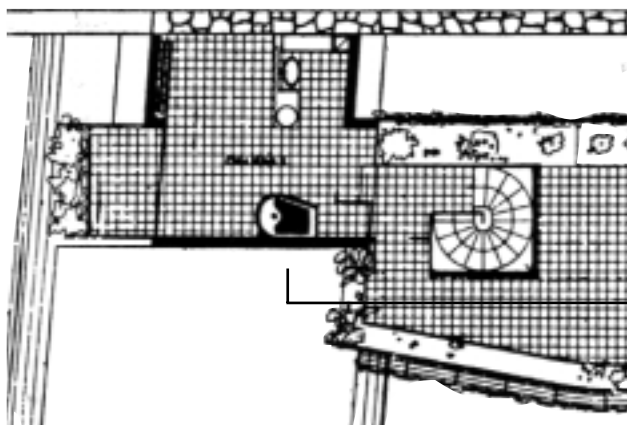
WC und Dusche sind
beide von außen zugäng-
lich.
Zwischen den beiden
Räumen ist eine
Verbindungstür.

1.84 Projet Roq et Rob, 1949
The L.C. Archives, Vol. XIX, S. 190



Für die Ville Radieuse plante Le Corbusier verschiedene
Wohneinheiten.
Der Typ mit 14 qm bestand aus einem Wohnraum, einer Küche
und einer „toilette“ mit Waschbecken und einer Kombination
aus Dusche und Hock-Klosett.
Diese Art von Objekten gab es in Frankreich und insbesondere
in Paris schon seit Ende des 19. Jahrhunderts.

1.85 Grundriss für 14m²-Wohnung
Le Corbusier: la ville radieuse. 2. engl. Aufl., 1964, S. 144



gemauerte „Dusch-Höhle“
(vergleichbar der Dusche im Chambre
der unteren Etage des Appartements)

1.86 Obere Etage im Appartement Corbusier + Gallis, 24, rue Nungesser et Coli, 1931
Fondation Le Corbusier

durch die Dusche erreichbar. Das Gleiche gilt für ein ebenfalls nicht realisiertes Projekt, das er
1956, also exakt 30 Jahre später, plante: In den *Maisons de vacances* liegt der Duschbereich sogar
direkt vor beziehungsweise neben dem WC. (Abb. 1.83)

Die Pläne für die *Maisons de vacances* gehören zu einer Reihe von Entwürfen und Studien zu Fe-
rien-Wohneinheiten, die als Minimalvolumen geplant wurden und teilweise auch vorgefertigt wer-
den sollten.²⁰ Dazu gehörten unter anderem die „*Projets Roq et Rob*“ (1948 - 50 und 1952 - 56,
beide nicht realisiert) und das *Cabanon* (1951) als Ferienhaus von Le Corbusier und Yvonne Gallis.
Bei diesen Projekten waren die Grundflächen für die einzelnen Wohneinheiten mit 5,1 - 13,4 m²
verhältnismäßig klein.²¹ Für die Projekte Roq und Rob waren Sanitäreinrichtungen mit Dusche und
Klosett vorgesehen, bei denen für jede einzelne Installation eine eigene kleine Kabine vorhanden
sein sollte, die beide jeweils von den Seiten begehbar und zusätzlich durch eine Tür miteinander
verbunden waren. (Abb. 1.84) Toilette und Dusche waren hier also erneut kombiniert, aber durch
die drei Türen entstanden keine unumgänglichen Durchgangsbereiche. Abgesehen von dieser
Variante wurden für Roq und Rob auch Sanitäranlagen geplant, in denen Toilette und Dusche
genau wie bei den *Maisons de vacances* zu einer Einheit verbunden werden sollten.

Vollends verschmelzen die beiden Komponenten schließlich bei einem Bautyp der *Ville Radieuse*
(1964, Abb. 1.85), bei dem sich die Dusche direkt über dem Hockklosett befindet.

Beim Ferienhaus des Ehepaars Le Corbusier-Gallis wurde auf größere Installationen schließlich
ganz verzichtet: Die Toilette ist wieder in einer kleinen Kammer, zum Waschen ist nur ein Becken
in unmittelbarer Nähe zum Bett vorhanden. Ansonsten gibt es keine weiteren Sanitäreinrichtungen
im *Cabanon*.

Noch eine letzte Variante bei Le Corbusiers Suche nach einer Verbindung von Dusche und WC ist
schließlich in zwei Zeichnungen vom Juni 1960 mit dem Titel „*Douche à merde*“ zu erkennen.²²
(ohne Abb.) Außerdem fand ich bei den Recherchen für den Pozzi-Entwurf (in der Fondation Le
Corbusier) eine bisher unveröffentlichte Skizze, die ebenfalls eine direkte Verbindung von Dusche
und Klosett darstellt. (s. Abb. 1.39)

Ein weiteres Beispiel für diese Kombinationen ist eine Dusche in der oberen Etage des Appartement
Le Corbusier (Abb. 1.86), die ebenfalls als *douche à merde* interpretiert wurde.²³ Bei meinem Be-
such in der Rue Nungesser-et-Coli konnte ich allerdings keinen Unterschied zu der höhlenartigen
Dusche erkennen, die dem Schlafzimmer in der unteren Etage angeschlossen ist. (vgl. S. 80)
Vermutlich war also ein derartiger Hybrid doch nicht mit Le Corbusiers Konzept vereinbar²⁴, bei
dem Toiletten einzeln und in kleinen Räumen installiert werden sollten.



AUTRES ICONES LES MUSÉES

Il y a les bons musées, puis les mauvais. Puis ceux qui ont
pêché-mêlé du bon et du mauvais. Mais le musée est une entité
consacrée qui circonvoient le jugement.

1.87 Titelbild zum Artikel: Autres icônes
Esprit Nouveau Nr. 20, Jan./ Feb. 1924

Das Bidet als Titelbild für den Artikel *Autres icônes: les musées*, zuerst veröffentlicht 1924 im *Esprit Nouveau* ¹, verweist auf den 'Brunnen' / *Fountain*, die Marcel Duchamp 1917 unter dem Pseudonym R. Mutt für die Ausstellung der *American Society of Independent Artists* in New York einreichte. Duchamp hatte als geschickten Schachzug mit diesem signierten Urinal den Kontext der Ausstellung herausgefordert, zu der ohne eine Jury ("no jury, no prizes") jeder Künstler zugelassen werden sollte, der die Gebühr von 6 Dollars bezahlt hatte. Dennoch wurde die Arbeit von R. Mutt abgewiesen und Duchamp, der als Leiter des Hängekomitees an der Ausstellungsorganisation beteiligt gewesen war, trat daraufhin von dieser Aufgabe zurück.

Später wurde die Konzeption des eingereichten Werkes in der Zeitschrift *Blind Man*, die Duchamp gemeinsam mit Beatrice Wood und Henri-Pierre Roché herausgab, dargestellt und verteidigt. ² Mit *Fountain* formulierte Duchamp durch die Arbeit selbst seine Aussage, dass Künstler jeweils ihren eigenen Kunstbegriff entwickeln. Dies beinhaltet auch, dass ein alltäglicher Gegenstand zum Kunstwerk werden kann, indem die Künstlerin beziehungsweise der Künstler es auswählt und damit einen neuen Gedanken, einen neuen Kontext, eine neue Aussage herstellt.

„Whether Mr. Mutt with his own hands made the fountain or not has no importance. He CHOSE it. He took an ordinary article of life, placed it so that its useful significance disappeared under the new title and point of view - created a new thought for that object.“

The Richard Mutt Case, in: *The Blind Man* 2, New York 1917 ³

Le Corbusier verwendete acht Jahre nach dem Eklat um die *Fountain* ebenfalls eine Sanitärinstallation, um seine kritischen Positionen zu zeitgenössischen Ausstellungen zu unterstreichen. Er griff allerdings nicht die gängigen Vorstellungen zur Kunstproduktion und Kunstrezeption an, sondern nur die Präsentation von Kunstwerken und kunsthandwerklichen Objekten in den Museen. In seinem *Esprit Nouveau*-Artikel, dem emblematisch die Abbildung eines Bidets vorangestellt ist ⁴ (Abb. 1.87), beanstandet er einerseits die Vernachlässigung von zeitgenössischen Alltagsgegenständen und andererseits die unreflektierte, scheinbar bedingungslose Anerkennung von historischen Museumstücken.

„Nous oublions facilement que le mauvais goût n'est pas né aujourd'hui...“

Wir vergessen leicht, dass der schlechte Geschmack nicht [erst] heutzutage geboren wurde.

Autres icônes: les musées. ⁵

Corbusier fordert deshalb, auch Kleidungsstücke, Glühbirnen und komplette Badezimmer im Museum zu zeigen.

„Nous équiperons dans le musée, un cabinet de toilette avec

sa baignoire d'émail, son bidet de porcelaine, son lavabo et sa robinetterie étincelante de cuivre ou de nickel."

Wir werden in dem [wahren] Museum ein Badezimmer ausstellen mit seiner Badewanne aus Emaillé, seinem Porzellan-Bidet, seinem Waschbecken und seinen glänzenden Armaturen aus Kupfer und Nickel.

Autres icônes: les musées.⁶

Differenzen – plugged/ unplugged

Duchamps Fountain und dessen Geschichte wird Corbusier bekannt gewesen sein, auch wenn die damalige Pariser Kunstszene von den Aktivitäten in New York noch keine allzu große Notiz nahm.⁷ Duchamp, der wie Le Corbusier eng mit den Pariser Künstlerkreisen verbunden war, hielt sich zwischen 1919 und 1942 häufig in Paris auf, er konnte also die Nachrichten aus Übersee sogar selbst verbreiten.

Geht man davon aus, dass Corbusier mit der Abbildung eines Bidets im *Esprit Nouveau* eine Parallele zu Duchamps Fountain zog, dann fallen bei einem Vergleich doch einige wesentliche Differenzen im Umgang mit dem Sanitärgegenstand auf.

Das Bidet im *Esprit Nouveau* wird als Abbildung gezeigt und ist, wenn auch an prominenter Stelle, nur eine von insgesamt sechs Illustrationen. Neben dem Bild steht, wie in einem Katalog, der Name des Herstellers. Diese scheinbar kleine Fußnote, gesetzt wie die Signatur einer Zeichnung, wurde von Corbusier sorgfältig bedacht. In seinem handschriftlichen Entwurf⁸ für den Artikel notierte er zunächst den Namen der Firma Delafon, für die er später die *Cabine sanitaire* entwarf, strich ihn aber wieder durch und schrieb Pirsoul darüber. (siehe Abb. 75) Mit der genauen Nennung der Hersteller konkretisierte Corbusier die einzelnen Komponenten der Warenwelt, die im *Esprit Nouveau* als mustergültig vorgestellt wurden. Davon abgesehen hoffte Corbusier aber auch, mit der kostenlosen Werbung im redaktionellen Teil der Zeitschrift die jeweilige Firma leichter zu einer Inseratvergabe bewegen zu können.⁹

Corbusier zeigt das Bidet mit den üblichen Leitungsrohren, Wasserhähnen und dem Verschlusshebelchen, d.h. es erscheint vollständig angeschlossen. Die Sanitärinstallation bleibt dadurch ein Alltagsgegenstand und wird eben nicht zum Kunstobjekt deklariert. Derselbe Ansatz wird auch im anschließenden Artikel vertreten. Le Corbusier will die Alltagsgegenstände nicht musealisieren, sondern sie sollen einen zeitgenössischen Bezug in die Museen bringen: Das 'wahre' Museum enthält seiner Ansicht nach all die Dinge, die ein komplettes Bild der Zeit erstellen.

„Imaginons le vrai musée, celui qui contient tout, qui pourra renseigner sur tout lorsque les siècles auront passé, auront détruit...“

Stellen wir uns das wahre Museum vor, das alles enthält, das über alles informieren könnte, noch wenn Jahrhunderte vergangen sind, wenn sie getilgt sind ...

Autres icônes: les musées.¹⁰

1.88



Marcel Duchamp, *Fountain*, 1917



1.89 Layout-Konzept
Fondation Le Corbusier

Duchamp dagegen verwendet einen dreidimensionalen Gegenstand, ein industrielles Massenprodukt und macht es zum Unikat, indem er es verändert: Er dreht das Urinal um 90°, so dass es nutzlos auf dem Rücken daliegt, und er kappt auch alle sonstigen Verbindungen. Ein Urinal ohne Anschluss an Wasserleitungen und Kanalisation ist aber so disfunktional wie ein umgekipptes Wasserbecken, d.h. das Urinal als *Fountain* ist seinem ursprünglichen Kontext vollständig entzogen. Außerdem signierte Duchamp das Urinal. Damit wird der Hersteller irrelevant, stattdessen existiert nun ein Autor. Durch eben diese Eingriffe wird der Alltagsgegenstand zu einem Kunstobjekt.

Den tatsächlichen Hersteller des Urinals nennt Duchamp nicht, sondern er macht lediglich eine Anspielung: Sein Pseudonym *Mutt* klingt wie der Name der amerikanischen Firma J.L. Mott, die unter anderem Brunnen (Fountains) und Sanitärinstallationen produzierte.¹¹

Direkte Referenz wird der Industrie erst später im *Blind Man*-Artikel erwiesen, in dem der Satz „*The only work of art America has given are her plumbing and her bridges,*“ deutlich hervorgehoben wird.

Adolf Loos beschreibt bereits 1898 die Überlegenheit des amerikanischen Plumbing, unter dem er „*die installationsarbeiten, heizung, beleuchtung und wasserleitungsanlagen*“ zusammenfasst, und er erklärt für Österreich und Deutschland, dass „*die hebung des wasserverbrauches ... eine der dringendsten kulturaufgaben*“ sei.

Loos, Adolf: Die Plumber. (17. Juli 1898)¹²

Obwohl Readymades prinzipiell aus jedem beliebigen Objekt hergestellt werden können, wurde das Urinal, wie auch die anderen in Kunst verwandelte Gegenstände (Fahrrad, Hocker, Flaschengestell, Schneeschaufel usw.) von Duchamp nicht zufällig ausgesucht. Duchamp selbst betonte, „*daß die Wahl der »Readymades« nie von einer ästhetischen Lust diktiert wurde. Diese Wahl beruhte auf einer Reaktion visueller Indifferenz, bei einer gleichzeitigen totalen Abwesenheit von gutem oder schlechtem Geschmack ... in der Tat eine völlige Anästhesie.*“¹³

Betrachtet man aber die ausgewählten Gegenstände – das „Material“ der Readymades – unter formalen Aspekten, so fällt auf, dass die durchweg industriell gefertigten Produkte in ihrer Gestaltung äußerst reduziert sind und gerade durch ihre Schlichtheit besonders prägnant wirken. Das Urinal der *Fountain* hat eine große visuelle und skulpturale Kraft – im Vergleich dazu könnten die heutigen Urinale ein visuelles Koma auslösen.

Bei Corbusier wiederum wird seine Vorliebe für Typenobjekte den maßgeblichen Anteil bei der Objektauswahl gehabt haben – es wurde bereits erwähnt, dass gerade Sanitärobjekte mit ihren schlichten Formen als besonders gute Beispiele dafür verstanden wurden. Dazu kommt, dass er Bidets in seinen Gebäuden und Musterwohnungen bevorzugt platzierte – zum Beispiel in der offenen Säule im zweiten Stock des Pavillon de L'Esprit Nouveau oder direkt vor dem Bett im Salon d'Automne und im Schlafzimmer seines Apartments.

Neben ästhetischen Kategorien und der Diskussion zum Kunstbegriff berührt die Auswahl der Sanitärinstallationen noch weitere Bedeutungsebenen.

Die Einrichtung von öffentlichen Toiletten hing vor allem mit der Erhöhung von Schamgrenzen zusammen, bei der alle körperlichen Handlungen – außer dem Essen – zunehmend intimisiert und „*hinter die Kulissen des gesellschaftlichen Lebens verlegt*“¹⁴ wurden. Dabei wurden nicht nur die Handlungen, sondern auch die dazu verwendeten Gegenstände tabuisiert, und so kam es, dass Urinale, obwohl sie in erster Linie in öffentlichen Bereichen installiert sind, zu den Objekten gehören, über die man nicht spricht.

Deshalb war Duchamps Intervention, die er durch die Veröffentlichung eines Urinals unternommen hat, ein radikaler Tabubruch, obwohl er nur eine bereits öffentliche Installation präsentierte und damit das Urinal lediglich von einem öffentlichen Raum – der Toilette – in einen anderen – eine Ausstellung – verlegte.

Das Bidet im *Esprit Nouveau* erfährt im Vergleich dazu die größere Kontextverschiebung, weil es als Teil des Bades, also als intimer Gegenstand, veröffentlicht und damit vom privaten Raum in ein öffentliches Medium – eine Zeitschrift – übertragen wurde. Der Affront war dennoch vergleichsweise schwächer, denn das Bidet war der alltäglichere und gewöhnlichere Gebrauchsgegenstand, denn gerade in Frankreich ist in fast jedem Bad ein Bidet vorhanden und konnte dort sowohl von Frauen als auch von Männern gesehen werden.

Außerdem hat Le Corbusier das Bidet bei seiner Publikation bei weitem nicht so sehr verfremdet wie Duchamp das Urinal, denn er zeigt es mit sämtlichen Anschlüssen und Armaturen, als sei es installiert und funktionsbereit.

Der dritte Grund für die Tatsache, dass aus der Veröffentlichung des Bidets kein Eklat entstanden war, lag aber auch sicherlich daran, dass es in einer ohnehin auflagenschwachen Zeitschrift gezeigt wurde, in der die Seite mit der Abbildung nur beim Lesen einiger Zeilen zu sehen ist.

die Produktkultur von Toilette, Urinal und Bidet

Sowohl Duchamp als auch Le Corbusier verwendeten einen Sanitärgegenstand, um ihre Ansichten und Vorstellungen zu betonen. Die beabsichtigte Verunsicherung hätte eine Toilette wohl ebenfalls erreicht, aber mit der Veröffentlichung von Urinal und Bidet wurde die Provokation feiner dosiert: Urinale entsprechen Toiletten in ihrer Funktion, sind aber nur für die Aufnahme von Urin gedacht und nicht für alle Arten von Körperausscheidungen. Man kann also sagen, dass das Urinal im Vergleich zur Toilette das sauberere Objekt ist.

Bidets wiederum unterscheiden sich funktional von Toiletten, denn sie werden zur Körperreinigung verwendet. Sie sind aber mit Standfuß und ovalem Becken den Toiletten ähnlich geformt.

Urinal und Bidet erinnern also deutlich an die Toilette, sind aber letzten Endes doch die weniger anstößigen Gegenstände.

Die industrielle Herstellung von Sanitärkeramik war bis 1900 bereits entwickelt. Urinal und Bidet sind aber im Verhältnis zur Toilette die jüngeren Objekte: Bidets wurden ungefähr ab 1730 verwendet¹⁵, und Urinale wurden erst im 19. Jahrhundert mit der allgemeinen Einführung von öffentlichen Toiletten zu alltäglichen Gegenständen. Insofern betont die Auswahl des Urinals für das *Readymade* und die Abbildung des Bidets in einem Artikel über Museen und Kunsthandwerk nicht nur die industrielle Produktkultur an sich, sondern sie heben deren innovative Aspekte noch besonders hervor.

gendered objects

Beide Sanitärobjekte – Urinal und Bidet – haben unterschiedliche Gender-Konnotationen.

Urinale sind für männliche Körper entworfen. Männer benutzen sie bei der Miktion, und deshalb werden sie in öffentlichen Räumen nur dort installiert, wo der Zugang den Männern vorbehalten ist.

Im Unterschied dazu werden Bidets in privaten Bädern installiert und können hier sowohl von Männern als auch von Frauen gebraucht werden. Doch obwohl sie in ihrer Funktion, wie Sitztoiletten auch, eigentlich unisex sind, werden Bidets eher mit Frauen assoziiert. So gibt es beispielsweise zahlreiche, meist erotische Abbildungen von Frauen, die sich auf Bidetschüsseln sitzend waschen, während vergleichbare Darstellungen von Männern nicht existieren.

Es ist kein Zufall, dass Duchamp in seiner Rolle als Macher, als Agent provocateur und Bilderstürmer das männlich konnotierte Objekt wählte.

Le Corbusiers Wahl eines 'weiblichen' Alltagsobjekts sollte allerdings etwas differenzierter betrachtet werden. Zum einen spricht er in seinem Artikel, der der Abbildung folgt, von den stolzen Müttern, die ihre Töchter ins Museum schicken und sie dort gut aufbewahrt wissen. Damit spottet er über die Kunstrezeption der Bourgeoisie und beschreibt gleichzeitig das Museum als einen öffentlichen Raum, der insbesondere von Frauen besucht und genutzt wird. Insofern kann die Abbildung eines Bidets in diesem Zusammenhang sogar als naheliegend bezeichnet werden.

Außerdem bewunderte Le Corbusier die Fähigkeit der Frauen, auf die Anforderungen des modernen Lebens aktiv zu reagieren. Besonders in der Bekleidung, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts in atemberaubender Geschwindigkeit verändert wurde, kam dies seiner Meinung nach zum Ausdruck.¹⁶ Vielleicht erkannte er, im Sinne des *Esprit Nouveau*, in den Frauen Verbündete und äußerte seinen Respekt durch die Publikation einer 'weiblichen' Sanitärinstallation.

Anfänge der Vernetzung

Die Entwicklung der Toilette war eng verbunden mit der Errichtung der großen vernetzten Systeme, die eine künstliche urbane Wasserzirkulation herstellen. Ohne die Versorgung von Privathaushalten mit Wasser und eine geregelte Abführung des Brauchwassers sind Klosetts in der heutigen Funktionsweise nicht verwendbar.

Nur die anschließende Klärung und Wiederaufbereitung des Spülwassers, durch die der Wasserkreislauf geschlossen wird, sind funktional für den Betrieb von Toiletten nicht zwingend notwendig. Deshalb wurde anfangs in vielen Städten – vor allem aus Kostengründen und weil die fatalen gesundheitlichen Konsequenzen dieser Sparmaßnahmen noch nicht bekannt waren – auf den Bau von Kläranlagen verzichtet.¹ Stattdessen wurden die Abwässer entweder in Flüsse und Kanäle oder zentrale Auffangbecken geleitet beziehungsweise in den bereits vorhandenen Latrinen gesammelt. Bei diesen unzulänglichen Entsorgungsmethoden störte man sich zwar an der Geruchsbelästigung, doch die gesundheitlichen Gefahren, die von verseuchtem Trinkwasser ausgehen, wurden erst nach den verheerenden Cholera- und Typhusepidemien entdeckt.

Die Einführung der Wasserversorgung und die Installation von leistungsfähigen Kanalisationssystemen waren die zentralen Komponenten bei der Entwicklung urbaner Infrastrukturen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, zu denen außerdem die Gasversorgung, ausgebaute Straßennetze und öffentliche Verkehrsmittel, eine regelmäßige Abfallbeseitigung und andere kommunale Einrichtungen gehörten. Die verschiedenen Netzwerke wurden zunächst oft unabhängig voneinander geplant und gebaut, in der Anfangsphase meist von privaten Unternehmern. Erst als die Kommunen die Projektierung und Instandhaltung selbst übernahmen, entstanden dann die großen städte-technischen Systeme, die oft gleichzeitig errichtet und funktional verbunden wurden.²

Verglichen mit anderen Ver- und Entsorgungssystemen waren die Kanalisationsbauten aufwendige Projekte. Ganze Straßenzüge mussten dafür geöffnet werden, und jedes einzelne Haus benötigte einen eigenen Anschluss. Neben den erheblichen Baukosten, die das kommunale Budget belasteten, waren außerdem in den angeschlossenen Häusern regelmäßige Gebühren fällig, die von den Eigentümern an die Mieter weitergegeben wurden.

Doch nach Fertigstellung der Arbeiten war trotz der hohen Investitionen auf der 'Oberfläche' nur noch wenig zu sehen³ – im Unterschied zur Gas- oder Stromversorgung, durch die die Wohnungen und die Straßen beleuchtet werden konnten, oder auch zur Wasserversorgung, die mit Armaturen und Waschbecken Einzug in die Wohnungen hielt und einen ganz neuen Raumtyp – das Badezimmer – schuf.

Die deutlichste Veränderung bei der Einführung der Kanalisation war die Verbesserung der Stadtluft. Doch Geruchserinnerungen sind flüchtig und individuell, d.h. die positive Transformation und vor allem ihre Kosten waren entsprechend schwerer zu vermitteln.

Die einzigen visuellen Zeichen, mit denen die Kanalisation im öffentlichen Raum erkennbar gemacht werden konnte, waren die Pissoirs und Bedürfnisanstalten. Mit ihnen wurde die Verbindung zwischen Straßenraum und unterirdischem Abwassernetz geschaffen, sie repräsentierten den finanziellen und technischen Aufwand, der mit öffentlichen Mitteln betrieben worden war, und indem sie die unsichtbaren Projekte verdinglichten, halfen sie auch, sie zu rechtfertigen.

Die neuen Gebäude, die anfangs groß und prächtig ausgestattet waren, symbolisierten Fortschritt und Wohlstand. Im Roman „*Clochemerle*“ wird dies fiktiv am Beispiel eines französischen Dorfes beschrieben, wo man die Errichtung eines gusseisernen Pissoirs aus politischem Kalkül initiiert. Der Bürgermeister will damit die „*Überlegenheit einer fortschrittlich gesinnten Gemeindeverwaltung*“⁴, die den Anschluss an die neue Zeit schafft, demonstrieren. Man erbaut das Häuschen, auch dies ist bezeichnend, gegenüber der Kirche⁵, nahe der Dorfschänke, in der es keine Toilette gibt. „*Als es noch keine Bedürfnisanstalt gab, machten alle Männer ihr Geschäft im Freien ab. Jetzt tun es wenigstens die meisten in der Anstalt. Das ist immerhin ein Fortschritt.*“⁶ Viele kommen sogar eigens zum Kirchplatz, um die neue Einrichtung zu benutzen.

Das war ein weiterer Aspekt der öffentlichen Bedürfnisanstalten: Sie symbolisierten nicht nur die Errungenschaften der Stadthygiene, sondern sie waren für viele auch die erste Möglichkeit, die neuen Sanitärinstallationen kennenzulernen und selbst zu benutzen.

Fortschritt symbolisierte auch die Bauweise vieler Pissoirs und Bedürfnisanstalten. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war die Bautechnik für Eisen- bzw. Stahlkonstruktionen von der handwerklichen Herstellung zur industriellen Produktion weitergebracht worden⁷ – und deren Möglichkeiten wurden unter anderem mit dem Bau des Kristallpalasts für die Londoner Weltausstellung 1851 gezeigt. Im selben Jahr entwickelte Jacob Mayer in Bochum den Stahlformguss.

Über das neue Material fanden auch andere neue urbane Funktionen ihre Form: Außer Pissoirs wurden Passagen, Markthallen, Bahnhöfe, Stadtbahnbauten und -eingänge, Straßenbeleuchtungen, Litfaßsäulen und weitere Stadtmöbel mit der modernen Technologie hergestellt. Die verhältnismäßig schnelle Montage der Bauten aus gusseisernen Fertigteilen war zweifellos gerade bei den öffentlichen Bedürfnisanstalten ein wichtiger Aspekt. Sie konnten nicht nur schnell aufgestellt, sondern auch relativ problemlos wieder demontiert werden, falls sich Anwohner beschwerten oder die Häuschen aus anderen Gründen umgesetzt werden mussten.

In einigen Städten entstanden bald eigenständige Bauformen, wie zum Beispiel die Berliner Urinalanlagen, die „*Café Achteck*“ genannt wurden, oder die Pariser „*Vespasiennes*“ (s.S. 97 f.). Die Gestaltung dieser Bauten war dann im Vergleich zu den ersten Einrichtungen oft großzügiger und ausformulierter, und auch bei den verwendeten Bautechniken ist eine größere Sicherheit zu bemerken. Damit stimmen die gusseisernen Pissoirs und öffentlichen Toiletten mit dem Typus der transitorischen Bauten überein, wie sie Walter Benjamin beschrieben hat: „*Die ersten Eisenbauten dienten transitorischen Zwecken: Markthallen, Bahnhöfe, Austellungen. Das Eisen verbindet sich also sofort mit funktionalen Elementen im Wirtschaftsleben. Aber was damals funktional und transitorisch war, beginnt heute in verändertem Tempo formal und stabil zu wirken.*“⁸

Technologietransfer

Die entscheidenden technologischen Grundlagen, die den Kanalisationsbau überhaupt ermöglichten, schufen englische Ingenieure im 18. und 19. Jahrhundert. Mit Dampfmaschinen konnten Pumpwerke betrieben und durch die Entwicklung des Verfahrens zur Herstellung gusseiserner Rohre die bisherigen Leitungen und Schächte aus Ton, Holz oder Blei ersetzt werden. Die Weiterentwicklung der Eisenwalztechnik zu Beginn des 19. Jahrhunderts ermöglichte die Herstellung von geschweißten Eisenrohren, die im Vergleich zu gusseisernen Rohren leichter und belastbarer sind und gebogen werden können. Die neuen Technologien wurden in England zuerst für die Wasserversorgung eingesetzt. In London förderten ab 1810 Dampfmaschinen das Wasser für die Rohrnetze, wenig später wurden industriell gefertigte Rohre für die Hauptwasserleitungen eingesetzt. Bald darauf, ab 1840, wurden die ersten Druckwasserleitungen verlegt.⁹

Außerdem fand ein extensiver Technologietransfer vor allem zum europäischen Festland statt: in Deutschland zum Beispiel übernahmen in Hamburg und München englische Ingenieure die vollständige Planung der Kanalisation, in Frankfurt und zahlreichen anderen Städten wurden sie als Berater hinzugezogen.

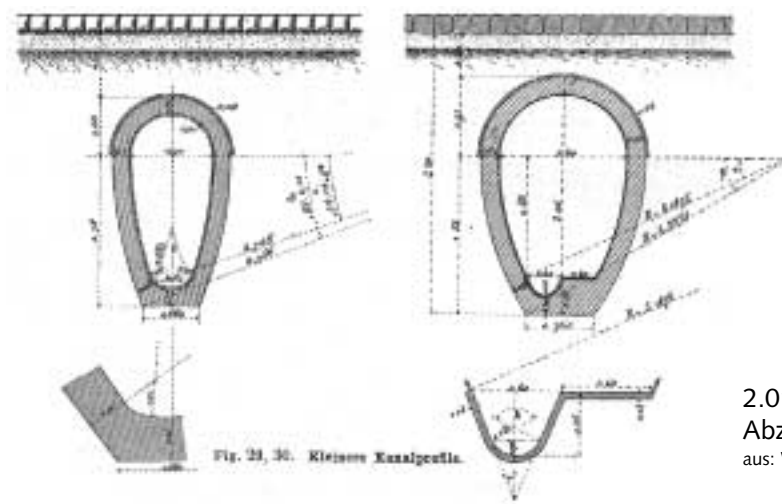
London, die Hauptstadt der britischen Industrienation und Zentrale eines riesigen Kolonialreichs, nahm zu Beginn der Einführung der Städtetechnik eine vorrangige Position ein. Seine urbane Entwicklung war allerdings zuerst von zwei Ereignissen im 17. Jahrhundert entscheidend geprägt worden: Nach der schweren Pestepidemie von 1665 zerstörte im darauffolgenden Jahr ein Feuer das mittelalterliche London. In den folgenden Jahrzehnten musste die Stadt wiederaufgebaut werden, und so kam es, dass die ersten urbanen Umstrukturierungen bereits Ende des 17. Jahrhunderts stattfanden – eine Aufgabe, die in anderen Großstädten erst mit den Wachstumsphasen des Industriezeitalters angegangen wurde. Londons Einwohnerzahl überschritt Ende des 18. Jahrhunderts die Millionengrenze, 1850 lebten 2,6 Mio. und 1880 fast 4,8 Mio. Menschen in der Stadt. Im Vergleich dazu blieb Paris jeweils ungefähr bei der Hälfte der Einwohnerzahlen.¹⁰

Diese gewaltigen Wachstumsschritte verlangten eine Regulierung der hygienischen Bedingungen. London besaß schon Kanalanlagen, aber die Abwässer wurden innerhalb des Stadtgebiets in die Themse geleitet. 1849 begann die „*Metropolitan Commission of Sewers*“ mit der Planung für eine modernisierte Stadtentwässerung¹¹, die allerdings aufgrund interner Kontroversen nur schleppend vorankam. Schließlich wurde der 1856 eingereichte Vorschlag umgesetzt, die Abwässer durch große Abfangkanäle beidseitig stromabwärts zu führen und dann 30 km unterhalb von London in den Fluss einzuleiten.¹² Die Unzulänglichkeiten dieser Methode, verstärkt durch die Abhängigkeit der Themse vom Tidenhub des Ärmelkanals, wurden bald nach Inbetriebnahme der Anlagen 1865 offensichtlich, und um die weitere Verschmutzung des Themsewassers zu verhindern, wurden nachträglich zwei Fällungsbecken für die Wasserklämung gebaut.¹³ Ein Grund für die Planungsfehler war sicherlich, dass London auf keine Vorbilder zurückgreifen konnte. Trotzdem war die Stadt stets auf der Reiseliste der europäischen Kommissionen, die sich über die Anwendung der unterschiedlichen Kanalisationsarten informieren wollten.¹⁴

Noch eine Neuerung, die aus England kam, war die bautechnische Veränderung der Abzugs-kanäle. Der Londoner Ingenieur John Roe ersetzte die bis dahin üblichen flachsohligen Profile durch eiförmige. (Abb. 2.01) Dadurch wurde eine höhere Fließgeschwindigkeit erreicht, bei der weniger Ablagerungen entstehen. Außerdem sind bei dieser Bauweise die Wände widerstandsfähiger gegen Druckkräfte, so dass die Dimensionierung des Kanalsystems verringert werden kann und dadurch auch die Baukosten sinken.

John Roe entwickelte außerdem eine verbesserte Methode, zwei Abzugskanäle zusammenzuführen. Er stellte fest, dass statt der bis dahin verwendeten rechtwinkligen Verbindungen eine kurvenförmige gekrümmte die Fließgeschwindigkeit ebenfalls beschleunigt.¹⁵

Beide Bauprinzipien wurden beim Londoner Kanalisationsbau erstmalig verwendet und setzten sich bald als allgemeiner Baustandard durch.



2.01
Abzugskanäle mit eiförmigen Profilen
aus: Weyl, Fig. 29 u. 30

private Toiletten und die öffentlichen Systeme – z.B. in London und Paris

Wasser war erst ab dem 18. Jahrhundert zunehmend wieder für die Körperreinigung verwendet worden, zuvor hatte man den Körper lieber mit Tüchern abgerieben, ihn gepudert oder parfümiert. Diese 'trockenen' Methoden wurden gegenüber dem Waschen bevorzugt, weil man Wasser für ein potentielles Übertragungsmedium für Ansteckungskrankheiten hielt. (s.a. S. 150 f.) Auch in anderen Lebensbereichen bedeutete Reinigung noch bis ins 19. Jahrhundert eher Entwässern als Waschen.¹

Hinzu kam, dass nun Bewegung allgemein als gesundheitsfördernd angesehen wurde, eine Überzeugung, die sich ebenfalls nicht nur auf den Körper, sondern auch auf feste Stoffe, Luft und Wasser bezog,² und so wurde die Stagnation der gefüllten Jauchegruben unter den Häusern, die stehenden Pfützen und Pfuhe in den Höfen und auf den Straßen bald suspekt.

Diese Vorstellungen unterstützten, dass bei der Wahl für die Methoden der Hygienisierung von Häusern und Städten der schnelle Abtransport der menschlichen Ausscheidungen von großer Bedeutung war.

Da mit der Verwendung von Wasserklosetts immer mehr Spülmengen anfielen, konnten die abgeleiteten Exkremente ohnehin bald nicht mehr in den Senkgruben gesammelt werden, die für die nun vermehrte Aufnahme von Stoffen bald zu klein waren. Außerdem behinderte die Verdünnung der Fäkalien ihre Kompostierung, und stattdessen setzten stinkende Gärungsprozesse ein. Es reichte also nicht mehr, die Fäkalien nur aus den Wohnungen und Häusern abzuleiten, sondern Jauche und Abwässer mussten ganz aus den Wohnbezirken verschwinden.

Obwohl alternative Konzepte zum WC und der Kanalisation entwickelt wurden – beispielsweise das Lönholdtsche Patent-Feuerklosett³, mit dem die Exkremente verbrannt wurden, verschiedene Erd- bzw. Trockenklosetts⁴ oder auch chemische Behandlungsmethoden⁵ – setzte sich dann schließlich mit der Schwemmkalisation und den WCs ein im Grunde paradoxes System durch: die Städte wurden mit einem auf Wasser basierenden Verfahren trockengelegt.

In London war von Anfang an auf die Schwemmkalisation im Mischsystem gesetzt worden⁶, bei dem Schmutzwasser und Regen gemeinsam abgeführt werden. Dabei ist die Bemessung der Rohre und Kanäle vor allem abhängig vom zu erwartenden Regenwasseranteil, denn während Niederschlägen muss ein Vielfaches des Abwassers, das bei trockenem Wetter anfällt, weggeleitet werden. Trotz der höheren Baukosten hielt man die Mischkanalisation auch wegen der erheblichen Spülmengen, die beim Betrieb der englischen Wasserklosetts notwendig waren, für besser geeignet als die Trennsysteme. Mit der Schwemmkalisation wurde auch auf die Weiterverwertung der Fäkalien als Dünger verzichtet.

Im Unterschied zu London waren in Paris noch gegen Ende des 19. Jahrhunderts eine Vielzahl von unterschiedlichen Entsorgungssystemen in Betrieb. Schon seit dem 13. Jahrhundert hatte außerhalb des Stadtgebiets in Montfaucon⁷ eine große Deponie existiert, zu der die Grubeninhalte aus ganz

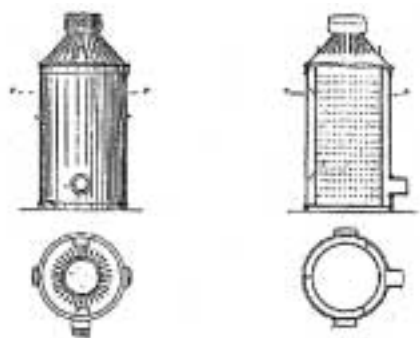


Fig. 1 Tinette filtrante.
Ansicht und Querschnitt.

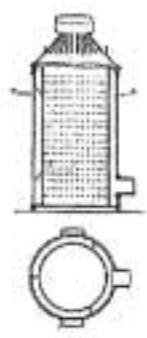


Fig. 2 Tinette filtrante.
Innerer Zylinder und Querschnitt
durch den Ausfluß.

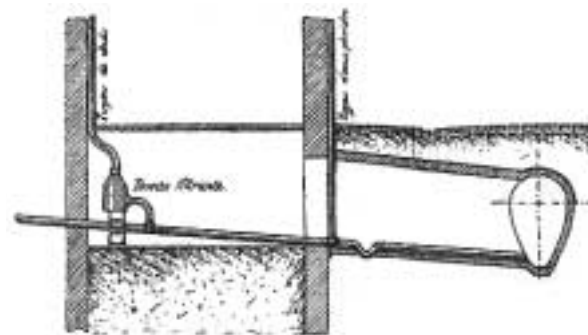


Fig. 3 Entwässerung der Tinette filtrante in die Kanäle.

2.02

Tinette filtrante – Tonnen und Entwässerung in die Kanäle.

aus: Weyl, Fig. 1 - 3



2.03

Düngerschweinchen

aus: Colors Nr. 9, 1994/95

Paris mit Wagen transportiert wurden. Die Bauern der Umgebung wurden angehalten, die Fäkalien abzuholen und als Dünger auf ihre Felder zu bringen. Aber eine Kompostierung im großen Stil, um Dünger für die Landwirtschaft herzustellen, wurde erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts begonnen. Als Montfaucon für das schnell wachsende Paris schließlich nicht mehr genügte, wurde 1826 ein Kanal gebaut, über den die Fäkalien unterhalb von Paris bei St. Denis in die Seine gelangten. Doch die Beschwerden über den Gestank häuften sich erneut, und so wurde 1835 eine Kommission der Stadtverwaltung gebildet, um über das Pariser Abfuhrsystem zu beraten: Sie sprach sich gegen eine Fortführung der Deponie und für die Einführung eines neuen Tonnensystems für das Sammeln der Fäkalien in den Häusern aus. Mit den sog. „*Diviseurs*“ sollten die bisher üblichen einfachen Tonnen ersetzt werden. Sie enthielten Siebe, mit denen die festen von den flüssigen Stoffen getrennt werden konnten. Die zurückgehaltenen Fäkalien sollten zu Dünger verarbeitet, die Flüssigstoffe in die Abwasserkanäle und dann wie bisher in die Seine geleitet werden. Doch trotz der Empfehlung der Kommission wurde das aufwendige System letztendlich nicht umgesetzt.

Erst 1867 wurde mit den „*Tinettes filtrante*“⁸ (Abb. 2.02) ein weiterentwickeltes Trennsystem, immer noch in Verbindung mit mobilen Tonnen, eingeführt. Sie wirkten als Filter zwischen den Toilettenfallrohren und der Kanalisation: Die festen Stoffe hielt eine zwischengeschaltete Tonne mit siebartigem Einsatz zurück, die übrigen Flüssigkeiten wurden durch ein Abflussrohr in die Abwasserkanäle geleitet. Die Feststoffe, die sich in den *Tinettes* ansammelten, wurden herausgenommen und konnten zu Dünger weiterverarbeitet werden. Dieses System wurde bis 1894 in knapp einem Drittel der Pariser Häuser⁹ installiert, obwohl es nicht besonders komfortabel war. Die Siebe verstopften leicht und führten häufig zu Überfließungen. Außerdem waren die Tonnen verhältnismäßig klein, damit sie noch von zwei Personen getragen werden konnten.

Die *Tinettes filtrante* bildeten nicht nur den Übergang von den autarken Gruben- und Tonnensystemen zur ersten Anbindung der Toiletten an die Kanalisation, sondern sie markierten gleichzeitig eine Änderung im Umgang mit Fäkalien. Zuvor waren die Pariser Exkremente entweder in die Seine geleitet oder lediglich aus der Stadt geschafft worden, wo sie zu einem geringen Teil als Dünger verwendet wurden. Doch ab dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts ging man dazu über, die Eliminierung der Fäkalien aus der Stadt auch unter ökonomischen Aspekten zu betrachten.¹⁰ Es brach sogar eine regelrechte Goldgräberstimmung aus: Unternehmer pachteten Grundstücke in der näheren Umgebung von Paris und verarbeiteten dort die Exkremente, die sie aus der Stadt geholt hatten, gewinnbringend weiter. So kam es, dass in dieser Zeit nur noch ein Drittel der Fäkalien auf den städtischen Sammelplätzen landeten. Der Hauptanteil wurde nun von Privatunternehmern bei den Häusern direkt abgeholt und auf Wagen, mit Schiffen oder per Eisenbahn zu den Abladeplätzen verbracht, um nach der Kompostierung an landwirtschaftliche Betriebe verkauft zu werden. Alternativ wurden die Exkremente in sog. „*Poudrette-Fabriken*“ zu Trockenstreudünger weiterverarbeitet.¹¹ Produkte aus Fäkalien werden auch heutzutage noch hergestellt: Das schlafende Schweinchen (Abb. 2.03) aus Kuhmist wird in den Garten gelegt, wo es sich bei Regen langsam auflöst und die umgebende Erde düngt, und in Japan werden Ziegelsteine aus dehydriertem Klärschlamm hergestellt als alternative Restmüllverarbeitung für Großstädte wie zum Beispiel Tokyo mit seinen 21 Mio. Einwohnern, um so die anfallenden Mengen von Klärschlamm zu bewältigen.¹²

Die Pariser Abfuhrunternehmer waren eine gut organisierte Lobby, die zu ihrem eigenen Erhalt alles versuchten, um den Anschluss der Toiletten an die Kanalisation zu verhindern. Auch die Hausbesitzer waren sehr zögerlich bei der Neuinstallation von Wasserklosetts, solange die Fäkalien nicht direkt in die Abwasserkanäle geleitet werden durften, denn das Spülwasser füllte die Senkgruben schneller und verursachte damit zusätzliche Kosten.

Obwohl im Rahmen der *Transformation de Paris* wenigstens die Trinkwasserversorgung ab 1854 ausgebaut wurde¹³, war bis 1870, als Haussmann zurücktrat, die „System-Frage“ für die Hausentwässerung immer noch nicht entschieden.

Es waren vier Hauptmethoden – Gruben, Eimerklosetts, *Tinettes filtrantes* und *Waterclosets* mit Anschluss an die Kanalisation (*écoulement directe*) – und einige andere Systeme (z.B. Waring, Berlier, Mouras etc.¹⁴) zur Beseitigung von Exkrementen in Verwendung, zwischen denen gewählt werden konnte.

Erst 1884 verabschiedete die Kommunalverwaltung ein Gesetz, nach dem aus allen neuen Häusern, in denen Toiletten mit Wasserspülung installiert wurden, die Fäkalien durch einen Hausanschluss („*branchement particulier*“¹⁵) der Kanalisation zugeleitet werden mussten. Ältere Gebäude, die noch Senkgruben hatten oder über das Tonnensystem entsorgt wurden, mussten innerhalb von drei Jahren ebenfalls mit eigenen *branchements particuliers* ausgestattet werden. Bei Gesetzeserlass waren nur in 11.000 von insgesamt 70.000 Häusern die Klosetts an die Kanalisation angeschlossen.

Außerdem wurde festgelegt, dass die Stadt von den an die Kanalisation angeschlossenen Häusern Abgaben erheben durfte, deren Höhe vom Mietzins abhängig war und zwischen 0,7 und 2 Prozent schwankte.

Mit dieser Bestimmung griff die städtische Verwaltung als endgültige Instanz in Prozesse ein, bei denen die Hausbesitzer zuvor noch selbst entscheiden konnten. Nun wurde per Gesetz angeordnet, auf welche Weise mit Körperausscheidungen umgegangen wird.¹⁶ Die Veränderung war sogar noch weitreichender, denn anstatt die Exkremente sammeln und anschließend verkaufen zu können, entstanden stattdessen Kosten in „*Gestalt kommunaler Gebühren, einer Sonderform der Steuer*“¹⁷.

Pissoirs – die ersten Bedürfnisanstalten

Voraussetzung für die Einführung öffentlicher Urinal- und Toilettenanlagen war, abgesehen von den dafür notwendigen technischen Grundlagen, vor allem der Ausbau des öffentlichen Raums. Erst nachdem die Straßen größtenteils gepflastert waren und regelmäßig gesäubert wurden, war die Errichtung von *Pissoirs* und Bedürfnisanstalten eine der letzten Maßnahmen, die öffentlichen Räume zu reinigen.

Bis dahin war auch die Differenzierung in private und öffentliche Toiletten nicht üblich gewesen, denn die Abtritte der Aborthäuser, die im Hof oder hinter dem Haus direkt über der Senkgrube standen, wurden gemeinschaftlich genutzt. Erst mit dem Prozess des 'Einhausens', der durch die Kanalisation möglich geworden war und bei dem die Toiletten zunächst in den Treppenhäusern und schließlich in den einzelnen Wohnungen installiert wurden, entstand auch die individualisierte private Nutzung. (s.a. S. 63 ff.)

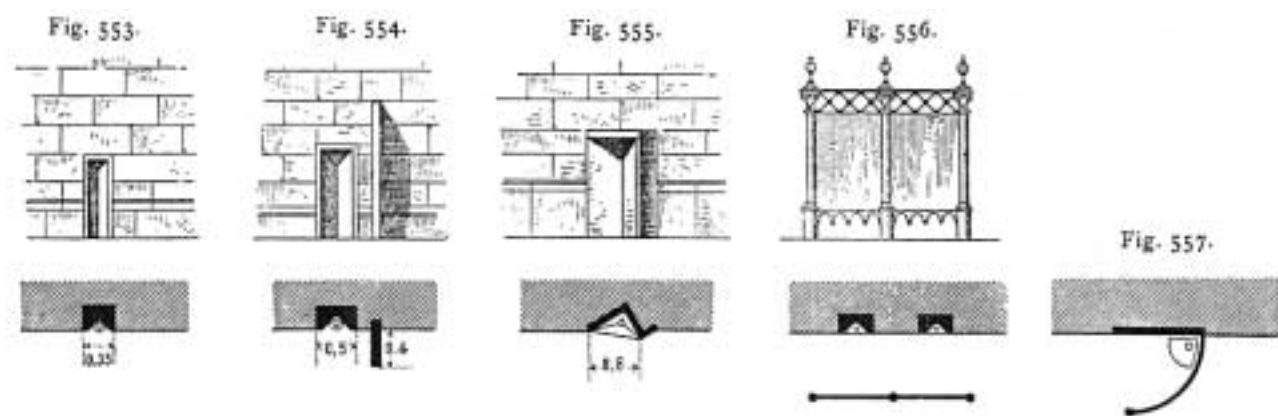
Die Intimisierung der Körperausscheidung bezog sich nicht nur auf den häuslichen Bereich, sondern gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde vor allem das Urinieren im öffentlichen Raum zunehmend als störend empfunden.¹ Die Abneigung dagegen bezog sich weniger auf die Verschmutzung oder die daraus resultierende Geruchsbelästigung, sondern auf den Anblick der körperlichen Handlungen. Die Ausscheidungsprozesse wurden immer mehr mit Scham und Peinlichkeitsgefühlen verbunden². Ein wichtiger Grund dafür war, dass der Körper dabei teilweise entkleidet werden muss, und selbst wenn durch Abwenden keine entblößten Körperteile zu sehen waren, so wurde nun der gesamte Bewegungsablauf als anstößiges Zeichen für eine tabuisierte Handlung wahrgenommen.

Während im privaten häuslichen Bereich die Intimisierung geschlechterübergreifend stattfand, war das öffentliche Verhalten bei Männern und Frauen unterschiedlich:

Es existieren keine Berichte darüber, dass Frauen durch Urinieren in der Öffentlichkeit auffällig geworden sind. Mit etwas Geschick war es ihnen zwar möglich, die Miktion mit ihrer Bekleidung zu kaschieren, denn mit langem Rock und darunter mit geschlitztem Höschen bekleidet oder auch ganz ohne Unterhose, wie es bis in die 1910er Jahre üblich war, konnten sie dabei aufrecht stehen, ohne ihre Wäsche nass zu machen³, d.h. ihre Körperhaltung hätte nicht auf die anstößige Handlung hingedeutet.

Doch die meisten Frauen reagierten auf das Tabu mit körperlicher Kontrolle und unterdrückten eher den Harndrang, als in der Öffentlichkeit zu urinieren. Nach der damaligen Etikette ging man davon aus, dass eine 'anständige' Frau durch die vollkommene Beherrschung ihrer physiologischen Bedürfnisse beweist, allen körperlichen Regungen – vor allem den sexuellen – widerstehen zu können. Die Einflussnahme auf den eigenen Körper, die Möglichkeit, ihn zu dominieren und zu modellieren, war eines der wenigen weiblichen Machtfelder.

Die Berichte und vor allem auch Beschwerden über urinierende Männer waren dagegen zahlreich. Deshalb begann man, Hinweise an Häuserwänden, in Durchgängen und blickgeschützten Zonen anzubringen, die das Urinieren untersagten. Doch weil das Verbot dieser Handlung, die bislang noch alltäglich gewesen und gebilligt worden war, nur mäßige Erfolge zeigte, wurden schließlich



2.04

öffentliche Pissoirs

aus: Handbuch der Architektur (HdA), 4. T., 9. Halbbd.: Der Städtebau, 1890, S. 329, Fig. 553-557

besondere Orte dafür geschaffen. Die ersten sanitären Installationen im Straßenraum waren also Pissoirs, die den männlichen Passanten vorbehalten waren.

Die körperlichen Bedürfnisse der weiblichen Passanten wurden noch über einen relativ langen Zeitraum vernachlässigt. Bis zur Einrichtung der sog. „Vollanstalten“, in denen dann auch Toiletten und Abteilungen für Frauen vorhanden waren, mussten sie ihren Körper entsprechend kontrollieren.

Allmählich setzen sich in den Straßen erste „Pissecken“ fest. Sie erinnern an Flechten, die eine karge steinige Umgebung zuerst besiedeln. Im Architekturhandbuch von 1890 wird dies folgendermaßen beschrieben:

„Ein zum Urinieren »einladender« und deshalb unbefugter Weise benutzter Mauer- oder Gebäudewinkel wird durch Anbringen zweier Marmorplatten und eines Ablaufes zum erlaubten öffentlichen Bedürfnisort gemacht. Eine in Italien sowohl an der Straße, als auch in den Höfen von Gasthäusern und öffentlichen Gebäuden verbreitete Einrichtung zeigt Fig. 553; sie besteht nur aus einem eingekerbten, in der Mauer eingelassenen Marmorblock mit einer Abflußöffnung am Fuße desselben. Vervollkommnungen weisen die Einrichtungen nach Fig. 554 mit 30 bis 40 cm breiter seitlicher Schutzwand, Fig. 555 für schräge und deshalb geschütztere Stellung des Benutzers, so wie Fig. 556 mit schützender Wand für einen oder zwei Stände und Fig. 557 mit gebogenem Schutzschild auf.“⁴ (Abb. 2.04)

Eine Situation im städtischen Raum wird also durch einen kleinen Eingriff für das männliche Urinieren legitimiert und festgeschrieben. Das Pissoir wächst langsam aus der Wand heraus. Später dann wird es sich von der Wand ablösen und als freistehendes Bauwerk existieren.

In Paris wurden bereits um 1840, während Rambuteaus Amtszeit (1833 - 1848), die ersten sog. „Vespasiennes“⁵ aufgestellt, zunächst insgesamt 28 Stück⁶. Das war für eine Stadt mit knapp einer Million Einwohnern gewiss nicht ausreichend, doch verglichen mit anderen Städten bei der Ersteinführung von öffentlichen Pissoirs eine ungewöhnlich hohe Zahl.⁷

Anfangs waren es freistehende offene Säulen, auch „colonne Rambuteau“ genannt, später wurden dann mehrständige Anlagen ohne Dach installiert, die oft von halbhohen Sichtblenden umgeben waren, die ungefähr auf Augenhöhe endeten. Durch sie wurde der Benutzer nicht ganz vom Straßengeschehen getrennt, sondern konnte beobachtend teilnehmen oder sich über die Wand hinweg unterhalten.

Als Teil der umfassenden Umgestaltungsmaßnahmen der „Transformation de Paris“ während Haussmanns Präfektur ab 1853 wurde schließlich eine große Anzahl von Vespasiennes in den Straßen installiert. Im Unterschied zu den Pariser Privathaushalten, bei denen die Einführung der Schwemmkanalisation nur schleppend verlief⁸, wurde die Hygienisierung und Desodorierung des öffentlichen Raums nun vorangetrieben. Mit den neuen breiten Straßenzügen wurde die Stadt sukzessive mit öffentlichen Urinalanlagen ausgestattet, und Paris entwickelte sich zu einer Art ‘Hauptstadt der Pissoirs’. Eine dieser Einrichtungen zu benutzen, hieß bald, „nach der Mode von Paris zu pissen“⁹.



2.05
Urinoir à trois stalles, Paris,
chaussée du Maine, ~ 1865-75
Aufn.: Charles Marville, Musée Carnavalet Paris,
Photothèque des musées de la Ville de Paris

bouche d'égout



2.06 a + b
Hydranten
Aufn.: Bettina Möllring,
Paris 2000



2.07
Vespasienne, rue de Rennes, o.J.
Aufn.: Charles Marville, aus: Thézy, S. 251



Zweifändiges
Strafsen-Pissoir zu Paris.

2.08
Zeichnung und Grundriss
aus: HdA, 4. T., 9. Halbbd.: Der Städtebau, 1890, S. 331, Fig. 575

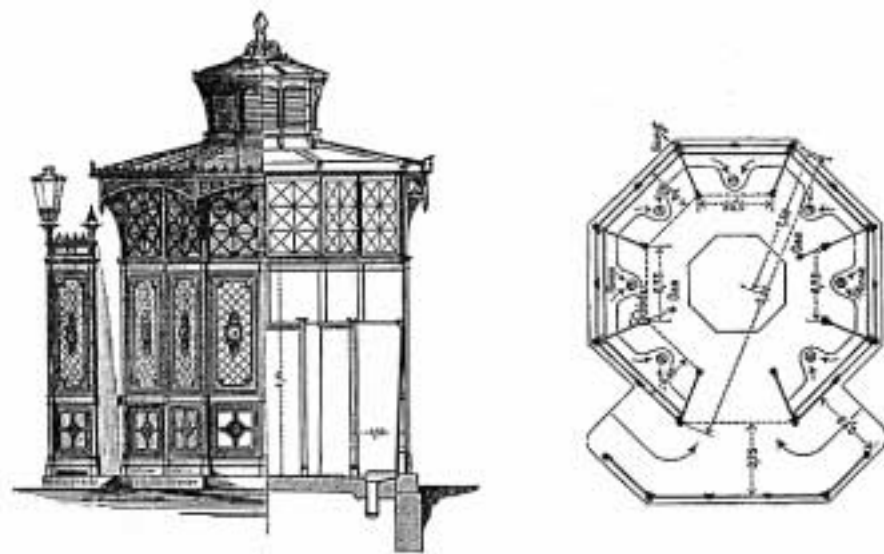
Charles Marville (1816 - 1878), der die Stadt fotografisch dokumentierte, nahm mindestens fünf-zehn verschiedene Bautypen auf. ¹⁰ Die meisten davon standen gut sichtbar entweder auf Plätzen oder am Gehwegrand, nur eine Anlage in den *Jardins des Champs-Élysées* ist ein wenig durch eine Hecke versteckt. ¹¹

Ein in Paris häufig verwendetes Pissoir war ein gusseisernes Bauelement mit drei Ständen. Das „*Urinoir à trois stalles*“ (Abb. 2.05) zeigt geradezu prototypisch die Einbindung in das urbane System: Die Urinalwand dient als Träger für eine Straßenleuchte, die mit Gaslicht betrieben wird. Dabei wurde nicht versucht, die Leuchte formal einzugliedern, sondern es handelt sich eindeutig um zwei Einzelelemente. Die Verbindung von Bedürfnisanstalten mit der Straßenbeleuchtung war sehr gebräuchlich und ist der Verwendung von Gusseisen (s.S. 90) ähnlich – in beiden Fällen wurde eine neue Technologie miteinbezogen, die die Fortschrittlichkeit der Einrichtung zusätzlich betonte. An der gesamten Ecksituation, in der sich das *Urinoir à trois stalles* befindet, sind noch weitere städtebauliche Maßnahmen erkennbar: Die Straße wurde gepflastert und in einen Fußgänger- und Fahrbereich unterteilt, außerdem wurden Bäume gepflanzt, die mit ebenerdigen Baumgittern in den Gehweg integriert waren. Weniger offensichtlich ist der Einlass zur Kanalisation am Bordstein vor dem Urinalstand. Diese „*bouches d'égout*“ ¹² werden in Paris, übrigens bis heute, nicht nur für die Aufnahme von Regenwasser sondern auch zur Straßenreinigung verwendet. Über spezielle Hydranten (Abb. 2.06 a + b), die ebenfalls in die Gehwegkante eingefügt sind, werden die Rinnsteine geflutet, so dass Dreck und Abfall mit dem Wasser fortgeschwemmt werden. Meistens werden größere Reste, die liegengeblieben sind, von Straßenfegern vollends in die Abflussöffnungen gefegt. ¹³

Außer den *Urinoirs à trois stalles*, die häufig auch in zweiseitiger Formation als sechsständige Anlagen aufgestellt wurden, war vor allem gegen Ende des 19. Jahrhunderts eine andere Variante weit verbreitet. Die zweiständigen Pissoirs mit Schwingtüren (Abb. 2.07 u. 2.08) waren ebenfalls mit einer Straßenlaterne versehen, die auf einem kubusförmigen Dachaufsatz saß, dessen Seiten für Werbezwecke genutzt werden konnten.

Im Handbuch der Architektur von 1890 wird dieser Bautyp bereits als für Deutschland ungeeignet beschrieben, da er „so eingerichtet ist, daß der Benutzer die Tür seines Standes öffnet und schließt, selbst aber mit den Füßen und von den gegenüber liegenden Häusern aus auch mit dem Kopfe sichtbar bleibt. Alle diese unverdeckten oder halbverdeckten Pissoirs sind nach unserem Schicklichkeitsgefühl für öffentliche Straßen und Plätze ungeeignet; nur für Parks und Promenaden, wo die Benutzer nicht von oben gesehen werden, sind sie zu empfehlen.“ ¹⁴

Allmählich entwickelte sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts auch in Deutschland eine eigene Bauart für Pissoirs: anstatt in eine bereits vorhandene Wand eingegliedert zu werden oder aus einer Wand mit Abflussrinne und umgebender Schamwand zu bestehen, werden die Bauten ausformuliert. Sie bekommen ein Dach, um zu verhindern, dass von den Häusern aus Einblick genommen werden kann. Die Außenwände sind nun weitgehend geschlossen, müssen aber, damit der Geruch innen nicht zu stark wird, die Belüftung durch Gitter oder Schlitze ermöglichen.



2.09

Berliner Pissoir – „Café Achteck“

aus: Berlin und seine Bauten, 1896, S. 44, Abb. 38 + 39

Die Innenwände werden in ihrer gesamten Breite als Pisswände genutzt, anfangs sind die Flächen mit Schiefer ausgekleidet. Vielbenutzte Pissoirs wurden, soweit ein Wasseranschluss vorhanden war, ständig gespült. Alternativ waren sogenannte Ölpissoirs in Verwendung, die durch spezielle Siphons und regelmäßiges Auftragen von Öl auf die Pisswände eine zu starke Geruchsentwicklung und Ablagerungen verhindern sollten.¹⁵

Die Berliner Pissoirs¹⁶ und auch viele der Vollanstalten waren aus Gusseisenteilen zusammengefügt. Die bekanntesten Häuschen, die als „Rotunden“ oder „Café Achteck“ (s.o.) bezeichnet wurden, waren mit jeweils zwei Straßenleuchten bestückt¹⁷, die auf der vorgesetzten Sichtschutzwand befestigt waren. (s. Abb. 2.09) Das Gaslicht, das innen unter der mittig aufgesetzten Dachlaterne angebracht war, sollte nicht nur den Raum beleuchten sondern auch die Ventilation unterstützen.¹⁸ Bei meiner Recherche 1999 auf Grundlage einer Standortliste der Berliner Stadtreinigung von 1993¹⁹ war die Bilanz, dass von den immerhin 19 Rotunden²⁰, die Krieg und Stadterneuerungen überstanden hatten und sechs Jahre zuvor auch größtenteils noch betrieben worden waren, mittlerweile die meisten entfernt oder geschlossen und notdürftig mit Bauzäunen abgesperrt worden waren. Nur zwei der bis heute nicht unter Denkmalschutz gestellten Pissoirs wurden renoviert.²¹

Im Unterschied zu Frankreich war es für die deutschen Stadtverwaltungen von Anfang an schwierig, die Errichtung von Pissoirs durchzusetzen. Häufig mussten sie, bald nachdem sie installiert worden waren, wieder abgebaut werden, wenn sich die Anwohner durch zahlreiche Beschwerden und Klagen erfolgreich durchgesetzt hatten. Deshalb wurden die Pissoirs in leichter Bauweise hergestellt, so dass sie einfacher wieder entfernt oder umgesetzt werden konnten. (s.a. S. 90)

Außerdem wurden die Bedürfnisanstalten immer häufiger aus dem Sichtfeld der Anwohner und Passanten genommen. Waren die ersten Einrichtungen noch oft an zentralen Orten wie beispielsweise auf dem Marktplatz oder im öffentlichen Straßenraum auch vor Privathäusern gebaut worden, so ging man später dazu über, sie in unmittelbarer Nähe von kommunalen Gebäuden zu installieren oder sie zu verstecken. Dabei waren zwei verschiedene Methoden üblich: Entweder sie wurden hybridisiert, also zum Beispiel mit anderen Straßmöbelen (Anschlagsäule, Standuhr usw.) oder anderen Funktionen (Kiosk, Wartehäuschen oder Trinkhalle) verbunden, um dem Gesamtensemble eine gesteigerte (und anständige) Nützlichkeit zu verleihen, oder sie wurden in Grünflächen verlagert beziehungsweise mit Sträuchern und Bäumen umgrünt.²²

Das Verbergen von Gegenständen, die mit körperlichen Handlungen verbunden sind, war im öffentlichen und im privaten Bereich üblich. Anfangs war nur darauf geachtet worden, dass die Menschen selbst nicht dabei beobachtet werden konnten. Doch mit der Zeit wurde es auch als unangenehm empfunden, die damit assoziierten Objekte zu sehen, denn die Dinge selbst wurden nun als Anzeichen für die intimisierten und tabuisierten Handlungen verstanden. In den Wohnungen wanderten die Toilettenräume deshalb in die weniger frequentierten Zonen, und die Objekte darin wurden so positioniert, dass sie nicht sofort beim Öffnen der Tür sichtbar wurden.²³

Mit diesen Veränderungsprozessen wurden auch die Bedürfnisanstalten an den Rand des öffentlichen Raums gerückt.

Durch die Pissoirs wurde das Urinal zu einem Sanitärobjekt, das dem öffentlichen Bereich zugeordnet wird. Im Handbuch der Architektur von 1883 empfahl der Autor noch die Installation von Toiletten und Urinalen in Privathaushalten „im Interesse der Reinlichkeit“²⁴. Elf Jahre später störte man sich im Handbuch der Hygiene bereits am Geruch, doch die Urinale werden weiterhin als Teil der privaten Einrichtung beschrieben: „Den geeignetsten Platz finden häusliche Pissoire in der unmittelbaren Nähe eines warmen Rohres ..., das den Geruch absaugt.“²⁵ In der Ausgabe des Architekturhandbuchs von 1908 blieb dann nur noch der Hinweis, dass „ein Abort ... nicht zugleich als Pissoirs benutzt werden“²⁶ sollte. Doch obwohl die Verwendung von Urinalen weniger nachdrücklich empfohlen wurde, waren immerhin noch die nachfolgenden 33 Seiten den Einzel- und Massenurinalen gewidmet, in denen auch die zu jener Zeit hergestellten Frauenurinale erwähnt sind (siehe dazu Kapitel über Frauenurinale). Wieder elf Jahre später waren schließlich „besondere Einläufe für Harn ... innerhalb der Wohnung nicht notwendig, wenn die Spülaborte als Pissoire zu benutzen sind“²⁷. Die Praxis, Toiletten als Urinale zu verwenden, entstand demnach in dem Zeitraum, während dem Toiletten zum allgemeinen Einrichtungsstandard wurden – und sie erhielt sich bis heute.

Außerdem werden mittlerweile fast nur noch die ursprünglich für den privaten Bereich gestalteten Urinalbecken, die für die Einzelinstallation vorgesehen sind, im öffentlichen Bereich eingesetzt. Die anfangs üblichen Pisswände und Rinnen, wie sie in der Abbildung des *Urinoir à trois stalles* und dem Grundriss des *Café Achteck* zu sehen sind, werden heute nur selten verwendet. Wie bei der Sitztoilette, die in öffentlichen Bedürfnisanstalten für Abteilungen der Frauen übernommen wurden, übertrug man also auch hier ein Objekt, das erst im Privaten 'zu Hause' war, in den öffentlichen Raum.

Mit Einführung der Vollanstalten waren die öffentlichen Pissoirs bald obsolet, sie wurden nun Teil der Ausstattung für die Abteilungen der Männer. In vielen der neuen hochtechnisierten Toiletten, die heute als Einzelcontainer im Straßenraum aufgestellt werden, wird sogar ganz auf Urinalbecken verzichtet. Stattdessen werden die Sitztoiletten jeweils nach Entriegeln der Tür vollständig gereinigt, damit sie auch nach einer Benutzung im Stehen wieder sauber sind.

Nur einmal noch feierte der 'klassische' Urinalstand eine Renaissance: 1994 wurde auf einer Fachmesse der freistehende Urinalstand „Kros“ präsentiert²⁸, der wie die ersten Pissoirs eine Art Mauerecken-Ersatz ist. (Abb. 2.10 - 2.12)

Der Grundriss ist kreuzförmig, so dass sich vier offene Nischen bilden, in deren innenliegenden Ecken jeweils ein Urinal eingelassen ist. Die Benutzer sind durch die Seitenwände sightgeschützt, nur ihr Rücken ist von außen zu sehen. Im unteren Teil des Containers können bis zu 500 l Urin gesammelt werden, die dann entweder von einem Tankwagen abgesaugt oder über einen Kanalanschluss entleert werden können.

Die Kros-Stände werden häufig in niederländischen Städten aufgestellt, nachdem das 'wilde Pinkeln' überhand nahm und mit Bußgeldern belegt wurde. Als flankierende Maßnahme stehen in vielen Innenstädten Verbotsschilder, auf denen ein Mäneken Pis auf weißem Grund von einem roten Kreis umrahmt ist, mit einer kleinen Hinweistafel darunter, die das Strafmaß von 100 Gulden (ca. 45 Euro) angibt.



2.12
Urinalstand

aus: Katalog, Fa. Thal, Wülfrath (D), 1994



2.10 und 2.11
Urinalstand „Kros“, An- und Aufsicht
aus: Katalog, Fa. Thal, Wülfrath (D), 1994

Nur schrittweise wurden Toiletten schließlich Teil der Standardausstattung von Bedürfnisanstalten, die auch Frauen die Benutzung dieser öffentlichen Einrichtungen ermöglichte. Die Diskussionen darüber, ob das überhaupt notwendig sei beziehungsweise wie die Bauten und deren Ausstattung zu gestalten wären, wurden ausschließlich von Männern in den Kommunalgremien und Stadtbauämtern geführt. Immer wieder wurden entsprechende Anträge abschlägig beraten¹, denn letztendlich war für sie, die männlichen Passanten, gesorgt und die zu bewilligenden Baukosten für Vollanstalten höher als die für einfache Pissoirs. Man verwies gerne auf die Unschicklichkeit solcher Anlagen, und dass sich die Damenwelt nur schwer entschlöße, „Aborte auf öffentlicher Straße zu besuchen“². Dieses Vorurteil konnte oft auch nicht durch Initiativen der Frauen selbst korrigiert werden.³ In vielen Städten wurden deshalb Bedürfnisanstalten mit Toiletten etwa 15 bis 20 Jahre nach den ersten öffentlichen Pissoirs errichtet.⁴

Bei den frühen Vollanstalten, in denen die Aborträume von zwei Seiten betreten werden konnten, wurden dieselben Klosetts von Frauen und Männern benutzt. (Abb. 2.13)

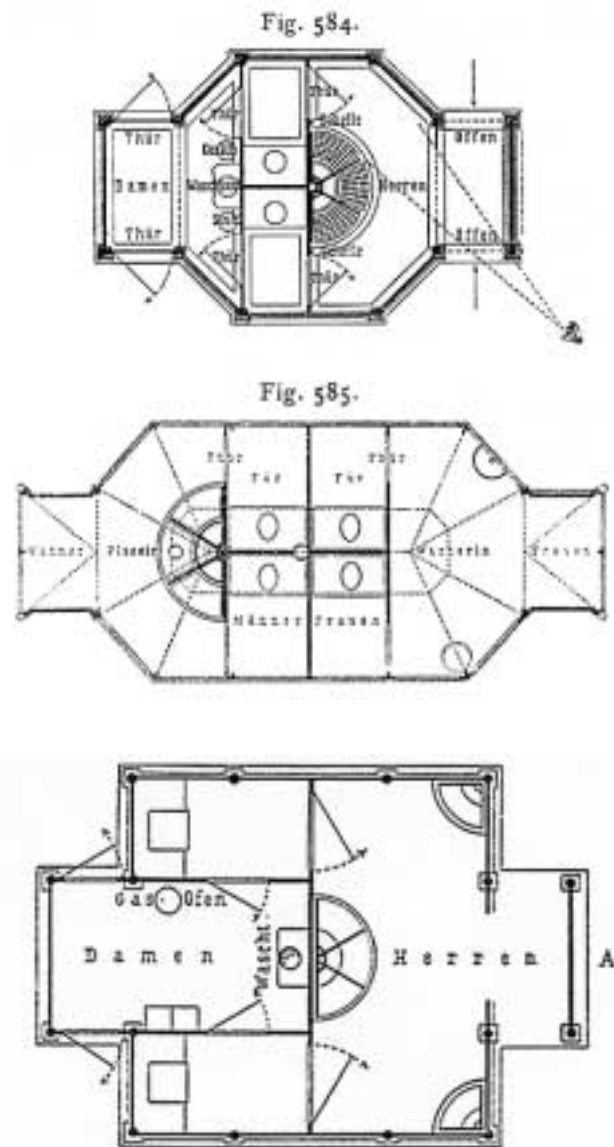
Doch schon bald wurde die Geschlechtertrennung konsequent eingehalten. Die Männerabteilungen waren mit Urinalen und Toiletten ausgestattet, die separaten Frauenabteilungen hatten nur Sitzklosetts. Die Verwendung von Frauenurinalen, mit denen es Erfahrungen im halb-öffentlichen Bereich gab und die von Herstellern aus Amerika, England und Deutschland angeboten wurden, setzte sich in den europäischen Ländern nicht durch.⁵

Charakteristisch für die Vollanstalten war auch die ständige Betreuung durch Wärterinnen. Sie waren für die Reinlichkeit und Instandhaltung in beiden Abteilungen verantwortlich, kassierten die Benutzungsgebühren, mussten im Winter heizen und bei Dunkelheit für Beleuchtung sorgen, sie hielten verschiedene Gebrauchsartikel für die Gäste bereit (z.B. Handtücher, Seife, Kamm usw.), diverse andere Artikel wurden von ihnen verkauft.

Die Betreuung der Anlagen war nicht allein auf den Service ausgerichtet, sondern die Wärterinnen sollten außerdem den Betrieb überwachen. Die WCs und vor allem die Spülmechanismen waren störanfällig, und viele Kunden waren mit den neuen Apparaten nicht vertraut.

Die Arbeitsbedingungen der Frauen⁶ waren sehr schlecht: Die Wärterinnen durften die Anstalt während der Arbeitszeiten nicht verlassen, auch wenn sie teilweise täglich bis zu 16 Stunden ohne Pause arbeiteten. In München zum Beispiel hatten sie bis 1902 keinen einzigen freien Tag und waren jederzeit kündbar.⁷

Sehr schnell hielt auch das Klassensystem Einzug: Sowohl in den Männer- als auch den Frauenabteilung wurde bei den Toiletten bald zwischen 1. und 2. Klasse unterschieden. Die Benutzung des Pissoirs blieb weiterhin kostenfrei. Um auch Frauen eine kostenlose Benutzung anbieten zu können, wurden in manchen Vollanstalten Freiaborte eingeführt. Deren Kabinen konnten oft nicht verschlossen werden, oder sie waren nur durch einen Vorhang oder eine niedrige Tür vom Vorraum abgetrennt, manchmal war überhaupt keine visuelle Barriere vorhanden.⁸



2.13
öffentliche Bedürfnis-Anstalten für Männer und Frauen
aus: HdA, 4. T., 9. Halbbd.: Der Städtebau, 1890, S. 336f., Fig. 584, 585 + 587

Die Freiaborte sollten nur für die Miktion benutzt werden, deshalb wurden sie auch als „*Damen-Pissorte*“ bezeichnet.

Trotz der miserablen Ausstattung wurden die Freiaborte verhältnismäßig stark frequentiert, denn viele Frauen, die auf die öffentlichen Toiletten tatsächlich angewiesen waren, wie zum Beispiel Marktverkäuferinnen, Straßenhändlerinnen oder Kindermädchen, konnten sich auch die Gebühren der 2. Klasse nicht leisten (s.a. S. 125), und sogar Frauen, die in der Lage gewesen wären, den Eintritt zu bezahlen, zogen oft die kostenlosen Einrichtungen vor. Dadurch wurden die Einnahmen in den Damenabteilungen geringer, und die Wärterinnen, die die teilweise sehr verschmutzten Räume ohne Bezahlung reinigen sollten, tendierten dazu, den Frauen den Eintritt zu verwehren.⁹ Die meisten Freiaborte wurden schon bald nach ihrer Einrichtung wieder geschlossen, und mit dem Argument, dass bei den Damen-Pissorten kein geregelter Betrieb möglich sei, wurden keine Alternativen mehr geschaffen.

Bauarten der Vollanstalten und Positionierung im Stadtraum

Anders als bei den Pissoirs setzte sich bei den späteren Bedürfnisanstalten keine typische Bauart durch. Es wurde vielmehr versucht, die Häuschen dem jeweiligen Stadtbild anzupassen. In einigen Städten wie zum Beispiel Berlin wurden auch die Anlagen mit Toiletten aus Gusseisen gefertigt, aber in der Regel waren die Bedürfnisanstalten aus Stein oder Mauerwerk.

Wie schon erwähnt, ging man außerdem dazu über, die öffentlichen Toiletten mit verschiedenen anderen Funktionen zu verbinden. Diese Gebäude waren oft sehr prächtig ausgestaltet und bildeten dadurch einen Kontrast zur teilweise extremen Tabuisierung von körperlichen Handlungen gegen Ende des 19. Jahrhunderts.

Aus der Spannung, einerseits die Hygienisierung im städtebaulichen Kontext darstellen zu wollen und andererseits die 'anrühigen' Häuschen doch lieber zu verstecken, ergab sich als weitere Alternativen, statt der anfangs üblichen Hochbauten entweder die neuen Anlagen als Tiefbauten anzulegen oder auch bereits vorhandene Einrichtungen in andere Gebäude zu integrieren.

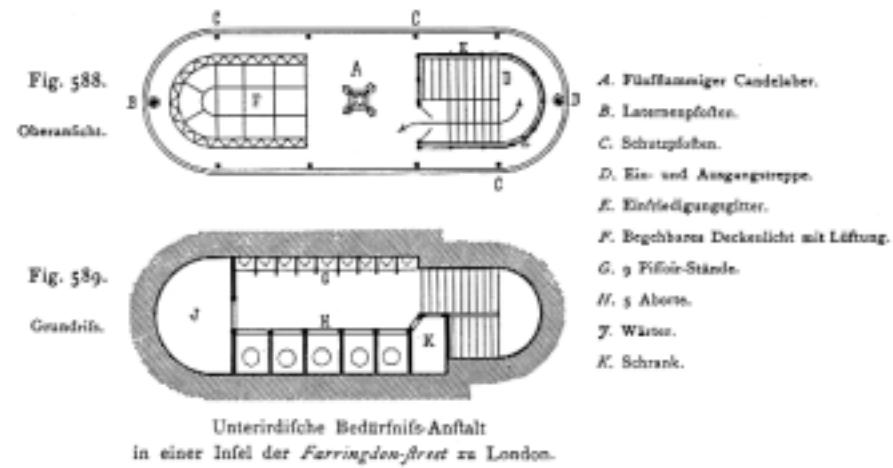


2.14
public convenience in London, o.J.
aus: Lambton, 1995, S. 21

London goes underground

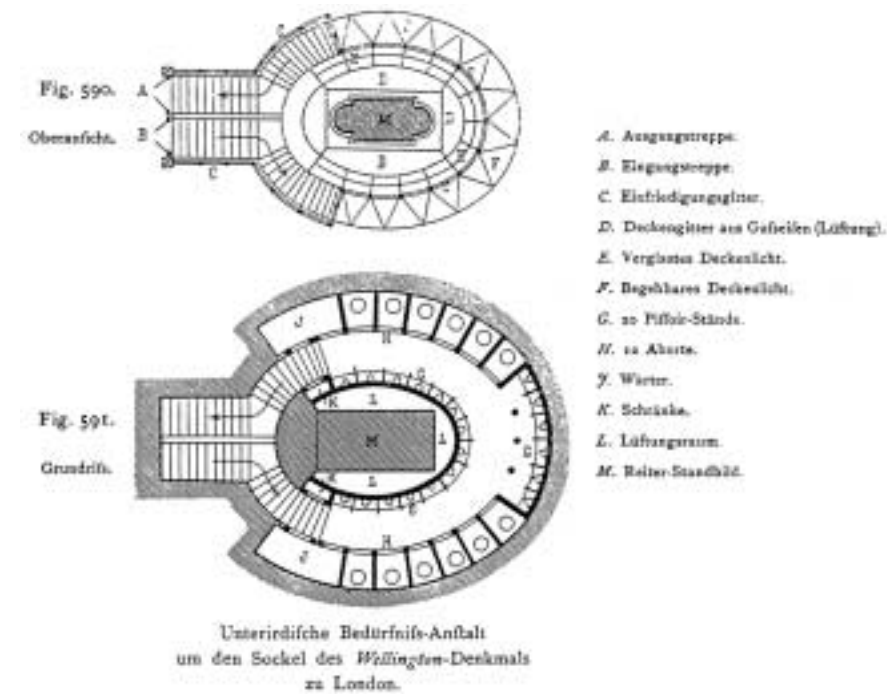
In London bevorzugte man bei den öffentlichen Bedürfnisanstalten sogar von Anfang an die unterirdische Bauweise. Die Anlagen waren visuell abgelöst vom öffentlichen Raum, nur die Eingänge repräsentierten sie auf Straßenniveau. Die häufig abgebildete Darstellung einer Londoner Bedürfnisanstalt (Abb 2.14) zeigt lediglich eine umzäunte Fläche, von der aus Treppen nach unten führen. An zwei Ecken der Umzäunung stehen jeweils eine Straßenleuchte, in der Mitte thront ein riesiger Kandelaber mit fünf Gaslichtern. So wirkt der Palisadenzaun eher wie ein mächtiger Rahmen für die Beleuchtungskörper und nicht wie der Zugang in eine öffentliche Toilettenanlage. Die tatsächliche Funktion des Orts wird nur durch kleine Schilder angezeigt.

Ein ähnlicher Effekt stellt sich auch bei zwei anderen Londoner Bedürfnisanstalten ein, die eben-



2.15

aus: HdA, 4. T., 9. Halbbd.: Der Städtebau, 1890, S. 339, Fig. 588 + 589



2.16

aus: HdA, 4. T., 9. Halbbd.: Der Städtebau, 1890, S. 339, Fig. 590 + 591



2.17

Marktplatz in Ludwigsburg, o.J.
Stadtarchiv Ludwigsburg, S 15

Die Bedürfnisanstalt ist das helle Häuschen
(im Vordergrund) mit den beiden vorgesetzten
Sichtschutzwänden.

falls in mehreren Publikationen beispielhaft veröffentlicht wurden. Der Eingang zu der unterirdischen Anlage in der Farringdon Street (Abb. 2.15) befindet sich auf einer Verkehrsinsel, und auch hier scheint, zumindest auf den ersten Blick, die Bepflanzung eher ein Schutz für die große fünf-flammige Straßenleuchte zu sein. Eine andere öffentliche Toilette (Abb. 2.16) wirkt durch ihre Verbindung mit dem Wellington-Denkmal schon fast grotesk. Hier begrenzt das Einfriedungsgitter nicht nur den Eingang, sondern es läuft um den gesamten Denkmalsockel herum und verknüpft dadurch die zwei Gebäudeteile.

Beide Bedürfnisanstalten sind hybridisch, sie haben noch eine zusätzliche 'ebenerdige' Funktion: Die eine dient auch als Verkehrsinsel, die andere ist mit einem Denkmal verbunden. Außerdem wurde für beide Anlagen ein Wärterraum vorgesehen, doch da es sich um relativ frühe Bauten handelt, waren sie nur für männliche Besucher mit Urinalständen und Klosetts eingerichtet. In Central London wurde erst 1893 eine öffentliche Toilette für Frauen eröffnet.¹⁰

... z.B. Ludwigsburg – Tiefbau oder Integration in den Bestand?

Auf der Suche nach Belegen für einen Damen-Pissort¹¹ stieß ich im Stadtarchiv von Ludwigsburg auf die verhältnismäßig umfangreiche Dokumentation der lokalen Baumaßnahmen zu öffentlichen Toiletten, anhand der ersichtlich wird, dass beinahe alle oberirdischen Anlagen, die gegen Ende des 19. Jahrhunderts errichtet worden waren, während des ersten Drittels des 20. Jahrhunderts entweder durch unterirdische ersetzt oder in schon vorhandene Gebäude 'umgesiedelt' wurden.

Diese Tendenz war weitverbreitet, d.h. Ludwigsburg dient hier als ein Beispiel für viele andere Städte.

Besonders die bauliche Entwicklung auf dem Marktplatz der Stadt Ludwigsburg zeigt modellhaft, wie sich die jeweils zeitgenössischen Vorstellungen zur Positionierung von Bedürfnisanstalten veränderten.

Nach Plänen des Stadtbauamts von 1895 wird auf dem zentralen Platz ein kleines Haus errichtet, in dem für die Männer ein Pissoir und für die Frauen immerhin zwei Klosetts vorhanden waren.¹² Obwohl in der Planungszeit auch ein Grundriss mit einem zusätzlichen Verkaufsraum gezeichnet wurde, blieb es letztendlich bei den beiden Abteilungen. Da der Platz zu dieser Zeit noch nicht kanalisiert war, wurden die Fäkalien in einer Senkgrube gesammelt.

Die Bedürfnisanstalt ist Teil eines ganzen Ensembles (Abb. 2.17): In der Mitte des Platzes steht der alte Marktbrunnen, kreisförmig von acht großen Bäumen umgeben, zwischen ihnen ein Waagenhaus (err. 1878) und um 90 Grad versetzt das Häuschen; später wird ihm gegenüber, auf der anderen Seite des Brunnens, noch eine Anschlagssäule – mit aufgesetzter Straßenleuchte (!) – aufgestellt.

1908 erscheint dann ein Leserbrief in der Ludwigsburger Zeitung mit dem Titel „Unser Marktplatz“. Darin wird zuerst der 1723 errichtete Brunnen gepriesen, und darauf folgt: „Doch auch wir Heutigen haben es fertig gebracht, dem Platz den Ausdruck unserer Zeit zu verleihen und das alte Bild nach eigenem Geschmack zu ändern. Nähert sich nämlich heute ein Beschauer dem Standbild [auf dem Brunnen], so sieht er von einer Seite zunächst nur eine Plakatsäule, von der

anderen eine Bretterbude [die Bodenbrückenwaage] und von der dritten gar – eine Bedürfnisanstalt. Alles würdige Prospekte. Man sieht, wie vortrefflich wir unsere überkommenen Kunstwerke zu schätzen und zu bewerten verstehen [...]. Übrigens werden spätere Generationen uns und unsere Zeit an diesem kleinen Beispiel auf das Trefflichste erkennen können.“¹³

Normalerweise sind die Schwaben nicht für spitzsinnige Satire bekannt – und schon zwei, drei Jahre später wird mit härteren Bandagen gekämpft: 1910 bezeichnet ein weiterer Leserbriefschreiber die Marktplatzgestaltung als einen „Mißstand“ und verweist darauf, dass dies „sicher bei Errichtung des Marktbrunnens mit dem Standbild des Gründers der Stadt nicht beabsichtigt“¹⁴ war. Ein Jahr später scheint der Handlungsbedarf so groß zu sein, dass nun sogar in einer Gemeinderatssitzung das „unerfreuliche Bild“ diskutiert wird. Erstmals kommt jetzt auch der Vorschlag zur „Tieferlegung des Bedürfnishäuschens“ auf.¹⁵

Im Stadtarchiv sind Pläne für eine unterirdische Toilettenanlage an derselben Stelle auf dem Platz erhalten, allerdings mit einer unklaren Datierung.¹⁶ Hier sollten außer den beiden Klosetts für die Frauen und dem Pissoir außerdem ein Klosett in der Männerabteilung installiert werden. Die Pläne zeigen, dass mittlerweile ein direkter Anschluss an die Kanalisation möglich war.

Kein Zweifel, die drei Neuerungen der Zeit – die Anschlagssäule, die für die zunehmend raumgreifende Kommunikation steht, die Waage, die mit dem technischen Fortschritt der Industrialisierung möglich und notwendig geworden war, und die Bedürfnisanstalt als Zeichen für die Sanierung des öffentlichen Raums – sie waren banal geworden und störten nun, „man ist geradezu peinlich berührt“¹⁷. Nachdem die Waage und die Plakatsäule entfernt worden waren, löste man 1927 das Problem mit dem Bedürfnishäuschen im Anschluss auf einen entsprechenden Antrag an den Gemeinderat¹⁸ auf ähnliche Art: Das Bedürfnishäuschen wurde abgerissen und die Toiletten nun im Erdgeschoss eines am Marktplatz angrenzenden Gebäudes untergebracht.

Beide in Erwägung gezogenen Alternativen – Tiefbau oder Integration in bestehende Gebäude – waren etwa ab den 1920/30er Jahren allgemein üblich geworden.

In Ludwigsburg sollten nach einer 1957 erstellten Liste zusätzlich zu den fünf bereits vorhandenen oberirdischen Häuschen acht neue Toilettenanlagen hinzukommen, davon sechs möglichst als Tiefbauten. Als Begründung wurde angegeben, dass sie „als 1-stöckige, ebenerdige Kleinbauten [...] oft städtebaulich und architektonisch nicht befriedigend in den Platz- und Straßenräumen unterzubringen [sind. ...] Vom Standpunkt der Stadtplanung aus wären Einbauten in Gebäude [...] oder unterirdische Anlagen [...] erwünscht.“¹⁹

die automatisierten Containertoiletten

Während den 1970er und 1980er Jahren verschwanden viele der bereits vorhandenen öffentlichen Toiletten aus dem Straßenraum. Oft war es schlicht Geldmangel, der die Kommunen zur Schließung oder Beseitigung der Anlagen veranlasste, um dadurch die Kosten für die Instandhaltung und regelmäßige Reinigung einzusparen.

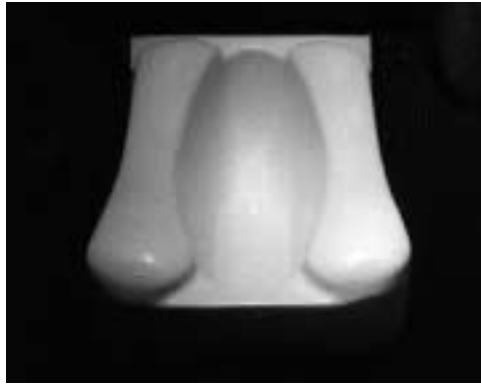
In demselben Zeitraum begann ein neuer Bautypus sich zu etablieren: Die vollautomatische Containertoilette wurde ab 1980 von einem französischen Unternehmen²⁰ angeboten.



2.18

toilettes, frz. Containertoilette

Aufn.: Bettina Möllring, Frankreich 1987



2.19
Toilettenbecken
Aufn.: Bettina Möllring, Frankreich 1987



2.20
Blick in die Kabine
Aufn.: Bettina Möllring, Frankreich 1987

Die einzelnen Module mit einer Grundfläche von 2,65 m x 1,20 m können einzeln und freistehend installiert werden und, ähnlich wie die gusseisernen Pissoirs, in kurzer Zeit aufgestellt und entsprechend schnell auch wieder demontiert werden. Trotz ihrer verhältnismäßig geringen Dimensionen wurden die Toiletten durch ihre großen Dachschilder mit dem Schriftzug „toilettes“ deutlich im Straßenraum akzentuiert. Hier bahnte sich also eine Tendenz an, die gegen die zuvor beschriebene Entwicklung lief, die Bedürfnisanstalten eher zu verstecken.

Das neue Design war vor allem in Frankreich sehr erfolgreich. Bis heute hat sich das Prinzip, öffentliche Toiletten in Einzelcontainern zu installieren, weithin durchgesetzt. Die heutigen Bauten sind oft größer als die der ersten Generation und formal differenziert, einige Städte haben sogar ihre eigene Gestaltung. Die Toiletten (– und nicht nur die Pissoirs –) sind also schließlich im städtischen Raum 'angekommen'.

Die bisher übliche Trennung in Frauen- und Männertoiletten wurde aufgehoben, im Innenraum der Container ist nur eine Toilette und eine Waschgelegenheit, aber kein Urinal vorhanden. Jeder Gast muss nun eine Gebühr bezahlen, damit sich die Eintrittstür überhaupt öffnet.

In Frankreich wurden anfangs auch Hocktoiletten installiert, aber bald waren es nur noch Sitztoiletten, allerdings mit einer Besonderheit: Da das Becken nach jeder Benutzung über eine Drehung vollständig in den hinteren Bereich des Containers bewegt und dort entleert, gesäubert und desinfiziert wurde, war kein Ablauf nötig. Außerdem gab es keine Spülung, und so musste man sich nicht nur damit abfinden, dass die Toilette ungewöhnlich aussah (Abb. 2.19), sondern auch, entgegen der in der Kindheit antrainierten Sauberkeitsregeln, die eigenen Ausscheidungen beim Hinausgehen hinterlassen.²¹ Die Tatsache, dass nicht nur das Becken sondern der gesamte untere Bereich des Innenraums gereinigt wird, erschloss sich den Benutzern erst nach Verlassen der Kabine, wenn die Geräusche des Spülmechanismus von außen zu hören waren.

Überhaupt funktionierten diese neuen Toiletten wie Maschinen: Die Tür wurde automatisch bewegt, der Innenraum klimatisiert, das Wasser zum Händewaschen mit einer Lichtschranke an- und abgeschaltet, und all das begleitete leise Musik. Erneut waren also öffentliche Toiletten mit Insignien des technischen Fortschritts verbunden worden.

Mit der Einführung der vollautomatischen Containertoiletten begann ein Wandlungsprozess, an dessen Ende nicht mehr die Kommunen für die Betreuung der Bedürfnisanstalten verantwortlich waren, sondern Privatunternehmen diese Aufgabe übernommen hatten. Die Einrichtungen waren nun Teil eines kommerziellen Gesamtkonzepts, bei denen Städte teilweise oder insgesamt von den Herstellerfirmen mit Straßenmöblierung wie Bänke, Beleuchtung, Wartehallen usw. ausgestattet wurden. Im Gegenzug erhielten die Firmen großzügige Werbekonzessionen in den von ihnen betreuten Zonen.

Die Gestaltung und Funktion der öffentlichen Bedürfnisanstalten hatte sich in etwas mehr als hundert Jahren in verschiedener Hinsicht gewandelt. Anfangs waren nur Pissoirs aufgestellt worden, die durch ihre Ausstattung den Männern vorbehalten waren. Gleichzeitig wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die häusliche Toilette zunehmend intimisiert, indem man sie immer näher an die einzelnen Wohneinheiten legte und schließlich ganz in die privaten Bereiche integrierte. Mit dieser Abtrennung des Privaten gegen die gemeinschaftlich genutzten Zonen wurde auch eine Unterscheidung nach Geschlechtern vorgenommen: Das Klosett wurde die Sanitärinstallation, die Männern und Frauen zu Hause zur Verfügung stand, während 'draußen', im Straßenraum, die Urinale in den Pissoirs nur für den männlichen Teil der Öffentlichkeit geschaffen waren.

Heute gehören Toilettenanlagen zu den wenigen und letzten Bereichen, in denen immer noch eine strikte Segregation nach Geschlecht stattfindet. Dabei sind sie nicht nur in Frauen- und Männerabteilungen getrennt, sondern werden auch jeweils geschlechtsspezifisch ausgestattet.

Im Rahmen der fortschreitenden urbanen Hygienisierung, bei der dann Kanalisationssysteme errichtet und die Straßen mit befestigten Fahr- und Gehwegen ausgebaut wurden, begann man dann schließlich, die Funktion der öffentlichen Einrichtungen zu erweitern. Es wurden größere Bedürfnisanstalten gebaut, in denen auch Klosetts installiert wurden. Mit dieser Veränderung waren die Anlagen nicht nur für die Männer komfortabler, sondern man stellte nun auch den Frauen gesonderte Abteilungen zur Verfügung, in denen es allerdings nur Toiletten gab. Im nachfolgenden Kapitel werden unter anderem die Konsequenzen aus dieser Gestaltung dargestellt.

Normale Sitz-WCs 'funktionieren' meiner Meinung nach nicht in öffentlichen Toiletten: Die meisten Frauen setzen sich nicht hin und oft behindert auch die Bekleidung eine bequeme Benutzung (siehe Kapitel über Bekleidung). Doch obwohl bereits bei Einführung der Bedürfnisanstalten einige Sanitärproduzenten Frauenuinale herstellten und zu dieser Zeit auch schon die Notwendigkeit für die Schaffung von „*Damen-Pissorten*“ als entsprechende Gegenstücke zu den Pissoirs erkannt war, wurde die Entwicklung einer befriedigenden Gestaltung für öffentlichen Damentoiletten vernachlässigt.

Trotz ihrer Defizite blieb die von Anfang an übliche Ausstattung der Männer- und Frauenabteilung üblich. (Die wenigen Ausnahmen bei den Damenabteilungen werden im nächsten Kapitel vorgestellt.) Erst mit den beschriebenen hochtechnisierten Containertoiletten kam eine andere Art der Gestaltung auf, die mittlerweile für diesen Toilettentyp allgemein üblich geworden ist: Nun werden dieselben Einrichtungen sowohl von Männern als auch von Frauen benutzt und das Urinal ist ersatzlos beseitigt.

Doch können diese öffentlichen Toiletten als 'egalitäre' Objekte bezeichnet werden, die eine Gleichstellung der Geschlechter schaffen? Wohl kaum, wenn man nicht den Mangel als Maßstab nehmen will, denn nun fehlt nicht nur in den Damenabteilungen ein adäquates Sanitärobjekt, sondern den Herrenabteilungen ging damit das Urinal als Gegenstand, der noch am besten funktionierte, verloren.

Für das Weglassen des Männerurinals bestehen mindestens drei Gründe: Erstens fehlen die Urinbecken vermutlich ganz pragmatisch zur Kostenreduzierung. Zweitens könnten die althergebrachten Bedenken, dass man den Frauen den Anblick eines Urinals ersparen sollte, auch hier wieder zum Tragen gekommen sein, denn als Objekte erinnern sie auch an die zugehörigen Handlungen und könnten deshalb mit denselben Reaktionen betrachtet werden.

Der dritte Grund ist wohl in der zunehmenden Intimisierung der Öffentlichkeit verankert. Obwohl die Container sich nicht im öffentlichen Raum verstecken, sondern vielmehr als auffallende, solitäre Bauten in den Straßen stehen, simulieren sie in ihrem Inneren das private Bad, in dem es normalerweise eine Waschgelegenheit und ein Klosett gibt, aber kein Urinal. Der Eindruck, dass die öffentliche Toilette ein intimer Raum ist, wird noch verstärkt durch die schweren Türen, die sich hinter dem eintretenden Gast automatisch schließen und ein gewisse Sicherheit und Abgeschlossenheit suggerieren.

Falls sich die bisherige Entwicklung fortsetzt, dass die alten städtischen Bedürfnisanstalten durch Containertoiletten ersetzt werden, würde das schließlich auch zu einem Verschwinden der Herrenurinale aus dem Bereich des öffentlichen Straßenraums führen. Sie wären dann aus ihrem anfänglichen Verwendungsumfeld zurückgedrängt in die halb-öffentlichen Bereiche.

Einleitung

Offene Zeitfenster sind jene Zeiträume, während denen ein Raumschiff oder Satellit auf seiner errechneten Flugbahn nicht von den Laufbahnen der Sterne und Planeten oder anderer Flugkörper gestört wird und deshalb auf eine Reise ins All geschickt werden kann. Zeitfenster können sich schließen und über einen langen Zeitraum geschlossen bleiben. Sie bezeichnen also Phasen von Konstellationen, die bestimmte Veränderungen und Bewegungen zulassen oder verhindern. Im Verlauf der verschiedenen Entwurfsprojekte, die ich seit 1987 zu Toiletten für öffentliche Bereiche und zu Frauenurinalen unternommen oder begleitet habe, öffnete sich nach meiner Beobachtung allmählich das Zeitfenster für diese Art von Objekten. Meine anfängliche Arbeitshypothese, dass die Sanitärinstallationen, die bislang in Damentoiletten in öffentlichen Bereichen installiert werden, weder in funktionaler noch hygienischer Hinsicht optimal sind, wurde allmählich auch in der öffentlichen Diskussion vertreten. Ein Effekt davon war, dass für die Entwicklung und Umsetzung von speziellen Objekten, die in öffentlichen Toiletten für Frauen eingesetzt werden könnten, bessere Bedingungen entstanden.

Während die „*supports*“, die ich 1987 im Rahmen des Projektes „*Damen, Donne, Dames*“¹ (s.S. 137 f.) entwarf, zwar mit dem Sonderpreis des DesignPlus-Wettbewerbs der Frankfurter Messe gewürdigt wurden, aber die engeren Kreise der Designszene kaum überschritten, fanden die Entwürfe, die im Rahmen des interdisziplinären Projekts „*spaces one*“² an der Hochschule der Künste Berlin im WS 1993/94 entstanden, schon ein sehr viel breiteres Publikum.³ Unter den Arbeiten der Studierenden war auch „*Pipinella*“⁴, ein Frauenurinal in Blattform. (s.S. 139) Zwei Jahre später bewilligte das Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie die finanzielle Förderung des Forschungsprojekts „*Urinale für Frauen*“⁵ und ermöglichte damit noch eine Chance, die Entwicklung von Damenurinalen voranzubringen. 1999 öffnete sich das Zeitfenster weiter: Das Deutsche Hygiene-Museum Dresden plazierte in der Ausstellung „*Der neue Mensch. Obsessionen des 20. Jahrhunderts.*“⁶ einen meiner Entwürfe für ein Frauenurinal⁷ im Ausstellungsteil „*Die Matrix/ Der neueste Mensch*“. (Abb. 3.43) In einem „*Alphabet der neuesten Dinge*“ (U wie Frauen-Urinal) wurde hier keine Perspektivenbildung der Produktentwicklung für das 21. Jahrhundert versucht, sondern vielmehr der Möglichkeitshorizont von Gegenständen beleuchtet, die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts entstanden und deren Wirkkraft voraussichtlich bis in das darauffolgende Jahrhundert reichen wird. Gerade im 20. Jahrhundert war die Antizipierbarkeit von Entwicklungen – und damit die Erfüllung von Versprechungen überhaupt – fragwürdig und gleichzeitig die Halbwertszeit des Neuen immer geringer geworden. Doch obwohl mit seinem Erscheinen das Neue bereits den eigenen Zenit überschreitet, verbleibt doch die Antriebskraft der Konzeption.

Ein weiteres Indiz, dass wir das Frauenurinal sowohl als Konzept als auch als „*designware*“, als gestalteten Gegenstand in das 21. Jahrhundert mitnehmen werden, ist „*Lady P.*“⁸ – ein Damenurinal, das die niederländische Sanitärfirma Sphinx auf der Frankfurter Messe ISH 99 als 'Neuheit' präsentierte.

Die Ursprünge des Urinals speziell für Frauen gehen jedoch bis zum Übergang vom 19. ins 20. Jahrhundert zurück. Schon damals hatte sich eine günstige Konstellation für die Entwicklung und Einrichtung von speziellen sanitären Einrichtungen für Frauen in öffentlichen Bereichen ergeben, obwohl die Ausgangsbedingungen keineswegs ideal waren.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren im öffentlichen Straßenraum zuerst nur Pissoirs errichtet worden, die ausschließlich für die Benutzung durch männliche Passanten bestimmt waren. Gegen den Zustand, dass für die Bedürfnisse der Männer gesorgt war, für Frauen aber keine öffentlichen Toiletten zur Verfügung standen, wurden in einigen Städten als Sofortmaßnahme Toilettenanlagen in kommunalen Gebäuden der Öffentlichkeit freigegeben und dann in einem zweiten Schritt sog. Vollanstalten im öffentlichen Straßenraum errichtet. Diese Regelung setzte zu einem deutlich späteren Zeitpunkt ein als die Errichtung der ersten Pissoirs. In Berlin beispielsweise wurden 1863 dreißig Pissoirs errichtet und bis 1882, die Stadt hatte schon über eine Mio. Einwohner, gab es 65 öffentliche Bedürfnisanstalten, davon nur eine einzige mit einem Klosett für Damen.⁹ In dieser Situation mussten sich die Frauen selbst helfen. In einem Leserbrief an die „Vorwärts“ im Januar 1900 wird berichtet: *„Am Sonntag Abend um 8 3/4 Uhr betrat ich mit einem Bekannten die Retirade für Männer am Lausitzerplatze gegenüber der Emmauskirche. Wir bemerkten zu unserem nicht geringen Erstaunen, wie eine junge, vornehm gekleidete Dame in der ... Anstalt ... ein Bedürfnis verrichtete und sich dann eilig entfernte.“*¹⁰

Lesen wir diese Schilderung heute, so mutet sie wie eine Traumsequenz an, in der Realität und Fiktion ineinandergreifen. Zwar erscheint die Möglichkeit naheliegend, auch als Frau in ein Pissoir zu gehen, um einem entsprechenden Bedürfnis nachzukommen. In ergonomischer Hinsicht jedenfalls hätte die junge Dame die Retirade zum Urinieren benutzen können, denn die Berliner Pissoirs bestanden aus einer umlaufenden Pisswand mit einer im Boden eingelassenen Rinne, und da die Frau entsprechend der damaligen Mode mit einem langen Rock bekleidet war und, wenn sie eine Unterhose trug, diese im Schritt geschlitzt war, hätte sie beim Urinieren ihren Unterkörper nicht entblößen, sondern nur auf Rock und Unterbekleidung achten müssen.

Allerdings ist das Vordringen einer Frau an diesen Ort, noch dazu für eine so intime und tabuisierte Handlung, zumindest als mutig zu bezeichnen.

In München wurde ab 1903 der Bau von „Damen-Pissorten“ projektiert und 1906 ein Damenurinal dazu entworfen.¹¹ Anhand der Diskussionen, die zu diesem Projekt im Magistrat und Stadtbauamt und vor allem zwischen diesen beiden Institutionen stattfanden, wird beispielhaft ablesbar, wie sich das Bewusstsein für die Notwendigkeit der Einrichtung von öffentlichen Bedürfnisanstalten für Frauen entwickelte. Gleichzeitig wird aber auch deutlich, dass für die Umsetzung der Diskussionsergebnisse, also die Aufstellung eines Damen-Pissorts tatsächlich zu versuchen, letztendlich nicht die nötige Durchsetzungskraft aufgebracht wurde. Den Verlauf und die Ergebnisse dieses Projekts werden später detaillierter geschildert.

Nachdem das Projekt 1906 gescheitert war, gab es in München bis in die 1920er Jahre noch zwei weitere Versuche, Freiaborte für Frauen einzurichten. Mit diesen Toiletten, die kostenlos benützt werden durften, sollte wenigstens bei der Gebührenordnung eine Gleichstellung von Frau und

Mann erreicht werden, denn für Pissoirs musste ja auch kein Eintritt bezahlt werden. Doch auch diese Ansätze scheiterten – nicht nur in München, sondern in anderen deutschen Städten ebenfalls. Das Zeitfenster hatte sich also Anfang des 20. Jahrhunderts zunächst weit geöffnet, doch in den folgenden Jahren schloss es sich dann sukzessive wieder. Dies blieb so, zumindest in Deutschland, für die nächsten sechzig Jahre.

In diesem Kapitel über Frauenurinale möchte ich im Abschnitt über Körperbedürfnisse, Körperpositionen und Körperpolitik mit einer Darstellung der Körperbedürfnisse von Frauen und Männern im Hinblick auf die Ausscheidung und der Analyse des gesellschaftlich bestimmten Umgangs mit diesen Körperbedürfnissen – sowohl in öffentlichen als auch in privaten Bereichen – zunächst begründen, inwiefern es sich dabei um eine geschlechterkonstituierende Körperpolitik¹² handelt. Der Umgang mit Körperbedürfnissen zeigt sich nicht nur in Verhaltensweisen, bestimmt von Affekt- und gesellschaftlichen Kontrollstrukturen, sondern auch in der Konzeption und Form von Objekten und Räumen sowie deren Nutzung. Konkret auf öffentliche Toiletten bezogen bedeutet das, dass diese nicht nur aus ergonomischen Gründen und sozial geprägten Verhaltensmustern von Frauen und Männern in unterschiedlicher Weise verwendet werden, sondern dass durch das jeweilige Angebot in öffentlichen Toilettenräumen, d.h. für Frauen nur Sitzklosetts und für Männer sowohl Sitzklosetts als auch Urinale, eine geschlechterdifferenzierende Nutzung verursacht und bestätigt wird. Außerdem wird beschrieben, wie Frauen damit umgehen, wenn für sie in öffentlichen Bereichen lediglich Sitzklosetts installiert werden (Strategien des Reagierens, S. 116 ff.), und welche Hilfsmittel entwickelt wurden, um ihnen das Urinieren im Stehen zu ermöglichen beziehungsweise zu erleichtern (Hilfsmittel und Objektlösungen, S. 119 ff.).

Unter dem Titel *„Das erste Zeitfenster öffnet sich“* werden dann unter anderem anhand des erwähnten Münchner Beispiels der Projektierung eines ‘Damen-Pissorts’ zu Beginn des 20. Jahrhunderts die ersten Änderungsversuche bei der Ausstattung von Damentoiletten gezeigt. Anschließend werden alle weiteren Fundstücke vorgestellt, die nach meinen Recherchen tatsächlich als die ersten Damenurinale bezeichnet werden können.

Im letzten Kapitelteil *„Das zweite Zeitfenster“* werden dann zeitgenössische Strategien für ein verbessertes Angebot auf Damentoiletten beschrieben. Dabei handelt es sich sowohl um jene Entwürfe, die ich seit 1987 zu diesem Thema entwickelt habe, als auch um Entwürfe anderer Gestalterinnen aus Europa und den USA. Der überwiegende Teil dieser neuen Vorschläge für Damentoiletten stammt von Frauen. Die meisten Entwürfe sind Urinale speziell für Frauen, nur einige wenige Konzepte zielen auf die Veränderung der Sitz- oder Hocktoilette. Frauenurinale sind also nur eine mögliche Antwort auf die speziellen Anforderungen an sanitäre Einrichtungen in öffentlichen Bereichen. Entlang der Vorstellung der verschiedenen Entwürfe soll deshalb auch diskutiert werden, ob ein Damenurinal als monofunktionales Objekt, das nur zum Urinieren verwendet werden soll und kann, die adäquate Antwort auf die Frage ist, welche Sanitärobjekte in öffentlichen Damentoiletten installiert werden sollten.

Ein Damenurinal zu entwerfen, verstehe ich auch als Plädoyer für eine Vielfalt von unterschiedlichen 'spezialisierten' Objekten, denn die Konsequenz aus ihrer Verwendung ist die Installation von mindestens drei verschiedenen Sanitärobjekten in öffentlichen Bereichen: Damenurinal, Herrenurinal und Klosett.

Die dem entgegengesetzte Richtung im Umgang mit den speziellen Anforderungen für diese Einrichtungen ist die Installation nur eines einzigen Sanitärobjektyps, der sowohl für Frauen als auch für Männer gedacht ist. Diese Lösung setzt beispielsweise die Fa. Wall¹³ ein, die in ihren Toilettenhäuschen, den sog. „*City Toiletten*“, jeweils nur ein Sitz-WC installiert. (s.a. S. 104 f.)

Die Toiletten seien, so die Behauptung der Firma, für die Nutzung beider Geschlechter (unisex), aller Generationen (Kinder/ Alte) und für die Bedürfnisse behinderter Menschen konzipiert und eingerichtet. Der Schlüssel zu dieser umwerfenden Multifunktionalität ist die Reinigung der Toilette, die nach dem Verlassen des Häuschens automatisch einsetzt.

Sie soll zwei Effekte erzielen: Zum einen soll durch Sauberkeit die Abneigung gegen direkten Körperkontakt mit der Toilette so weit gesenkt werden, dass das Klosett seiner Bestimmung entsprechend auch im Sitzen verwendet wird. Da aber der Reinigungsvorgang hinter verschlossenen Türen und jeweils nach der Benutzung stattfindet, wird meines Erachtens von den Benutzern eine erhöhte Abstraktionsleistung verlangt, denn sie müssen nicht nur wissen beziehungsweise anhand von Indizien¹⁴ wahrnehmen, dass die Toilette gereinigt wurde, sondern auch davon überzeugt sein, dass sie tatsächlich sauber ist.

Ein zweiter Effekt der Reinigung der *City Toiletten* ist da sehr viel wirkungsvoller: Weil Urintropfen und andere Spuren von Fehlnutzungen wie Urinieren im Stehen oder Hocken auf dem Sitz sofort getilgt werden, ergibt sich nicht die häufige Kettenreaktion, bei der eine einmal verschmutzte Toilette weitere Fehlnutzungen und dadurch auch weitere Verschmutzungen nach sich zieht. Die Beschränkung auf Sitz-WCs ist also in ergonomischer oder funktionaler Hinsicht keine optimale Lösung, doch mit der Reinigung werden die Fehler dieses Prinzips wieder aufgehoben. Allerdings ist das System vollständig abhängig von seiner aufwendigen technischen Versorgung und damit störanfällig.

Das Weglassen der Herrenurinale auf öffentlichen Toiletten ist ein erheblicher Traditionsbruch, denn Pissoirs waren, wie bereits erwähnt, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die ersten öffentlichen Einrichtungen für die Passanten im öffentlichen Straßenraum. Wenn nun für Männer in den *City Toiletten* keine ergonomisch sinnvollen Sanitärobjekte zum Urinieren installiert werden, warum sollten sie sie aufsuchen und obendrein noch Eintritt dafür bezahlen? Eher wird wohl stattdessen wieder die Gewohnheit üblich werden, sich bei der nächstmöglichen Gelegenheit ganz unentgeltlich zu erleichtern.

Doch vielleicht wird dann dadurch endlich ausreichend Anlass gegeben, die Diskussion über die tatsächliche Funktionalität von öffentlichen Toiletten erneut anzugehen.

„Eine volle Blase zu erleichtern, ist eine der großen menschlichen Freuden.“ Henry Miller

Körperbedürfnisse / Körperpositionen / Körperpolitik:

über die anatomischen Unterschiede von Frau und Mann und deren Konsequenzen für die Benutzung von Toiletten



3.01 „Die pissende Frau“
Rembrandt, 1631

Die Organe, die an der Verdauung beteiligt sind, unterscheiden sich in ihrem Aufbau und in ihrer Anordnung bei Frauen und Männern nur hinsichtlich der Ausscheidung von Urin. Der Nahrungsabbau über Magen und Darm und die Ausscheidung über Enddarm und After sind identisch. Entsprechend ist auch die Körperhaltung während der Darmentleerung bei Frauen und Männern dieselbe: Ohne Toilette oder ein anderes hohes Gefäß oder Objekt, das zur Aufnahme der Exkremente dient, gehen beide Geschlechter in die Hocke, und bei der Benutzung der in den westlichen Ländern gebräuchlichen Sitztoilette nehmen beide Geschlechter die Sitzposition ein.¹

Der kleine Unterschied zwischen Frau und Mann – und seine Folgen – bezieht sich bei den körperlichen Ausscheidungsprozessen auf die Entleerung der Blase (*Miktion*). Während die Exkretion durch die Nieren zur Blase noch bei beiden Geschlechtern übereinstimmt und auch die Lage der Blase vergleichbar ist, nimmt die Harnröhre (*Urethra*) jeweils einen anderen Verlauf. Dieser anatomische Unterschied wird durch divergierende Körperpositionen, die für die Miktion eingenommen werden, zusätzlich betont. Wenn Frauen in die Hocke gehen oder sich setzen, nehmen die Männer eine andere Körperstellung ein, also beispielsweise die aufrecht stehende Haltung.

Die geschlechtsbezogene Differenzierung der Körperhaltung², die zum Urinieren eingenommen wird, findet in nahezu allen Kulturen statt. So berichtet beispielsweise Herodot von den Ägyptern, dass „die Weiber ihren Harn im Stehen lassen und die Männer im Sitzen“. ³ Die Körperhaltung wurde dort also ebenfalls nach Geschlecht unterschieden, allerdings in einer unseren Gewohnheiten entgegengesetzten Zuordnung.

Das unterschiedliche Verhalten ist demnach keine anatomisch bedingte Zwangsläufigkeit, sondern Teil der Konstitutierung von Geschlecht. Männer pinkeln im Stehen, Frauen in der Hocke oder im Sitzen – diese Körperpositionen sind tradiert und werden deshalb als normal und richtig empfunden. Ähnlich der Kleiderordnung, nach der bis in das 20. Jahrhundert der Rock ein Kleidungsstück nur für Frauen war und Hosen nur von Männern getragen wurden, ist bis heute die Frage der Körperhaltung beim Urinieren durch Verhaltensnormen eindeutig geklärt.

Mit der Geschlechterhierarchie geht zusätzlich die Vorstellung einher, dass aufrechtes Stehen, also die männliche Miktionshaltung, die bessere, edlere Stellung sei. Obwohl Sitzen in anderen Zusammenhängen als Privileg angesehen wurde und teilweise immer noch so verstanden wird, ist hier nun die stehende Haltung Ausdruck von Dominanz oder wird sogar mit angeborenen überlegenen Fähigkeiten in Verbindung gebracht: „Nur eines, und das ist der Stammtische Trost, schien für immer und ewig den Herren vorbehalten: das Pinkeln im Stehen.“ ⁴



3.02 Sophy Rickett, Vauxhall Bridge, 1995



3.03 Sophy Rickett, Old Street, 1995



3.04 Sophy Rickett, Silvertown, 1995

3.05 female urination posture
aus: Kira, 1976, Abb. 52

Wenn Frauen Körperpositionen einnehmen, die denen der Männer gleichen, so stellen sie damit Geschlechterhierarchien in Frage.⁵ Mit dieser Grenzverletzung spielt die britische Künstlerin Sophie Rickett in einer Serie von Fotografien: Junge Frauen heben ihre Röcke und pinkeln im Stehen gegen die steingewordene Welt der Vauxhall Bridge, gegen den glattpolierten Stein von Old Street und gegen den Gitterzaun, der Silvertown mitsamt seinen Radaranlagen und hochtechnisierten Geräten schützt. Auch hier ist die Haltung ein Statement zum Verhältnis der Geschlechter. (Abb. 3.02-3.04)

Alexander Kira stellt in seiner Studie fest, dass es für beide Geschlechter gleichermaßen schwierig ist, den Urinstrahl zu kontrollieren und zwar insbesondere gegen Ende der Blasenentleerung.⁶ In „*The Bathroom*“ zeigt er eine Reihe von Fotografien, die Frauen und Männer in unterschiedlichen Körperpositionen bei der Miktion im Stehen zeigen, und die anschaulich dokumentieren, dass bei beiden Geschlechtern der Urinstrahl nahe der senkrechten Körperachse auftritt, wenn keine weiteren Manipulationen am Körper vorgenommen werden. „*Tatsächlich ... projiziert ein schlaffer Penis, der nicht geführt oder gehalten wird, einen Harnstrahl, der nicht weiter von der vertikalen Achse reicht als bei einer Frau, die im Stehen urinieren.*“⁷

Auf einer Abbildung in „*The Bathroom*“ wird eine Frau gezeigt, die mit gestreckten Beinen den Oberkörper nach vorne beugt, wodurch das Becken stark gekippt wird. (Abb. 3.05) Der Urinstrahl trifft dabei in einiger Entfernung hinter dem Körper am Boden auf. Mit unbekleidetem Unterkörper und ohne weitere Manipulationen ist es Frauen demnach sogar eher möglich, im Stehen zu urinieren, ohne den Körper dabei zu benässen. Bei Männern trifft der Harnstrahl zwischen den Fußspitzen auf.

Damit bei der Miktion im Stehen der Urin nicht an den Beinen entlang nach unten fließt⁸ beziehungsweise vom Boden auf Füße und Beine zurückspritzt, muss der Körper so berührt werden, dass der Austritt der Harnröhre in eine bestimmte Richtung zeigt.

Kleine Jungen lernen deshalb, ihren Penis mit den Fingern zu halten und dadurch den Harnstrahl auf einen gewählten Punkt zu richten. Mädchen werden in der Regel dazu angehalten, die Hock- oder Sitzposition einzunehmen und lernen, die Richtung des Urinstrahls durch Kippbewegungen des Beckens zu verändern.⁹ Ihr Geschlecht, die großen und kleinen Schamlippen, berühren sie dabei nicht. Im Unterschied zu den Jungen (und den erwachsenen Männern) gibt es demnach für Mädchen (und für erwachsene Frauen) kaum 'normale' alltägliche Situationen – abgesehen von der Körperreinigung –, in der sie ihre eigene Schamgegend anfassen.

Direkte Berührungen des Genitalbereiches sind sexuell konnotiert und unterliegen deshalb einem Tabu. Die so erzeugte Scheu vor dem eigenen Körper wird bei Mädchen kaum gemildert. Sie lernen nicht, im Stehen zu urinieren, und die dazu notwendigen Handgriffe – mit ihren Fingern ihre Schamlippen auseinanderzuhalten und dadurch die Öffnung der Harnröhre freizulegen – sind keine tägliche Erfahrung für sie. Das 'Verbot', sich selbst zwischen den Beinen zu berühren, wird bei Mädchen also im Unterschied zu den Jungen nicht ein paarmal am Tag ausgesetzt, wenn sie ihre Blase leeren. Dadurch ist es für Mädchen auch schwieriger, ihren Körper kennenzulernen, denn

ohne Spiegel können sie ihre eigenen Genitalien nicht vollständig sehen. Die einzige Möglichkeit, diesen Bereich des Körpers selbst zu erfahren, sind Berührungen mit den Händen, d.h. die taktile Erfahrung muss hier die visuelle Wahrnehmung ersetzen.¹⁰

Die unterschiedlichen erlernten Verhaltensmuster bestimmen unausweichlich die Benutzung von Toiletten. Sind die Sanitäröbekte entsprechend der 'üblichen' Körperhaltung gestaltet, so wird diese bei der Benutzung auch eingenommen. Es geschieht jedoch häufig – aus unterschiedlichsten Gründen – dass Sanitärinstallationen die tradierte Körperposition nicht zulassen. Wenn die dadurch entstehende Differenz zwischen der vorgegebenen Nutzung des Objekts und der angestrebten Körperposition nur gering ist, dann wird das Sanitäröbekt meist der Gestaltung entsprechend benutzt. Diese Art von Abweichung bewirkt auch die Sitztoilette, wenn sie in privaten Bereichen installiert ist: Da die Hockposition, wie sie bei der Darmentleerung im Freien oder bei ebenerdigen Sanitärinstallationen eingenommen wird, nicht möglich ist, wird die Toilette stattdessen in der Sitzposition verwendet.

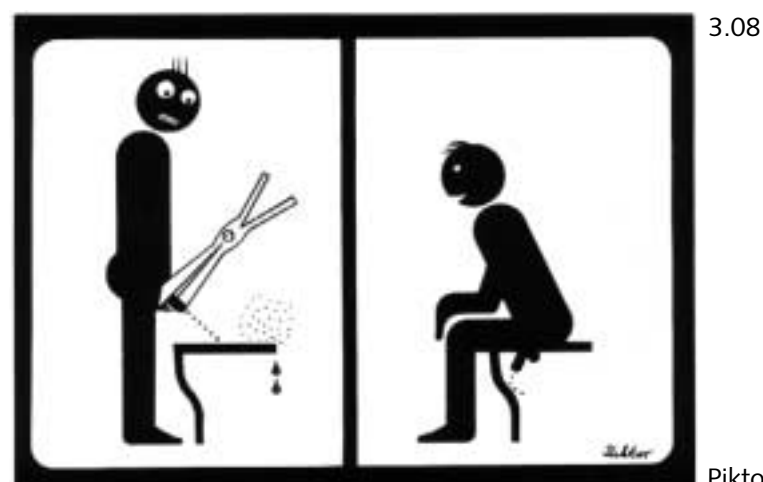
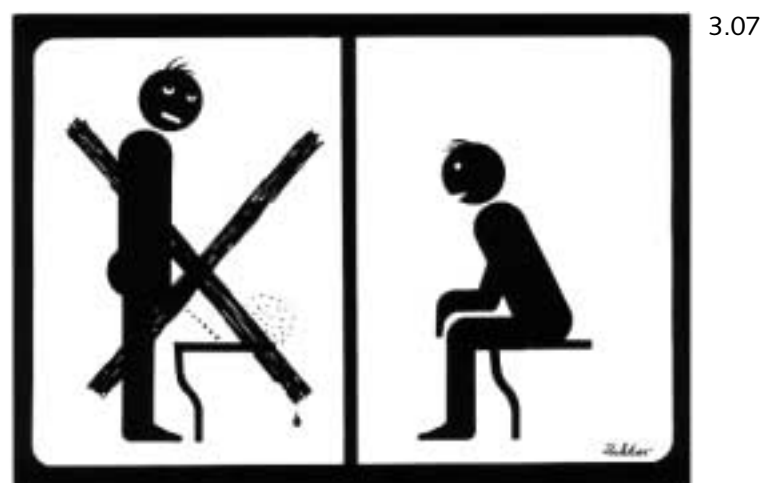
Bei der Miktion bedingt die Sitztoilette bei beiden Geschlechtern ebenfalls abweichende Körperstellungen. Frauen nehmen statt der Hocke die Sitzposition ein. Für sie ist im privaten Bereich der Unterschied zwischen den beiden Positionen (Hocken bzw. Sitzen) beim Urinieren relativ gering – u.U. ist das Sitzen sogar komfortabler, wenn beispielsweise das Einnehmen und Aufstehen aus der Hocke Schwierigkeiten bereitet.

Für Männer dagegen ist die – richtige – Benutzung der Sitztoilette ein weitaus größeres Problem, denn das herkömmliche Urinieren in aufrecht stehender Körperhaltung funktioniert bei Sitztoiletten überhaupt nicht. Wie der Name schon andeutet, sind sie dafür nicht entworfen. Ab einer Körpergröße von ca. 1,40 m ist bei der Miktion im Stehen der Abstand zwischen Penis, d.h. dem Austritt des Urinstrahls, und dem Bereich der Toilette, wo der Urinstrahl auftrifft, zu groß. Deshalb spritzen Urin und Wasser zurück und verschmutzen den Toilettenrand beziehungsweise den Sitz und oft auch den Boden.

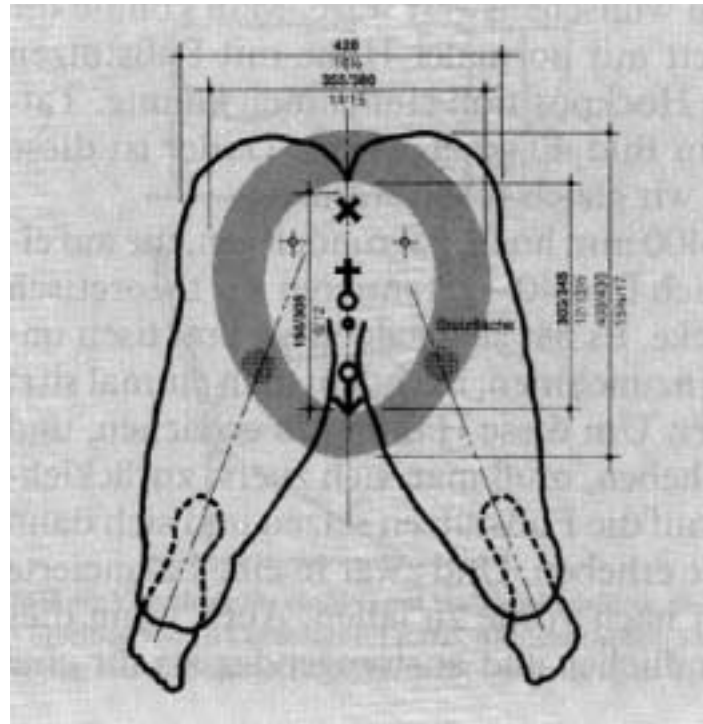
Obwohl Sitztoiletten in funktionaler Hinsicht nicht für eine Benutzung im Stehen geeignet sind, wird dies von Männern im privaten Bereich dennoch häufig praktiziert. Die Differenz zwischen der funktionalen Vorgabe durch das Objekt (Sitzen) und dem tradierten Verhaltensmuster (Stehen) ist also so groß, dass in dieser Situation nicht die Nutzung an das Objekt angepasst wird, sondern das Objekt stattdessen falsch benutzt wird.

Für dieses Problem wurde in den 1970er Jahren, vor allem in Deutschland, eine meines Erachtens kurzsichtige Lösung propagiert: Männer sollten sich trotzdem wie die Frauen zum Urinieren auf den Toilettensitz setzen.¹¹ (Abb. 3.06 - 3.08)

Das ist natürlich prinzipiell möglich, allerdings sind Sitz-WCs auch in ergonomischer Hinsicht für die sitzenden Benutzung durch Männer mangelhaft gestaltet: Bei kleinen Jungen ist das Verhältnis zwischen Sitztoilette und dem Körper in Sitzposition manchmal so ungünstig, dass der Strahl zwischen Sitz und Beckenrand zielt, und bei erwachsenen Männern kann es durch die unzureichende Dimensionierung und Form des Sitzes (oder auch des Toilettenbeckens) sehr leicht geschehen, dass mit dem Penis der innere Rand des Beckens berührt wird – eine zugegebenermaßen nicht sehr ange-



Piktogramme, um 1997



3.09 Disposition auf einem herkömmlichen WC
aus: Kira, 1976, Abb. 37

nehme Vorstellung. (s.a. Abb. 3.09) Bei den herkömmlichen Sitztoiletten ist also für Männer kein 'adäquates' Urinieren gewährleistet.

Daraus ergibt sich die Folgerung, dass die Ausstattung von Toiletten im häuslichen, privaten Bereich eher für die Benutzung durch Frauen gestaltet ist.

Die Verhältnisse kehren sich in öffentlichen Toiletten aufgrund ihrer Ausstattung mit Sanitärobjekten und die jeweilige Nutzung durch die Besucher vollständig um. Hier werden für die männlichen Besucher zusätzlich zu den Sitztoiletten Urinale installiert – Objekte, die eigens für die Miktion im Stehen konzipiert sind und eine berührungslose Benutzung ermöglichen. In der Öffentlichkeit werden also, ganz im Unterschied zum Privaten, die Bedürfnisse von Männern besonders berücksichtigt. Die ersten öffentlichen Bedürfnisanstalten waren, wie schon beschrieben, nur mit Pissoirs eingerichtet und damit ausschließlich für Männer gestaltet worden. Als später dann Vollanstalten gebaut wurden, die auch für die Benutzung durch Frauen konzipiert waren, hielt das Sitzklosett – ein Objekt aus dem häuslichen Bereich – ohne weitere Modifikationen Einzug in die öffentlichen Toiletten. Diese simple Übernahme war ein 'Übertragungsfehler', der die permanente Missnutzung von Toiletten nach sich zog.

Aus Ekel vor Schmutz und einer diffusen Angst vor möglichen Infektionen vermeiden viele Frauen bei öffentlichen Toiletten den direkten Körperkontakt zum Sanitärobjekt und setzen sich nicht hin. Wie bei der Miktion im häuslichen Bereich wird das besondere Verhalten auf öffentlichen Toiletten jungen Mädchen von ihren Müttern beigebracht, d.h. auch dieses Verhaltensmuster ist tradiert und weniger situationsabhängig. Wenn Frauen sich nicht setzen, so geschieht das meist unabhängig vom tatsächlichen Zustand der Toilette und ist eher die Folge von Gewohnheiten und Erziehung. Während die Differenz zwischen der Hock- und Sitzposition im häuslichen Bereich also noch kompensiert werden kann, führen im öffentlichen Bereich anerzogene oder begründete Vorbehalte dazu, dass Frauen dort Körperstellungen einnehmen, die teilweise erheblich von der Hockstellung abweichen. Sie tun dies nicht aus Bequemlichkeit – die meisten alternativen Benutzungsformen sind körperlich anstrengender und/ oder zeitlich aufweniger – sondern aus hygienischen Erwägungen.¹² Ähnlich der Benutzung von Sitztoiletten bei der männlichen Miktion ist die Benutzung von Sitztoiletten im öffentlichen Bereich für Frauen oft unbequem, unfunktional und lästig.

Verstärkt werden die Bedingungen für Frauen in den öffentlichen Bedürfnisanstalten zusätzlich noch durch die verhältnismäßig geringe Ausstattung mit Sanitärobjekten. Da die Klosetts immer in Kabinen untergebracht sind, benötigen sie mehr (teure) Grundfläche als Urinale. Deshalb können in Damentoiletten bei gleichem Raum (wie bei einer Männerabteilung) weniger Einzelobjekte installiert werden, die in der Folge entsprechend mehr frequentiert und deshalb stärker verschmutzt werden.

Dennoch gehen Planer meist von einer paritätischen Aufteilung des zur Verfügung stehenden Raums aus, und in sämtlichen Empfehlungen und Richtlinien für Architekten mit quantitativen Bedarfsangaben ist die vorgeschlagene Anzahl von WCs für die Damentoilette geringer als die der Gesamtsumme der WCs und Urinale für die Herrentoilette (bei gleicher angenommener Gästezahl).¹³

Dieses Missverhältnis bei der Anzahl der Installationen wird noch forciert durch die verhältnismäßig lange Benutzungszeit der Toiletten in den Kabinen: Während Männer bei der Miktion am Urinal ihre Kleidung nur ein wenig öffnen müssen, kommt bei Frauen zur aufwendigeren Entkleidung außerdem noch das zweimalige Öffnen, Schließen und Ver- bzw. Entriegeln der Kabinentür hinzu.¹⁴ Die längere Verweildauer und die geringere Anzahl an Sanitärobjekten führen bei Toilettenanlagen mit zeitweilig hohen Benutzerinnenzahlen wie zum Beispiel in Theatern oder Kinos oft zu erheblichen Warteschlangen – ein weiteres Problem von öffentlichen Damentoiletten.

Öffentliche Toiletten sind demnach in ihrer Planung und Ausstattung und in der daraus resultierenden Nutzung eher für die Bedürfnisse von Männern und in geringerem Maße entsprechend der Bedürfnisse von Frauen gestaltet.

Auch bei Toiletten zeichnet sich demnach ein gesellschaftliches Prinzip ab: Die Öffentlichkeit wird für die Männer geschaffen und das Häusliche, Private für die Frauen.

Strategien des Reagierens (software solutions)

Über die spezifischen Nutzungsformen von öffentlichen Damentoiletten wurden einige (wenige) Erhebungen durchgeführt, die in ihren Ergebnissen zwar variieren, aber durchgängig bestätigen, dass weit über die Hälfte der Frauen sich nicht auf öffentliche Toiletten setzen. Nach einer Studie in England aus den 1970er Jahren liegt der Prozentsatz sogar bei 96%.¹⁵ Eine Erhebung von 1998 in Frankreich kommt zu einem geringeren Anteil von 78%.¹⁶ Und bei den Befragungen im Rahmen des Forschungsprojekts „*Urinal für Frauen*“ (1998) gaben 9,4% der Frauen an, dass sie sich auf den WC-Sitz einer öffentlichen Toilette setzen, während 69,1% sich nicht und 21,5% nur manchmal hinsetzen.¹⁷

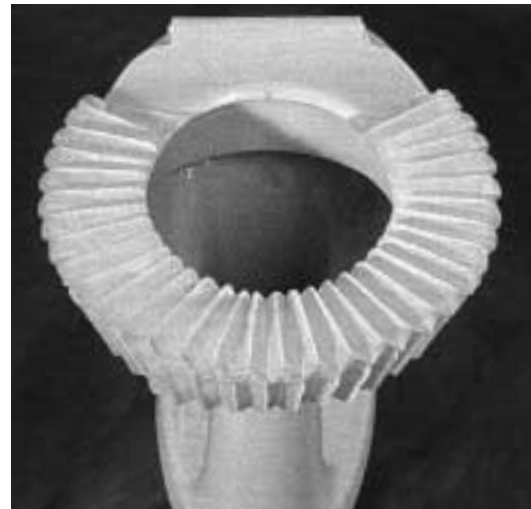
In der Absicht, jeglichen Körperkontakt mit der Sitztoilette zu vermeiden, reagieren Frauen mit sehr unterschiedlichen Benutzungsstrategien. Eine dieser Handlungsarten ist es, die Benutzung von öffentlichen Toiletten ganz zu umgehen. Nicht nur die Abneigung gegen die Sanitärausstattung, sondern auch der häufige Mangel an jeglichem Benutzungskomfort veranlassen viele Frauen, ihre Ausscheidungsvorgänge bewusst zu kontrollieren oder regelrecht zu planen: Dabei ignorieren sie den aufkommenden Harndrang und warten mit der Miktion so lange, bis sie entweder die eigene oder eine bekannte, ihnen angenehme Toilette erreichen.

Dieses Verhalten (*Harnretention*) kann zwanghaft werden. Dann ist es den betroffenen Personen schließlich auch körperlich nicht mehr möglich, eine 'fremde' Toiletten zu benutzen.

Den Urin zurückzuhalten kann, wenn dies häufig oder lange praktiziert wird, zur Überanspruchung der Blasen- und Urethramuskulatur führen und im Extremfall sogar einen Rückstau des Harns bis in die Nieren verursachen.



3.10 Toilettenpapier auf Sitzbrille (der Nestbau) Foto: Rissler, 1987



3.11 a Clinsit®

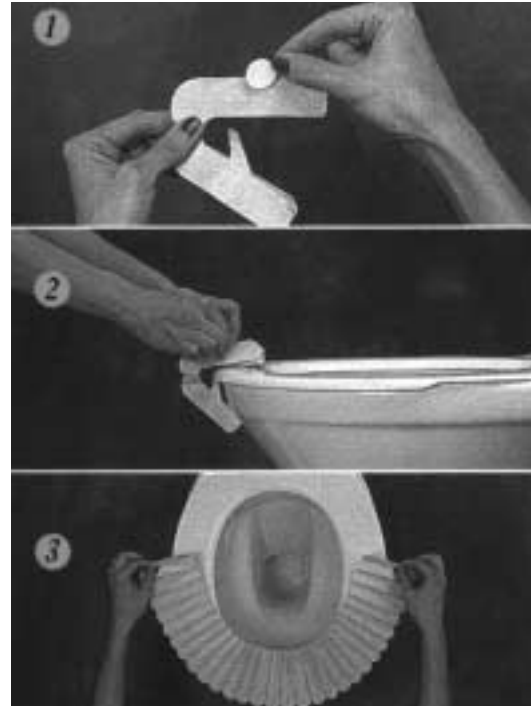


3.12 die Abfahrtsposition

Foto: Martin Rissler, 1987

3.13 die Hockposition

Foto: Martin Rissler, 1987



3.11 b Clinsit® – Gebrauchsanleitung

aufwendige Papierabdeckung mit Haftpunkten; persönlicher Hygieneartikel, der in Drogerien, Sanitätshäusern und Apotheken verkauft wird



Möglichst wenig zu trinken ist eine weitere, ebenfalls häufig angewandte Methode, den Gang zur öffentlichen Toilette zu vermeiden. Dadurch wird nicht nur der Körper mit unter Umständen erheblichen physiologischen Konsequenzen unterversorgt, sondern auch ein leiblicher Genuss, der ja mit Trinken verbunden ist, bewusst reduziert.

Zusätzlich zu diesen 'Vermeidungsstrategien' können im Wesentlichen vier Alternativen genannt werden, wie Frauen die üblichen Sitzklosetts benutzen.

1. „das Nest bauen“

Die Sitzauflage wird mit Toilettenpapier abgedeckt, um eine temporäre Barriere zwischen Sitz und Körper herzustellen. (Abb. 3.10) Das Toilettenpapier wird anschließend (meist) in die Toilette geworfen und weggespült, so dass es neben dem größeren Papierverbrauch zusätzlich zu einem erhöhtem Spülwasserbedarf kommt.

Verschiedene vorgefertigte Produkte aus Seidenpapier ahmen diese Methode nach. In manchen luxuriös ausgestatteten Toilettenräumen werden diese Papierabdeckungen über den Klosetts in speziellen Halterungen kostenlos bereitgestellt. Auf Autobahnraststätten werden sie auch, neben anderen Hygieneartikeln, in Automaten verkauft. (Abb. 3.11 a + b)

Die weitaus häufigste Art der Benutzung von öffentlichen Toiletten ist

2. die „Abfahrtsposition“¹⁸.

Die Frauen gehen dabei in die Halbhocke (Abb. 3.12), um eine Körperposition einzunehmen, von der sie hoffen, direkt in das Toilettenbecken zu treffen und ihre Kleidung dabei nicht zu bespritzen. Allerdings ist durch die Beckenform der Sitz-WCs die Wahrscheinlichkeit relativ groß, dass Rückspritzer den Sitz treffen, oder sogar darüber hinaus gehen. Falls das passiert ist, wird sich vermutlich die nächste Benutzerin ebenfalls nicht hinsetzen.

Viele Frauen klappen den Toilettensitz vor der Benutzung in der Abfahrtsposition nicht nach hinten weg.¹⁹ Die Gesamthöhe des Toiletteninneren bleibt dadurch etwas höher, und so können weniger Rückspritzer über den Rand hinaus auf die Kleidung oder den Boden gelangen. Oft wird der Sitz aber auch nicht weggeklappt, weil die Brille für die Berührung mit den Händen als zu schmutzig erachtet wird, oder um damit zu verhindern, den kalten und ohnehin meist verschmutzten Porzellanrand versehentlich mit den Schenkeln zu berühren.

Für die Abfahrtsposition muss viel Kraft aufgewendet werden, und zwar insbesondere in den Oberschenkeln. Um aber die Blase zu entleeren, muss der Unterleib möglichst entspannt sein.²⁰ Die Anspannung in den Beinen (für die *Abfahrtsposition*) und die Entspannung der Urethra (für die Miktion) herzustellen, verlangt eine erhöhte Koordinationsleistung, die nicht immer vollständig erfüllt werden kann. Deshalb kann die Abfahrtsposition dazu führen, dass die Blase dabei nicht vollständig entleert wird.²¹

Die dritte Methode wird selten verwendet, denn

3. die *Hocke*

auf einem Sitzklosett einzunehmen, ist ein relativ riskantes Unternehmen. Sie hat aber den Vorteil, dass der Abstand zwischen Körper und Objekt verhältnismäßig groß ist und die Berührungspunkte zur Toilette an Stellen des Körpers sind, die nicht so vehement 'geschützt' werden wie der Unterleib. (Abb. 3.13)

4. „pinkeln wie ein Mann ...“: *Miktion im Stehen*

Die Fähigkeit, den Urinstahl in stehender Körperhaltung gezielt nach vorne zu richten, kann auch von Frauen erlernt werden. Im November 1998 ging unter www.restrooms.org eine Webseite²² online, die von einer amerikanischen Krankenpflegerin (mit dem Pseudonym Denise Decker) unterhalten wird, wo sich folgende Anleitung findet:

- „1. *Raise the toilet seat.*
2. *Wash or wipe your hands clean with a moist towelfare.*
3. *Adjust clothing. Pants should be pulled down in front a few inches. Skirts should be lifted. Underwear should be pulled down at the waistband or move the fabric at the crotch to one side.*
4. *Wipe your labia area clean.*
5. *Using either hand, make a "V" with your first and second finger and spread the inside of your labia minora. (the INNER lips)*
6. *Lift to the desired angle, then pee.*
(If you don't spread and lift, it could run down your leg.)
7. *Wipe your labia if necessary.*
8. *Return the toilet seat to its original position.*
Wash your hands and you're done!“ (Übersetzung s. Anm. 23)

Nach Denises Umfrage waren 70% der Frauen erfolgreich, die diese Methode versucht haben, und nur 30% mussten sie variieren oder doch ein Hilfsmittel verwenden. Nach den Mails an Denise, von denen sie eine Auswahl veröffentlicht hat, praktizierte eine erstaunlich hohe Anzahl an Frauen diese Technik schon bevor sie die restroom-Webseite besuchten²⁴, und ein weiterer großer Teil der Mail-Senderinnen hat die Methode mittlerweile erfolgreich aufgenommen.

Die für Frauen unkonventionelle Methode findet vor allem im anglo-amerikanischen Raum Interesse und Anwendung. So schreibt beispielsweise eine Collegestudentin an Denise: *„Well I'm in college and you'd be surprised to see how many college girls use men's urinals. I personally find it boring to pee in regular stalls, and its much more exciting and daring to pee standing up in urinals.“*

In England wurde 1992 in einer Abschlussarbeit zum Master-Degree durch Umfrage und Experiment die Fähigkeit von Frauen untersucht, beim Urinieren zu stehen. Diese Studie kam zu dem verblüffenden Ergebnis, dass 98% der Frauen unter 30 Jahren keine Probleme dabei haben.²⁵



3.14 Toilettüren mit Piktogrammen, Frankreich, 1997
Foto: Bettina Möllring

Die Euphorie, die unter anderem anhand der Nachrichten an Denise über die oben beschriebene Methode deutlich wird, ist meines Erachtens verständlich, denn zu lange wurde die Miktion im Stehen als männliches Privileg gehandelt. Vom Blickwinkel der Gestaltung allerdings ist die daraus resultierende Benutzung von Sitztoiletten nur eine weitere, keineswegs optimale Antwort auf einen dis-funktionalen Zustand. Solange Urinieren im Stehen nicht an Urinalen stattfindet, ist es bei Frauen ebenso kritikwürdig wie bei Männern.

Hilfsmittel und Objektlösungen (hardware solutions)

Außer den beschriebenen individuellen Strategien, die im Wesentlichen Modifikationen der durch die Objektgestaltung vorgegebenen Körperhaltung darstellen, gibt es auch einige gegenständliche Lösungen.

Der Einbau von verschiedenen Toilettenarten, die von den Gästen wahlweise, je nach Vorliebe auf-gesucht werden können, ist die einzige, mir bekannte alternative Maßnahme, die von seiten der Toilettenbetreiber angeboten wird. Zum Beispiel sind auf vielen französischen Autobahnraststätten sowohl Hocktoiletten als auch Sitztoiletten installiert. Die Hocktoiletten ermöglichen die, im öffent-lichen Bereich angestrebte, körperkontaktlose Benutzung – die Sitztoiletten dagegen sind für jene Besucherinnen, die lieber ein aus dem häuslichen Bereich gewohntes Sanitär-objekt vorfinden und verwenden wollen.

Bei dieser alternativen Installation wird meistens außen an der Kabinentür auf den jeweils installier-ten Objekttyp hingewiesen. (Abb. 3.14)

Alle anderen Lösungen, die auf eine körperkontaktfreie Benutzung zielen, sind Hilfsmittel: Urinier-hilfen werden von den Besucherinnen selbst mitgebracht und sind letztendlich, wie auch die zuvor beschriebenen unterschiedlichen Körperpositionen, nur Strategien des Reagierens. Im Folgenden werden, abgesehen vom „*Petit Pissoir*“ (S. 120), nur derzeit seriell hergestellte Objekte erwähnt.²⁶ Die Urinierhilfen werden gebraucht, um den Harnstrahl nach vorne zu lenken. Sie sind entweder aus Papier und zur einmaligen Verwendung bestimmt oder aus Kunststoff und dann mehrfach be-nutzbar. Letztere sind persönliche Gegenstände, die für gewöhnlich nur von einer Person benutzt werden. Die verschiedenen Pinkelhilfen sind immer so klein wie möglich gestaltet, denn sie sind 'heimliche' Gegenstände, von denen möglichst niemand ahnen soll, dass sie verwendet werden. Deshalb werden sie, wie zum Beispiel Tampons, versteckt transportiert und diskret gehandhabt. Das Funktionsprinzipien der unterschiedlichen Hilfsmittel ist immer gleich: eine Röhre, die mit einem trichterförmigen Ende der Körperform angeglichen ist und den Urin vom Körper abführt. Dennoch unterscheiden sich die im Anschluss gezeigten Beispiele „*Urinella*“ und „*Pippi Lissi*“, „*Sanifem-Freshette*“, „*Travelmate*“ und „*LadyPaper*“ erheblich.



3.15 Urinella, Fa. Klomoda, Köln, 1998



3.16 Pippi Lissi, 2002



3.17 Petit Pissoir, Klara Jahn u. Michael Soerensen, Berlin, 1994

Urinella, Pippi Lissi und die anderen

Urinella ist ein kleiner Papiertrichter, der sich zusammenfalten lässt und nur einmal verwendet wird. (Abb. 3.15) Die „Wundertüte“, wie sie von der Vertriebsfirma Klomoda genannt wird, soll nicht nur dafür sorgen, dass „die Gleichstellung der Frau beim Urinieren steht“, sondern ist – vielleicht in erster Linie – ein geschicktes Marketingkonzept. Nach etwa einjähriger Entwicklungszeit hatte Urinella 1997 ihre werbegerechte Form gefunden. Die Gebrauchsanleitung ist innen aufgedruckt, um außen Platz für Werbung zu machen: „Werben mit Urinella. So nah dran ist sonst keiner.“ Nach Angaben der Hersteller waren mehr als 80% der Reaktionen positiv: „Dabei sind die älteren Nutzerinnen kommunikativer und positiver als die 30-40 jährigen, die zuerst eine skeptische Haltung einnehmen.“²⁷

Eine andere Pinkeltüte, die der Urinella formal gleicht, wird seit 2001 unter dem Namen „Pippi Lissi“ im Internet angeboten. (Abb. 3.16) Bei ihr wird mit der grafischen Gestaltung allerdings nur erklärt, wofür und wie das Produkt benutzt wird. Die Farbgebung, das Layout und auch das Logo nehmen Stilelemente der 1950er Jahre auf, und so wird der Eindruck erweckt, es handle sich bei diesem Gegenstand um ein altbewährtes Produkt.

Tatsächlich ist es aber, nach meinen Recherchen, das neueste Exemplar einer ganzen Reihe von ähnlichen Erfindungen.

Unter dem Namen „Petit Pissoir“ wurde 1994 ein fast identischer Papiertrichter als Urinierhilfe zum Gebrauchsmuster beim Deutschen Patentamt angemeldet²⁸, das aber letztendlich nicht realisiert wurde. (Abb. 3.17)

Ein weiteres Fundstück in dieser Reihe formaler und funktionaler Übereinstimmungen sind die Papiertrichter, die seit 1997 in Venezuela von der Firma „Piss Liberación“ verkauft werden. Dort sind sie in Apotheken und Parfümerien erhältlich und sollen Kundinnen ansprechen, „die auf der Straße arbeiten und auf öffentliche Toiletten angewiesen sind“²⁹.

Die Vorteile dieser Papierprodukte sind eindeutig: Sie sind leicht und lassen sich klein zusammenfalten, die Herstellungs- und Investitionskosten sind niedrig und die Produktionsverfahren einfach. Die Entsorgung dagegen ist ein Problem: Da das Material bei der Benutzung dem Urin standhalten muss, sind die Trichter aus stärkerem Papier oder auch von innen beschichtet und können deshalb nicht weggespült werden. Abgesehen von der Einmalbenutzung, die ohnehin umweltbelastend ist, würden vermutlich viele Nutzerinnen die Tüte trotzdem – versehentlich oder auch wenn kein Müllbehälter vorhanden ist – in die Toilette werfen und damit Verstopfungen verursachen.

Wie bei allen Hilfsmitteln setzt auch das Konzept der Urintrichter nicht an der eigentlichen Ursache des Problems an, denn das Stehen während der Miktion ermöglicht zwar den Frauen eine berührungsfreie Benutzung der Toilette, aber es hat weiterhin die Fehlnutzung von Sitztoiletten zur Folge.

Für eine richtige Verwendung dieser Urinierhilfen müssten dann folgerichtig für Frauen auch Urinale installiert werden. Nicht von ungefähr kommt deshalb ein Kommentar auf der Internetseite von *Pippi Lissi*, in dem sich ein Mann über diese neue Art von Gleichstellung empört: „*Erst werden wir Männer gezwungen, uns hinzusetzen und jetzt das...ich pack's nich...*“³⁰

Überhaupt scheinen diese Erfindungen einer männlichen Logik zu folgen, die auch mit der Autorenschaft begründet werden könnte: *Urinella* und *Pippi Lissi* wurden von Männern entworfen, das *Petit Pissoir* von einem Mann und einer Frau beim Patentamt angemeldet, über die Gestalter der venezuelischen Tüte ist nichts bekannt.

Sanifem-Freshette

Im Vergleich zu den Einweg-Papiertrichtern ist die „*Freshette*“ (Abb. 3.18/ 3.19) an ein anderes Publikum gerichtet. Der schmale, langgezogene Trichter aus rosa Kunststoff, der in ein durchsichtiges flexibles Kunststoffrohr mündet, wurde in Deutschland erstmalig 1996 im *Globetrotter-Katalog* angeboten für „*Situationen, ... wenn z.B. nur Pissoirs vorhanden sind, es sehr windig oder kalt ist und frau sich dank Freshette nicht ganz ausziehen muß*“³¹.

Auf der Webseite der amerikanischen Herstellerfirma *Sanifem* werden vor allem Frauen angesprochen, die viel unterwegs sind und beim Sport oder im Urlaub oft im Freien sind. Das Benutzungsszenario ist hier also im Vergleich zu den Papiertrichtern ein ganz anderes: Es wird zwar erwähnt, dass die *Freshette* auch bei unhygienischen Toiletten hilfreich ist, aber es geht vor allem um Situationen, in denen es nur Urinale oder überhaupt keine Toiletten gibt, oder wenn Frauen aus anderen Gründen ihre Kleider nicht öffnen und herunterziehen wollen.

Die Gestaltung der *Sanifem-Freshette* setzt nicht – wie zum Beispiel bei *Urinella* – auf Trendsetting, sondern erinnert eher an orthopädische Hygieneartikel. Wie alle Produkte für die Freizeitausrüstung überzeugt es sicherlich durch Haltbarkeit und Verlässlichkeit, ansonsten fehlt dem Urinrichter jeglicher Charme. Das ist umso erstaunlicher, da gerade die Gegenstände, deren Verwendung mit Sport oder 'Outdoor'-Aktivitäten verbunden ist, als sog. „*Lifestyle*“-Produkte meist sehr sorgfältig gestaltet werden. Doch hier scheinen Leichtigkeit und Funktionserfüllung die einzigen Kriterien gewesen zu sein, obwohl auch in der Einsamkeit von Gipfel-, Gletscher- und Skitouren Komfort gerade im Bereich der Körperhygiene sicher nicht nur mit purer Zweckerfüllung erreicht wird. Die *Freshette* ist ein persönlicher Gegenstand und dementsprechend sollte sie auch visuell Freude bereiten.



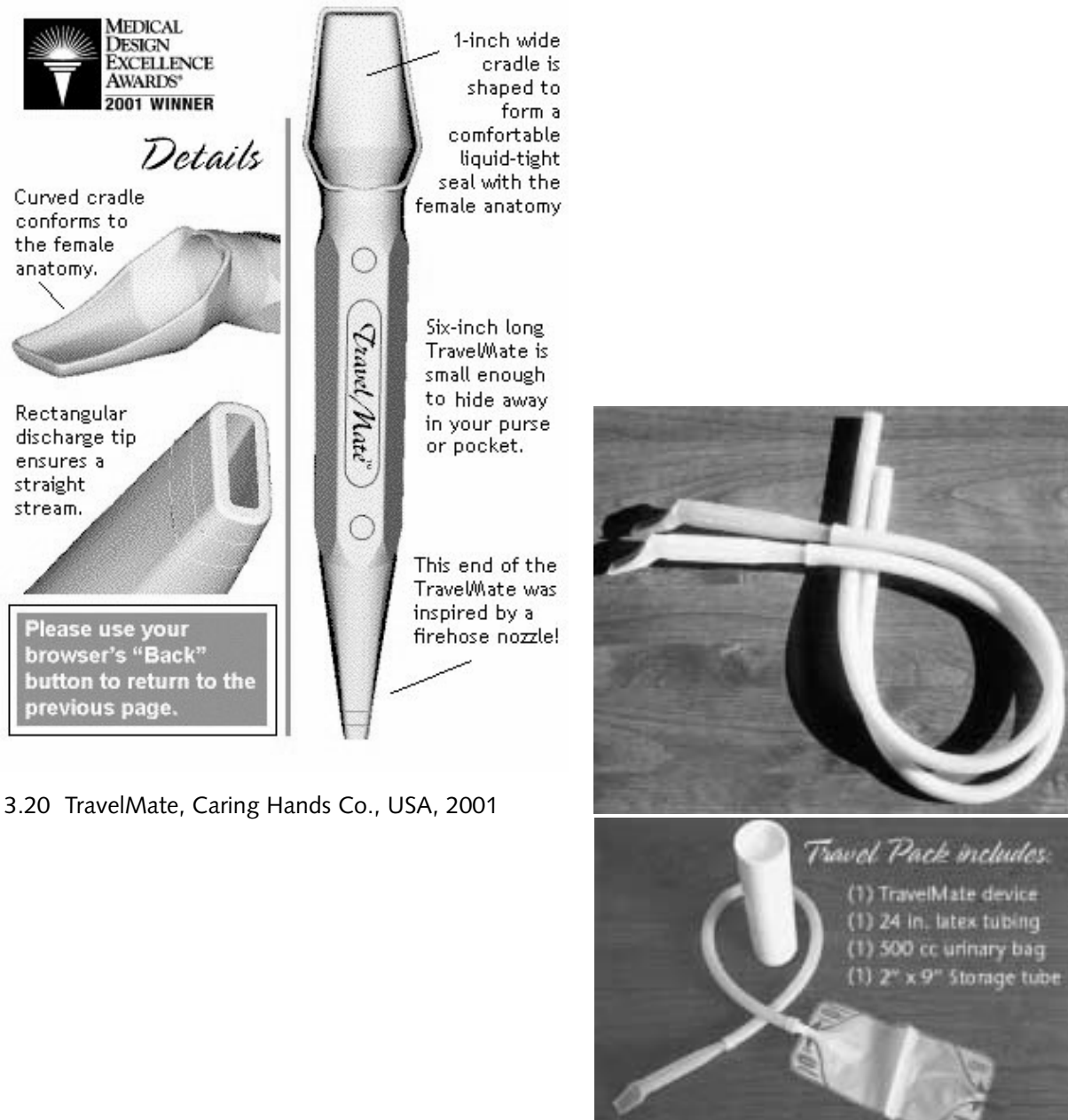
3.19 Handhabung, www.freshette.com, Fa. Sani-fem Co., 2002



3.18 Freshette, *Globetrotter-Katalog*, 1996

TravelMate

Der „*TravelMate*“ (Abb. 3.20) – übersetzt: der Reisefreund (männlich!) – wird über Denises Webseite „*restrooms of the future*“ vertrieben.³² Auch er besteht aus einer Röhre mit Trichter, allerdings ist das Objekt minimal dimensioniert. Die Länge beträgt 5 inches (12,7 cm) und der Trichter ent-



3.20 TravelMate, Caring Hands Co., USA, 2001

ROTE KARTE FÜR URIN(VER)SPRITZER!
Schützen Sie Ihre Kleidung und den Bad-/WC-Bereich vor Urinerspritzungen durch



MAN PAPER am obersten Ende herausziehen und dort festhalten (a). Sollte MAN PAPER -verpackungsbedingt- etwas gekrümmt sein, so ist dies nicht hinderlich; durch den abfließenden Urin zieht sich das Papier von selbst senkrecht nach unten. Penis in die Schrägschnitt-Öffnung einführen; darauf achten, daß die Penis-Unterseite (b) fühlbar auf dem unteren Öffnungsrand aufliegt. MAN PAPER nach Verrichtung einfach in das WC-Becken fallenlassen und wegspülen.



3.21 ManPaper, H. Römpke, 1999

spricht in seiner Größe der Laffe eines Kaffeelöffels. Nach den enthusiastischen Beschreibungen der „Userinnen“ funktioniert der *TravelMate* sehr gut.³³ Durch die abgestimmte Dimensionierung der Röhre im Verhältnis zur Abflussöffnung entsteht eine Sogwirkung, die dazu führt, dass der Urin sicher abgeführt wird.

Seit im September 2000 die zweite Version des *TravelMate* auf den Markt gebracht wurde, gibt es außer den zwei verschiedenen Transporttäschchen noch einige Zusatzeile: Zum einen ein Schlauch, mit dem der Harnstrahl noch weiter vom Körper abgeführt werden kann, und zum anderen ein Beutel, um den Urin auffangen zu können und dadurch völlig unabhängig von Toiletten zu sein. Vor allem durch diese Erweiterung zum *TravelPack* (s. Abb. 3.20, rechts unten) wird die Urinierhilfe auch eine medizinische Hilfe, weil damit beispielsweise Rollstuhlfahrerinnen eine Verwendung ermöglicht wird.

Dennoch ist der *TravelMate*, wie die anderen Urinrichter auch, nur eine Notlösung, durch deren Verwendung der hygienische Zustand der Toiletten sicher nicht verbessert wird.

Lady Paper und Man Paper

Das Konzept von „*Lady Paper*“ geht ursprünglich auf eine Urinierhilfe für Männer zurück. „*Man Paper*“ (Abb. 3.21) ist ein ca. 60 cm langer schmaler Papierschlach aus feinem Seidenpapier, der den Harn nicht weiterleiten, sondern nur bündeln und lenken soll. „*Hygienepapier für Herren [...] löst endlich und endgültig das Problem der sog. »Stehend-Pinkler«, indem es sowohl den stärksten als auch den schwächsten Urinstrahl geschlossen aufnimmt und ohne ein seitliches Entweichen selbst kleinster Urinpartikel sanft in das WC-Becken einleitet.*“³⁴

Im Unterschied zu den vorgestellten Urinierhilfen für Frauen ist *Man Paper* also vor allem für die Benutzung im privaten Bereich gedacht, wo nur Sitztoiletten installiert sind. *Man Paper* wird als Endlostunnel produziert und wie Toilettenpapier aufgerollt. Ähnlich den Urinierhilfen für Frauen ist es ein orthetisches Produkt.

Lady Paper besteht ebenfalls aus einem Papierschlach, der allerdings eine weitere Öffnung hat und in einen kleinen Trichter passt, um ihn damit an den Körper halten zu können. Der Trichter, ein zusammengestecktes Stanzteil aus Kunststoff-Folie, kann wiederverwendet werden, während das Papier, das gegen Durchfeuchtung innen mit Zuckerrüben-Melasse beschichtet ist, nach Gebrauch wie Toilettenpapier weggespült werden kann.

Von den hier vorgestellten Hilfsmitteln scheinen *Lady Paper* und *Man Paper* die in funktionaler Hinsicht optimalsten zu sein, denn sie verhindern wenigstens das Hauptproblem bei der stehenden Nutzung der Sitztoilette: dass der Rand bzw. der Sitz und auch der Boden bespritzt werden.

Alle erwähnten Beispiele stellen in ihrer Funktion als Urinierhilfe einen Penisersatz für Frauen dar.
³⁵ Durch solche Objekte wird geradezu zwangsläufig die These vom weiblichen Penisneid belebt. Hilfsmittel in Form von Penismimikrys werden vor allem von Frauen als Orthesen verstanden, die einen körperlichen Mangel ausgleichen sollen.

In diesem Zusammenhang wird erneut interessant, von wem die Konzepte und Formgebungen sind. Bei den kleinen Papiertrichtern (*Urinella* u.a.) waren es überwiegend Männer, über die Autoren der *Freshette* ist nichts bekannt, der *TravelMate* wurde von einer Krankenschwester zusammen mit ih-rem Partner entwickelt, *Lady Paper* und *Man Paper* sind die Idee von Vater und Sohn – der weibliche Penisneid wird hier also überwiegend von Männern verständnisvoll bedient. Nach meinen Recherchen unter anderem im Deutschen Patentamt sind auch die Erfinder anderer Urinierhilfen überwiegend männlich, während sich Frauen eher auf die Entwicklung und Gestaltung veränderter beziehungsweise neuer Sanitärinstallationen konzentrieren (s.a. S. 135 ff.).

3.22 Keramikhändler mit unterschiedlichen Gefäßen:
Kannen, Bourdaloues (links) und Nachttöpfe (rechts)
aus: Feldhaus, S. 250



„Pisshpitt“, von 1808

Das erste Zeitfenster öffnet sich ...

In den vergangenen Jahren wurden mehrfach Urinale speziell für Frauen gestaltet. Oft beanspruchten die Urheberinnen und Urheber für ihre Entwicklung, sie wäre das erste originäre Damenurinal.¹ Dieser Eindruck kann durch die diskontinuierliche Geschichte des Gegenstands leicht entstehen, doch Damenurinale weisen eine sehr viel längere Tradition auf.

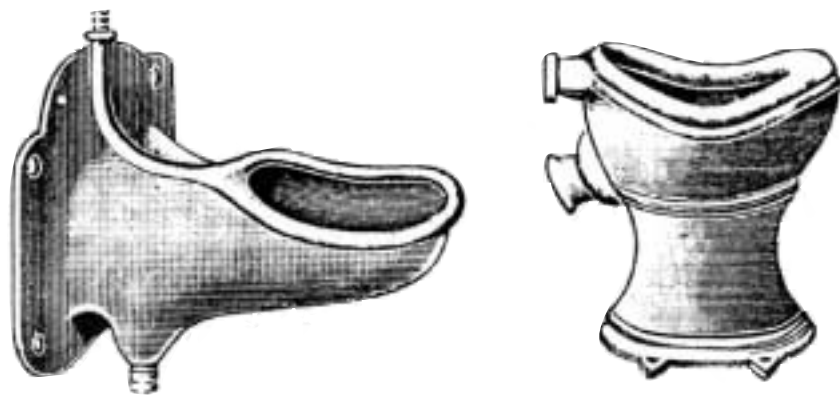
Bourdaloues, kleine mobile Urintöpfe für Frauen, kamen im 18. Jahrhundert in Frankreich auf und wurden später auch in anderen europäischen Ländern verwendet.² (s.a. S. 35; S. 156 und Abb. 4.11) Sie waren in einer Zeit, in der es keine wasserbespülten Toiletten in Europa gab und stattdessen Plumpsklos, Leibstühle oder Nachttöpfe zur Aufnahme von Exkrementen dienten, die einzigen alltäglichen Gebrauchsobjekte, die als Urinal verwendet wurden. Vergleichbar mit den heute üblichen Urinalen für Männer wurde mit den *Bourdaloues* speziell und exklusiv den Bedürfnissen von Frauen Rechnung getragen. *Bourdaloues* werden im Stehen benutzt und sind deshalb, im Unterschied zu den kreisrunden Nachttöpfen, an den seitlichen Rändern konkav, damit sich die Schenkelinnenseiten anschmiegen können.

Auf einer Darstellung eines Straßenhändlers von 1808 (Abb. 3.22) ist deutlich erkennbar, dass er zwei unterschiedliche Gefäßarten anbietet. Rechts hält er zwei runde Nachttöpfe und links ein *Bourdaloue*.³

Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, mit Einführung der Kanalisation, werden Urinale hergestellt, die für die Benutzung durch Männer gestaltet waren. Entsprechende Sanitärinstallationen für Frauen kommen mit einiger Verzögerung auf den Markt. Im Handbuch der Architektur werden in der Ausgabe von 1897 zum ersten Mal wasserbespülte Urinale für Frauen erwähnt.

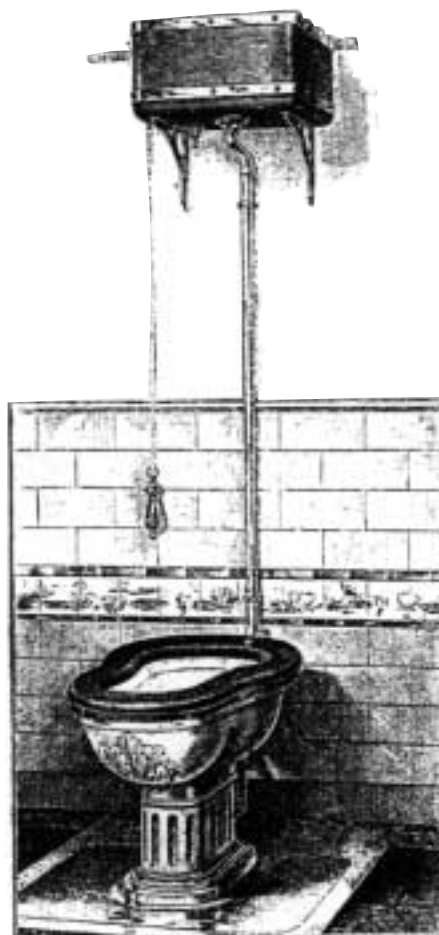
*„Dem Vorbilde Englands folgend, hat man in den letzten Jahren sogar Pissoirs für das weibliche Geschlecht mit Erfolg angewendet. Diese bestehen aus sog. Urinettes oder Porzellan-Sitzbecken mit automatischer Spülung und werden besonders in den Aborten von Eisenbahn-Wartesälen, in Geschäftsläden, wo viele Mädchen beschäftigt sind, in Theatergebäuden, wo ein großer Chor oder großes Ballett besteht, eingerichtet. ... Solche Urinettes haben den großen Vortheil, daß sie dort aufgestellt werden können, wo ein 2-zölliges Abflußrohr vorhanden ist, während die gewöhnlich von Frauen zum Urinieren benutzten Spülaborte ein 4-zölliges Abfallrohr verlangen.“*⁴

In dieser Ausgabe des Handbuchs wird dann allerdings kein englisches, sondern ein amerikanisches „Frauen-Pissoir (*Urinette*)“ abgebildet. (Abb. 3.25) Nach dem begleitenden Text zu schließen, wurden die Urinale trotz der damals zeitgemäßen Bekleidung mit mehreren Unterröcken und langem Rock im Sitzen benutzt, d.h. die Stoffmengen mussten vorne oder hinten nach oben gerafft werden: „Das Becken besteht aus starkwandigem Porzellan, erhält gewöhnlich einen hölzernen Sitzrand; doch giebt es auch Porzellanbecken, deren Oberkante der Reinlichkeit halber ganz aus Porzellan besteht; nur sind diese beim Daraufsitzen weniger angenehm und führen leicht zu Erkältungen.“⁵



Deutsche Frauenpiffoire.

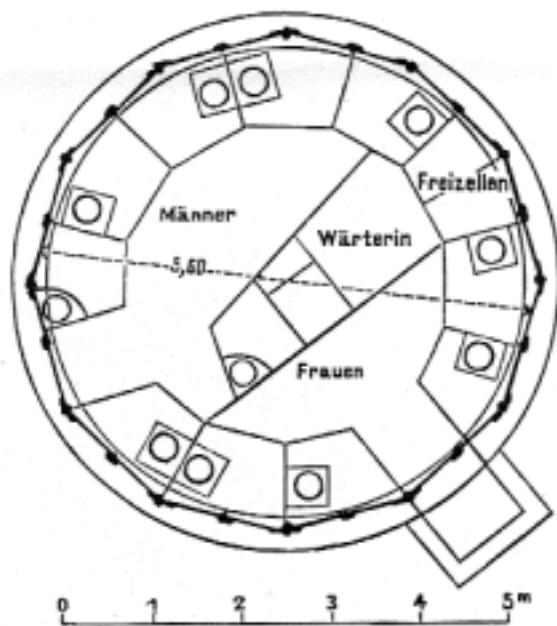
3.23 Damenurinale, vermutlich von Villeroy und Boch
aus: HdA, Teil 3, Bd. 5, Heft 2, 3. Aufl., Leipzig 1908, Fig. 875 und 876



Frauen-Piffois (Urinette)
der J. L. Mott Iron Works.

3.25 amerikanisches Frauenpissoir
Urinette
aus: HdA, Ergänzungsheft zu Teil 3, Bd. 5,
Stuttgart 1897, Fig. 415

3.24 Berliner Bedürfnisanstalt, Fa. Hirschberg (?)
aus: Berlin und seine Bauten, 1896, S. 44, Abb. 41



Die Berliner Bedürfnisanstalten waren nur mit Klosetts ausgestattet. Urinale waren ausschließlich in den „Stehanstalten“ (Pissors).

Die Bedürfnisanstalten der Fa. Hirschberg waren „vieleckig und wurden daher Rotunden genannt“. Die vergessenen Tempel, S. 91

Das abgebildete amerikanische Urinal ähnelt in seiner Form einem Bidet und hätte wohl auch gleichartig benutzt werden können – also 'rittlings', mit der Körperfront dem Objekt zugewendet, statt in der für die Toilette üblichen Sitzhaltung mit dem Rücken zur Wand.

In der dritten Auflage des Architekturhandbuchs von 1908 wurden dann die Frauen-Pissoirs noch ein weiteres und letztes Mal erwähnt. Ihr Nutzungsrahmen hatte sich sogar ein wenig ausgeweitet:

*„In England und den Vereinigten Staaten hat man in letzterer Zeit auch für das weibliche Geschlecht Pissoire mit Erfolg ausgeführt. Diese ... werden besonders in den Aborten von Eisenbahn-Wartesälen, in Geschäftshäusern, wo viele Mädchen beschäftigt sind, in Theater- und Zirkusgebäuden, wo ein großer Chor und großes Ballett bestehen, usw. eingerichtet.“*⁶

Man muss allerdings genau lesen, um den feinen Unterschied zu erkennen: Einerseits waren die Zirkusgebäude hinzugekommen, die nicht gerade zu einer guten Reputation des Objekts beitragen. Andererseits wurden aus den Läden Geschäftshäuser, in denen für die steigende Anzahl berufstätiger Frauen nun auch die entsprechenden Sanitäranlagen eingerichtet werden mussten.⁷

Zusätzlich zur amerikanischen *Urinette* wurden in diesem Handbuch auch zwei deutsche Frauenurinale abgebildet. (Abb. 3.23) Das wandmontierte Urinal ragt weit nach vorne, so dass für eine mögliche Benutzung mit Blickrichtung zur Wand ausreichend Platz vorhanden ist (s.o.).

Bei der Vielzahl an Varianten für Klosetts und Urinale, die um die Jahrhundertwende (19./20. Jhd.) produziert und in den Architekturhandbüchern mit Akribie aufgelistet wurden (s.a. Kap. Toilette als Objekt), waren Frauenpissoirs lediglich eine Art von sehr vielen unterschiedlichen Sanitäröbekten. Erst als das Sortiment insgesamt immer mehr reduziert wurde, verschwanden die Frauenurinale aus dem Repertoire.

Während es sich bei den Bourdaloues um persönliche Gegenstände handelte, waren die amerikanischen Urinettes beziehungsweise die deutschen Frauen-Pissoirs vor allem für den Einsatz in öffentlichen Bedürfnisanstalten gedacht. Dennoch wurden sie nur in halb-öffentlichen Räumen, wie zum Beispiel Arbeitsstätten oder bestimmte Veranstaltungsorte, installiert.⁸ Obwohl man also eine Sanitärinstallation zur Verfügung hatte, die in den Damenabteilungen der Bedürfnisanstalten hätte verwendet werden können, kam diese nicht zum Einsatz. Stattdessen wurden *Vollanstalten* gebaut, die zusätzlich zu den Urinalanlagen (für Männer) mit Klosetts ausgestattet wurden. Während die Benutzung des Pissoirs weiterhin kostenfrei blieb, waren die nun erhobenen Eintrittspreise für die Abortkabinen in den von Wärterinnen betreuten Anlagen⁹ sehr hoch: Er betrug beispielsweise in München (1901) für die 1. Klasse (mit Waschvorrichtung) 10 Pfennige und für die 2. Klasse immerhin noch 5 Pfennige.¹⁰ Um auch Frauen eine kostenlose Benutzung auf den öffentlichen Toiletten anzubieten zu können, wurden in einigen zentralen Vollanstalten *Freizellen* eingeführt.¹¹ Obwohl diese unentgeltlich zu benutzenden Einrichtungen nur zum Urinieren verwendet werden sollten (s.a. S. 102), wurden die Kabinen mit Klosetts ausgestattet.¹² (Abb. 3.24)

Beschreibung der versuchten Errichtung von Damen-Pissorten in München

In München wurden angesichts der zuvor beschriebenen Situation verschiedene, ganz eigene Versuche unternommen, die Vollanstalten gleichberechtigt auszugestalten und den Frauen eine unentgeltliche Benutzung der Bedürfnisanstalten zu ermöglichen beziehungsweise den Pissoirs vergleichbare Einrichtungen zu etablieren.

Der erste Versuch war ein Antrag von 1897 – München hatte erst seit vier Jahren ein funktionstüchtiges Kanalisationssystem –, der dem Magistrat vorgelegt werden sollte:

„Antrag
 Betreff: Errichtung von Bedürfnisanstalten für die weibliche Bevölkerung
 Der ergebenst Unterzeichnende erlaubt sich dem hohen Collegium folgenden Antrag zu unterbreiten, mit der Bitte, denselben dem Magistrat zur Würdigung hinübergeben zu wollen:
 »Die beabsichtigte Vermehrung von Bedürfnisanstalten wolle tunlichst auch auf folgende Anstalten für die weibliche Bevölkerung erfahren und insbesondere auf Herstellung von Anlagen unentgeltlicher Benutzung Bedacht genommen werden, um dadurch einem besonders in hygienischer Beziehung bedenklichen Übelstande abzuhelpen.«
 München, 8. April 1897
 Ergebenst Rupert Stäble“¹³

Der Antrag erreichte vermutlich nie den Magistrat, jedenfalls ist keine Reaktion darauf erhalten. Doch immerhin wurden bis Ende 1901 in den 22 Bedürfnisanstalten der Stadt 13 Freiaborte für Frauen sowie fünf Freiaborte für Männer eingerichtet¹⁴, und innerhalb der darauffolgenden 14 Monate kamen noch sieben weitere Freiaborte hinzu.¹⁵

Im selben Zeitraum wird im städtischen Bauausschuss ein „Programm für die Erbauung von Bedürfnisanstalten“ erstellt, das unter anderem vorschlägt:

„Die Bedürfnisanstalten sollen, wenn sie nicht an sehr frequenten Plätzen, z.B. Brücken, sich befinden, nicht allzu groß sein. In den meisten Fällen werden je 3 Sitze für Männer und 3 für Frauen genügen. Bei den Sitzen für Frauen ist bis auf weiteres 1 Freisitz vorzusehen.“

Doch bereits auf dem Aktenblatt schreibt der damalige Verwaltungsrat Kirchmair in einer seitlichen Anmerkung: „Je drei Sitze für Männer und drei für Frauen sollen als Mindestzahl angenommen werden. Von einem Freisitz soll ganz abgesehen werden. Sollten jedoch Freisitze eingeführt werden, so sind dieselben möglichst einfach zu gestalten.“¹⁶

Nun wird das Stadtbauamt vom Magistrat aufgefordert, zu diesen gegensätzlichen Vorstellungen „entsprechende Vorschläge“ zu machen.¹⁷ Außerdem werden Informationen zu Erfahrungen in anderen deutschen Städten eingeholt.

Dem Antwortschreiben des zuständigen Stadtbaurats Eggers schon am folgenden Tag lässt sich nicht nur in Bezug auf den Widerwillen der Mitarbeiter des Stadtbauamts, eine Veränderung in den Bedürfnisanstalten anzustreben, einiges entnehmen:

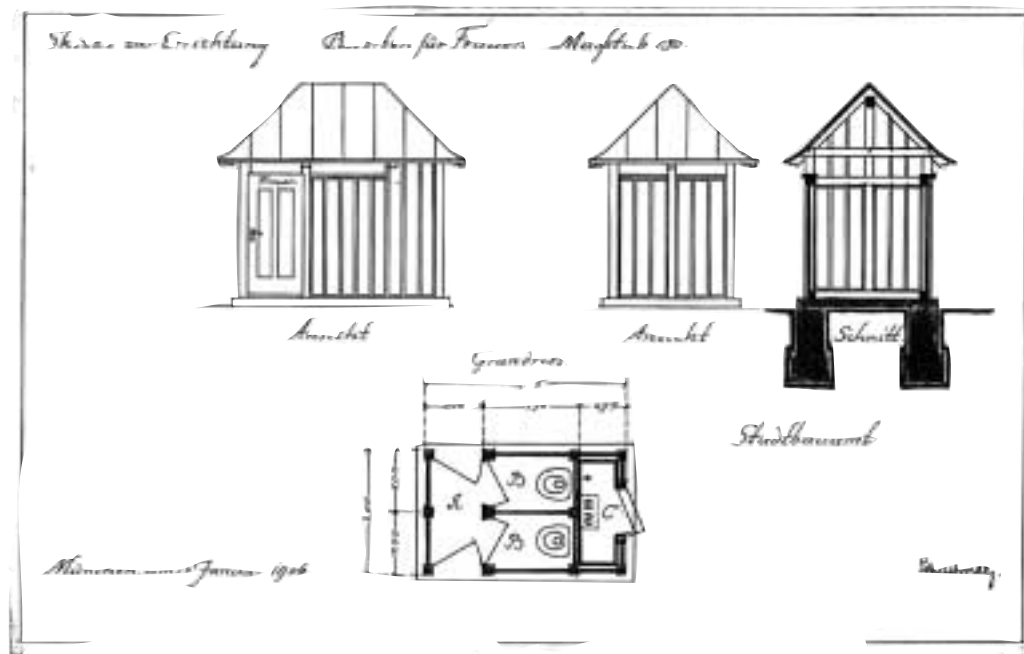
„zum Referat IIa unter der ergebensten Rückäußerung, daß über eigene Pißanstalten für Damen in anderen Städten nichts bekannt ist. Wie derartige Anstalten beschaffen sein sollen, kann man sich auch nicht recht vorstellen. Denn es kann den Damen doch nicht angesonnen werden, daß sie ihre Notdurft im Stehen an einer Bodenrinne, ähnlich wie in den Pißanstalten für Herren, verrichten sollen, also müßten immer Sitzgelegenheiten geschaffen werden und diese genügen dann bei Damen für alle Bedürfnisse.
 In Hamburg haben die Freiaborte einfache Tröge mit Wasserspülung, wie solche früher auch in unseren Schulen eingeführt waren und sind die einzelnen Kabinen nur durch nicht sehr tiefe Querwände getrennt, Thüren oder Vorhänge fehlen aber vollständig. In der Damenabteilung werden diese Kabinen jedenfalls auch zum Urinieren benützt. ...
 Dortige Einrichtungen lassen sich übrigens in unseren Anstalten nur dann schaffen, wenn ein Teil der vorhandenen Kabinen geändert würde, was aber keineswegs zu empfehlen ist, denn jedenfalls sind die schon vorhandenen Abortschüsseln zweckmäßiger, als die offenen Tröge und wenn den Verunreinigungen vorgebeugt werden will, so müßten die Holzdeckel dementsprechend geändert und an den Freikabinen die Türen beseitigt werden, damit jenen Abortgästen, die aus Sparsamkeit eine solche, statt eine zu bezahlende Kabine benützen, eben der Schutz und die Heymelichkeit genommen ist, dann wird jedenfalls die sich immermehr einschleichende mißbräuchliche Benutzung bald aufhören und etwas Anstößiges läßt sich hierin wohl kaum erblicken, besonders bei den Damen nicht, die eine solche Kabine als Pißstand benützen, denn bei den Pißständen für Herren fehlt ja auch jeder Abschluß. Wenn einer oder eine aus Sparsamkeitsrücksichten die Benützung einer solchen Kabine wählt, so kann jedenfalls keine Klage erhoben werden über mangelnden Schutz usw., denn es steht ja jedem oder jeder frei, gegen Entrichtung von 5 oder 10 Pfennig eine geschlossene und reingehaltene Kabine zu benützen. ...“¹⁸

Nach diesem Rundumschlag des Stadtbauamts fasst der Magistrat dennoch am 13.2.1902 folgenden Plenarbeschluss: „Auch in Zukunft sollen in den Bedürfnisanstalten Kabinen I. und II. Klasse geschaffen werden, desgleichen Freiaborte für Frauen. Wo ein Freiabort für Frauen noch nicht eingerichtet ist, soll derselbe, wenn möglich, alsbald eingerichtet werden.
 Die Einrichtung des Freiabortes hat so zu erfolgen, daß die Gebote der Schicklichkeit und Sittlichkeit nicht verletzt werden, und ist so einfach als möglich zu gestalten.“¹⁹

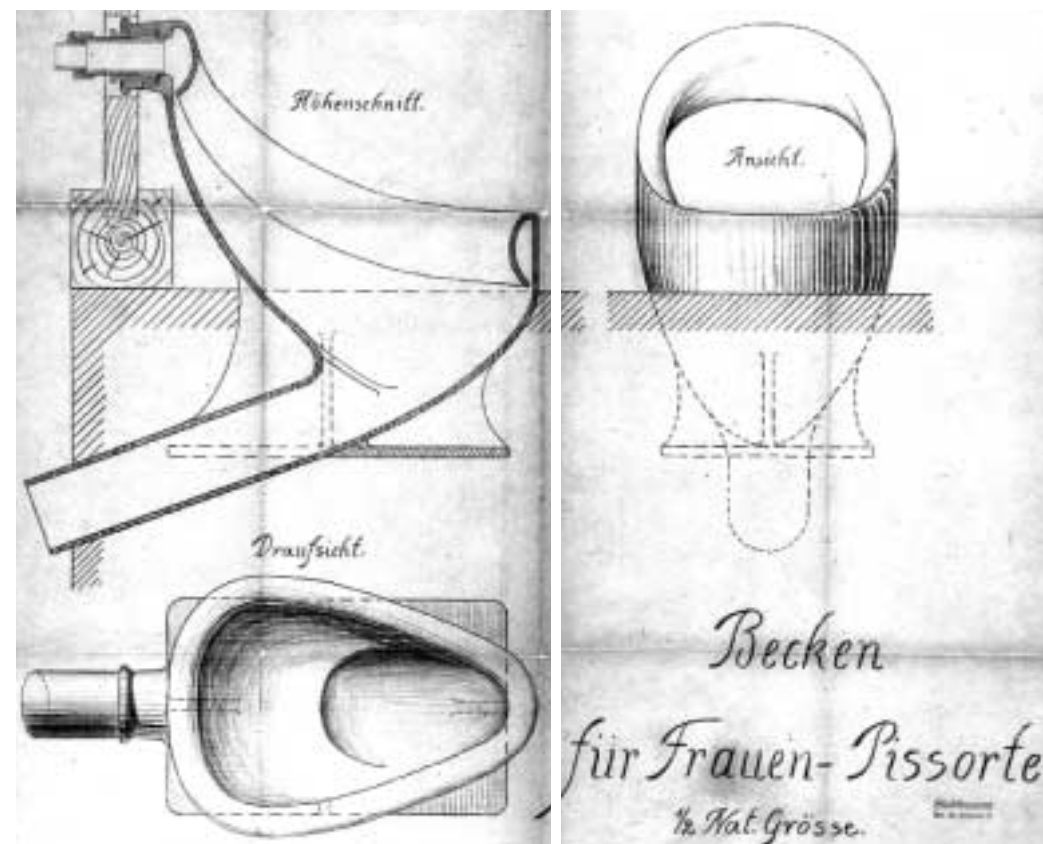
In einem Schreiben an den Verwaltungsrat Kirchmair, der zuerst die generelle Abschaffung von Freiaborten vorgeschlagen hatte, wird die Beschlussfindung näher erläutert:

„Es wurde von mehreren Seiten angeregt, die verschiedenen Klassen der Aborte aufzuheben, die Einrichtung gleichmäßig zu gestalten und für sämtliche Aborte, mit Ausnahme

der Freiaborte, 5 Pfennig Gebühr zu verlangen (das entspricht der II. Klasse), ferner Freiaborte in allen bestehenden Aborten einzurichten. Auch wurde von der Errichtung von Damenpissoirs, wie sich solche in anderen Städten finden, gesprochen.“²⁰



3.26 Haus für Piss-Ort für Frauen, München 1906, Entwurf von Baustadtrat Schachner
Stadtarchiv München



3.27 Damenurinal für den Piss-Ort für Frauen, München 1906,
Entwurf von Baustadtrat Schachner
Stadtarchiv München

Ein ganzes Jahr ruhen die Aktivitäten zu den Damenabteilungen der Bedürfnisanstalten, bis im Februar 1903 der Münchner Magistrat an den Magistrat von Berlin, den Rat der Stadt Leipzig und an den Rat der Stadt Halle an der Saale Anfragen stellt, „bezüglich der »Pißstände für Frauen«, da München diese in ihrer Stadt einzuführen plant: [...]

1. wie groß diese sind
2. wie sie eingerichtet sind [...]
3. ob sie mit solchen für Männer oder mit öffentlichen Bedürfnisanstalten vereinigt und mit Wasserspülung versehen sind und
4. ob und wie sie sich von außen als nur für Damen benutzbar so kenntlich machen, daß sie nicht von Männern betreten werden.“²¹

Die Berliner Bau-Deputation antwortet darauf, „daß hier für Frauen nur noch vollständige Klosettanlagen hingestellt werden, da sich die Pißstände nicht bewährt haben.“²² Aus dem Schreiben aus Leipzig geht hervor, dass dort „keine besonderen Pißstände für Frauen vorhanden sind. Es ist hier die Einrichtung getroffen, daß in jeder der 31 öffentlichen Bedürfnisanstalten je 1 Freiaborte für Frauen eingerichtet ist.“²³ Ähnlich ist die Situation in Halle.²⁴

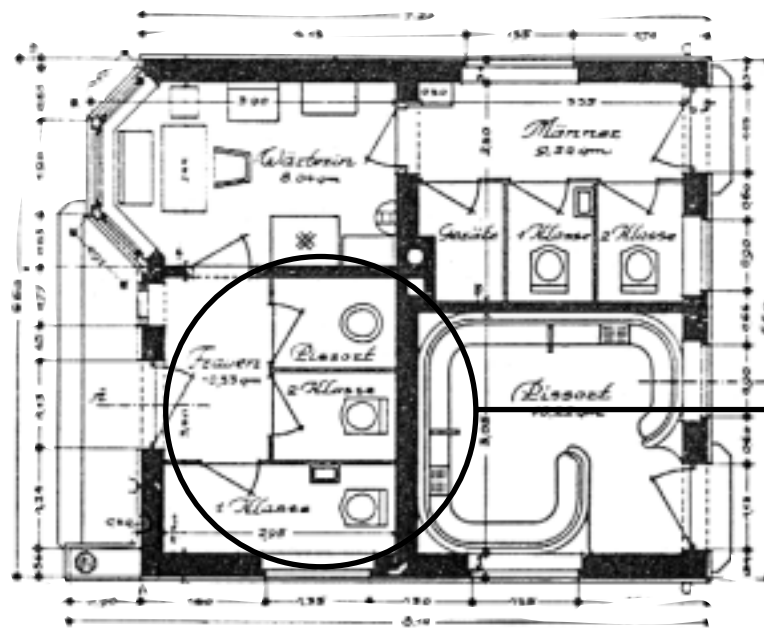
Nach Erhalt der Antwortschreiben bricht die Diskussion in München erneut ab. Zu dieser Zeit gibt es entsprechend einer Liste des Stadtbauamts insgesamt 14 Freiaborte für Frauen im Stadtgebiet von München.²⁵

Es vergehen vier Jahre, bis die Einrichtung von Damen-Pissoirs noch einmal versucht wird. Wieder ist nicht eindeutig, wie es dazu kam, und völlig andere Personen sind nun die Akteure. Dieses Mal kommt die Initiative, ganz im Unterschied zu den vorherigen Bemühungen, aus dem Stadtbauamt. Anfang 1906 legt Stadtbaurat Schachner einen Entwurf für einen „Damen-Pissort“ vor. Dabei handelt es sich nicht um eine zur unentgeltlichen Benutzung freigegebenen Toilette, sondern offenbar sollte nun tatsächlich eine neue Lösung für öffentliche Damentoiletten gefunden werden.

Schachner entwarf ein kleines Holzhaus mit zwei Kabinen (Abb.3.26), die ähnlich den Herren-Pissorten nicht ständig von einer Wärterin betreut, sondern nur einmal täglich gereinigt werden sollten. Da seiner Ansicht nach „zweckmäßige Damenurinale, welche ohne weiteres Verwendung finden könnten, [...] noch nicht im Handel“²⁶ waren, gestaltet er außerdem noch ein Urinal für den Damen-Pissort (Abb. 3.27):

„In jeder Zelle soll ein sich nur ca. 30 cm über dem Boden erhebendes Becken Aufstellung finden, welches eine zwischen den Klosettschüsseln und Bidets das Mittel einhaltende Form besitzen soll. ... Die Becken sollen aus Gußeisen hergestellt werden und mit Emailüberzug versehen sein. Ein Sitzbrett ist nicht vorzusehen. Hingegen dürfte sich

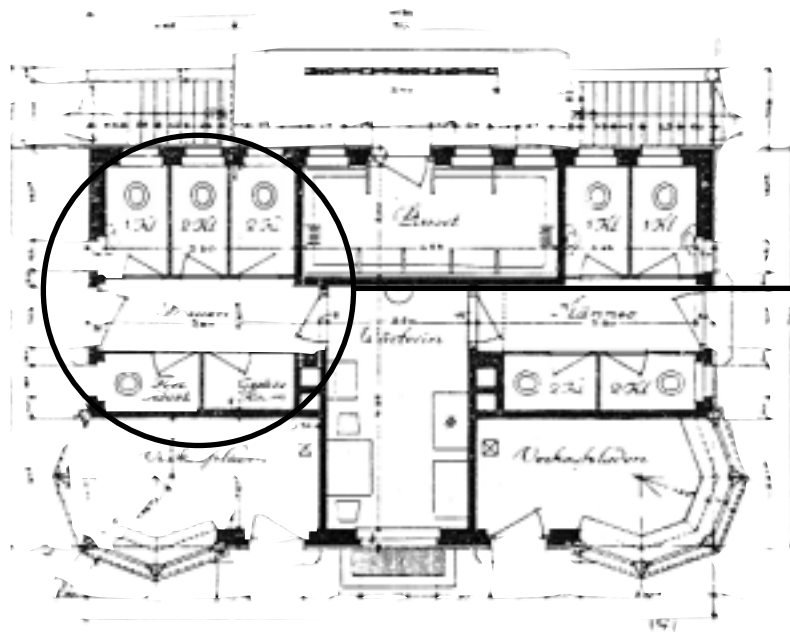
3.28 Grundriss
Bedürfnisanstalt Lerchenfeldstr.,
München
aus: München und seine Bauten, 1912, S. 663



Pissort
2. Klasse
1. Klasse

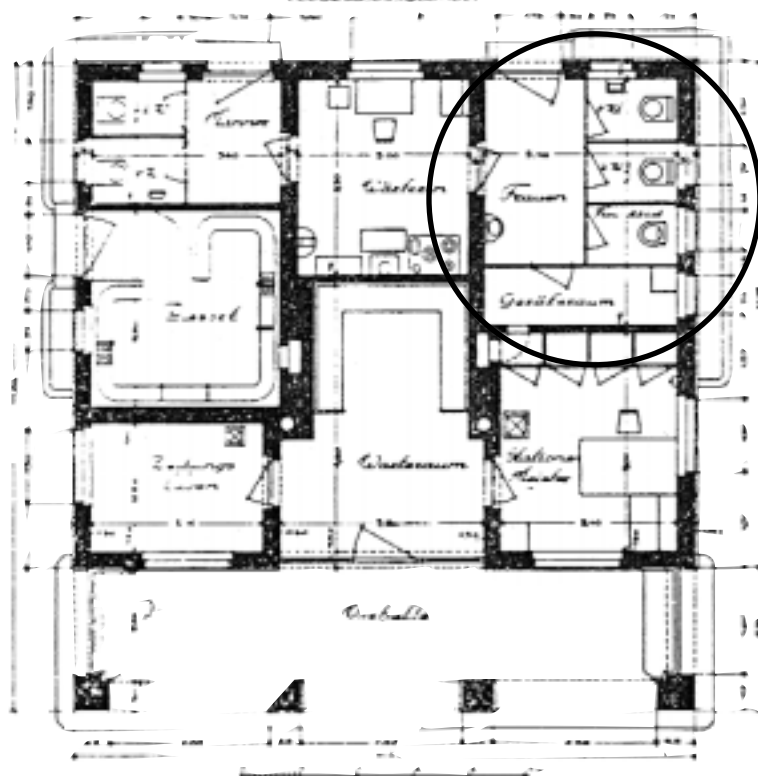
1. Klasse
2. Klasse (zwei Kabinen)
Freiabort
Geräteraum

3.29 Grundriss
Bedürfnisanstalt Ottostr., München
aus: München und seine Bauten, 1912, S. 664



1. Klasse
2. Klasse
Freiabort
Geräteraum

3.30 Grundriss
Bedürfnisanstalt Max-Weber-Platz,
München
aus: München und seine Bauten, 1912, S. 665



vielleicht empfehlen, über dem Becken Messingstangen anzubringen, welche von einer Wand nach der anderen reichen und dort befestigt sind. Ältere und schwächliche Personen könnten an dieser Stange Halt gewinnen. Für beide Becken wäre eine intermittierende Spülung eventuell alle 10 Minuten vorzusehen [...].

Für die ersten Versuche mit Aufstellung von Frauenpissorten dürfte es sich vielleicht empfehlen, die Standorte derselben in der Nähe von Spielplätzen zu wählen, damit Kindermädchen oder sonstige die Aufsicht über die Kinder führende weibliche Personen dieselben benützen könnten. Erst für den Fall sich die Einrichtung bewähren sollten, würde sich die allgemeine Einrichtung in den verschiedenen Stadtbezirken (besonders in städtischen Anlagen) empfehlen.“²⁷ (vollst. Text mit genauer Objektbeschreibung in dieser Anm.)

Nach der Antragstellung kam es noch zu einigen Überlegungen, wo ein erster Damen-Pissort aufgestellt werden könnte. Doch im Weiteren finden sich für die Umsetzung von Schachners Plänen keine Belege. Stattdessen bricht die Diskussion wieder ab, in den Listen über die Errichtung von Pissoirs und Bedürfnisanstalten sind das Projekt oder eine Genehmigung für die Beauftragung von Bauunternehmern nicht zu finden. Da die Unterlagen außerdem in einer besonderen Akte „Freiaborte“ abgelegt wurden, ist es sehr wahrscheinlich, dass das Projekt Damenurial in München nie über das Planungsstadium hinausging.

Schachner war im Architekturführer „München und seine Bauten“ von 1912 Autor des Kapitels „Bedürfnisanstalten“. Hier weist einer der Pläne einen Pissort für Damen aus: Es handelt sich um die Bedürfnisanstalt Lerchenfeldstr. am Rande des Englischen Gartens, die 1904 nach Schachners Plänen errichtet wurde. (Abb. 3.28) Das legt die Vermutung nahe, dass das Damenurial vielleicht doch hergestellt wurde und nicht, wie ursprünglich geplant, in einem eigenen Haus sondern in einer normalen Bedürfnisanstalt untergebracht wurde. Im Text dazu schreibt er allerdings, dass für die Frauen drei Aborte zur Verfügung stehen, auf dem Plan sind aber nur drei Kabinen eingezeichnet.

Als ich 1997 die heute noch vorhandene, aber geschlossene Bedürfnisanstalt fotografierte, sprach mich eine Frau an und fragte, ob ich denn wisse, was ich da fotografiere. Sie erinnerte sich noch an die Zeit, in der die Bedürfnisanstalt in Benutzung war. Der Raum der Wärterin war später zu einem Kiosk umgebaut worden. An ein Frauenurial erinnerte sie sich allerdings nicht.

In einem anderen Grundriss (Abb. 3.29) des Münchner Architekturführers sind sowohl der Freibort als auch die Aborte der 1. und 2. Klasse mit dem gleichen Symbol dargestellt, wie der Pissort in der Frauenabteilung der Lerchenfeldstraße.

Und auch in einem dritten Plan ist ein Freibort dargestellt – mit einem Symbol, das das Sanitäröbjekt als ein einfacher gestaltetes Klosett als die Klosetts der 1. und 2. Klasse kennzeichnet. (Abb. 3.30) Offensichtlich existierten also weder eine einheitliche Lesart noch eine durchgängige Beschriftung der Pläne für die verschiedenen Klassifizierungen der Aborte.²⁸

Die Objektdarstellungen in den Pläne sind also ebenso unklar wie die Beschriftung der Kabinen als Freiaborte. Die Bezeichnung „Pissort“ bei den Damenabteilungen der Bedürfnisanstalten bezieht sich demnach sehr wahrscheinlich nicht auf die dort installierten Sanitärgegenstände, sondern auf die vorgesehene Benutzungsart. Mit der Bezeichnung wurde nur darauf verwiesen, dass die Installationen in den Kabinen ausschließlich für die Miktion verwendet werden sollten und außerdem keine Eintrittsgebühr verlangt wurde.

Bis in die 1910er Jahre kam in München kein weiterer amtlicher Schriftverkehr über Frauenpissorte oder Freiaborte zustande. In den meisten Bedürfnisanstalten waren mittlerweile Freiaborte für Frauen vorhanden, die nach Berichten der Wärterinnen und der Kontrolleure stark frequentiert wurden. Kein Wunder bei der verhältnismäßig geringen Anzahl der Freiaborte und in Anbetracht der hohen Benutzungsgebühren für die Klosetts in der 1. und 2. Klasse. Da sie viel benutzt wurden und dort weder Toilettenpapier noch Waschbecken vorhanden waren, waren die verschmutzten Freiaborte häufig Anlass für Auseinandersetzungen. Zwischen den Besucherinnen und den Wärterinnen, die auch die kostenlos benutzten Freiaborte von Zeit zu Zeit reinigen mussten, entbrannte immer wieder heftiger Streitereien, die teilweise sogar aktenkundig wurden.²⁹

Der Bericht eines Kontrolleurs³⁰ scheint den Freiaborten dann schließlich den Todesstoß gegeben zu haben. In einer Debatte im Magistrat, die am Ende zur Schließung der Freiaborte und ihrer Umwandlung in gebührenpflichtige Aborte führte, wurde der Bericht wiederholt im Wortlaut zitiert. Die ständigen Konflikte vor Ort wegen der Freiaborte hatten sich so verschärft, dass Konsequenzen gezogen werden mussten. Nun wurde jedoch nicht mehr wie noch sechs oder zehn Jahre zuvor versucht, eine passendere Lösung für die Damen-Pissorte zu finden, sondern die Freiaborte wurden eilends aufgelöst. Man wollte nicht nur ein Ende der Streitereien um die Bezahlung herbeiführen, sondern hoffte außerdem, mehr Eintrittsgelder erwirtschaften zu können.³¹

1922 unternimmt eine Stadträtin – das erste Mal eine Frau – noch einmal den Versuch, Freiaborte für Frauen einrichten zu lassen. Doch ihr Antrag wurde schon im Ansatz abgewehrt. Die Direktion der städtischen Badeanstalten, die nun die Bedürfnisanstalten verwalteten, reagierte mit dem Hinweis, dass *„bei einer eventuellen Einführung von Freiaborten [...] sich die gleichen Missstände wie früher ergeben [könnten]. Wahrscheinlich werden die Unzuträglichkeiten noch größer sein, da bei den hohen Gebühren von 50 Pfennig und 1 Mark viel mehr Personen, wie früher, die Freiaborte benützen werden. Es dürfte daher in den größeren Anstalten die Einrichtung eines Freiabortes nicht genügen. Auch der Gebührenaufschlag ist bei der jetzigen Höhe der Gebühren ein sehr hoher. Nimmt man nur an, daß unter 10 Frauen eine den Freiabort benützt, so ergibt dies bei einer Besucherzahl von 1.220.000 (Ansatz für 1922) einen Ausfall von 61.100 Mark. Das ist ein Betrag, der ausreicht, den Bauunterhalt von sämtlichen Vollanstalten zu decken. Es wird daher empfohlen, im Interesse der Stadtgemeinde, im Interesse der Ordnung und Ruhe in den Bedürfnisanstalten den Antrag der Frau Stadträtin Schultes nicht zu entsprechen.“*³²

Das 'erste Zeitfenster' für Damen-Pissorte und Damenurinale wurde damit geschlossen. Hatte zehn oder zwanzig Jahre zuvor vielleicht noch die Möglichkeit bestanden, ein solches Projekt umzusetzen, so war sie spätestens mit der Ablehnung des Antrags von 1922 vorüber. Das Damenurinal hatte seine Chance verpasst.

Es soll noch erwähnt werden, dass die unentgeltlich zu nutzenden Herrenurinale nicht abgeschafft wurden – für deren Unterhalt gab es offensichtlich noch ausreichend Geld in den Stadtkassen.

Während in München die Ausstattung der Bedürfnisanstalten für Damen zu einer Diskussion auf kommunalpolitischer Ebene geführt hatte, wurde in Berlin ein anderer Weg beschritten.

Hier betrieb die städtische Bauverwaltung nur die öffentlichen Pissoirs, entschied über deren Standorte, vergab die Bauaufträge und hielt die Anlagen instand. Die Baukosten für eine siebenständige Einrichtung („Café Achteck“, s.a. S. 99 und Abb. 2.09) lagen in den 1890er Jahren etwa bei 4300 Mark ³⁴ und die jährlichen Wasserkosten bei 860 Mark ³⁵.

Der Betrieb der Berliner Vollanstalten aber, in denen ausschließlich Klosetts installiert waren, wurde von freien Unternehmern gewährleistet:

„Die zum Gebrauche für beide Geschlechter bestimmten Anstalten stehen zwar auch unter städtischer Aufsicht, sind aber von Privatunternehmern errichtet und werden von diesen betrieben und unterhalten. Für die Benutzung der öffentlichen Straße zur Ausübung ihres Unternehmens entrichten dieselben eine Abgabe von 10% der Bruttoeinnahme an die Gemeinde und sind vertragsgemäß gehalten, gegen festgesetzten Tarif ihre Anstalten stets in sauberem und ordnungsmäßigem Zustande dem Publicum zur Verfügung zu halten; außerdem liegt ihnen noch die Verpflichtung ob, in jedem der Abortgebäude je zwei mit besonderem Eingange versehene Zellen dem weiblichen Geschlecht zur freien Nutzung zu überlassen.“ aus: Berlin und seine Bauten, 1896 ³⁶

Die Übernahme der öffentlichen Berliner Bedürfnisanstalten durch die Fa. Wall ab 1994, die sehr kontrovers debattiert wurde, war also im Grunde die Fortsetzung einer über 100 Jahre alten Tradition.

Der Magistrat von Berlin hatte 1879 bei Vertragsabschlüssen zunächst ausgehandelt, dass jeweils ein Klosett in den Damenabteilungen wenigstens teilweise unentgeltlich benutzt werden durfte – zum Beispiel auf Anfrage oder auch nach dem Ermessen der Wärterin. Die beiden oben zitierten Freiaborte pro Anlage waren also immerhin eine Verdoppelung des vertraglich vereinbarten Kontingents, allerdings mussten diese Kabinen, da sie separat waren, seltener gewartet und gesäubert werden. Im Unterschied dazu hätten die Kabinen der 1. und 2. Klasse auch dann gereinigt werden müssen, wenn eine kostenlose Benutzung stattgefunden hätte.

Ein bekanntes Handlungsmuster für die Regelung des Öffentlichen wird aber dennoch am Berliner Beispiel deutlich: Für die Bedürfnisse der Männer wird mit staatlichen Geldern gesorgt, während die Bedürfnisse der Frauen vorzugsweise kostenneutral verwaltet oder an den Dienstleistungssektor übergeben werden.

Diese Tradition setzt sich bis heute fort: Die Fa. Wall wurde durch den Vertrag mit dem Senat nur dazu verpflichtet, einige der historischen *Café Achteck* zu renovieren ³⁷ und weiterhin zu betreiben. Die neuen *City Toiletten* dagegen, die mittlerweile alle ehemals städtischen Bedürfnisanstalten ersetzen, können nur gegen Gebühr betreten und benutzt werden. ³⁸

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts begannen zwei verschiedene Firmen, die Berliner Bedürfnisanstalten zu betreiben. Nachdem 1879 die Fa. Protz zuerst die alleinige Betriebsgenehmigung erhalten



3.31 Berliner Bedürfnisanstalt, Fa. Protz (?)
aus: Berlin und seine Bauten, 1896, S. 45

hatte, musste sie sich ab 1891 das Stadtgebiet mit der Fa. Hirschberg teilen. Protz bekam den Norden, Hirschberg den Süden Berlins als Aufstellungsgebiet, die Grenze verlief an der Leipziger Strasse.³⁹

Auf einer der in „Berlin und seine Bauten“ abgebildeten Grundrisszeichnungen (Abb. 3.31), die vermutlich die Protzschen Anlagen zeigen, sind in den Freizellen die Symbole für die „Auswurföffnungen“, wie die Anschlüsse an die Kanalisation genannt wurden, für die damals üblichen Darstellungsarten für Aborte untypisch. Statt einem Klosett scheint nur ein Loch im Boden eingelassen zu sein.

Es könnte sich dabei um jene „Pißstände“ handeln, die sich nach Auskunft von 1903 der Berliner städtische Bau-Deputation an den Münchner Magistrat „nicht bewährt“⁴⁰ hatten. (vgl. S. 128)

In London waren gegen Ende des 19. Jahrhunderts kaum Toiletteneinrichtungen für Frauen im öffentlichen Raum vorhanden, obwohl England eine so entscheidende Rolle bei der Einführung von WCs gespielt hatte. Die erste permanente öffentliche Bedürfnisanstalt für Frauen wurde 1893 errichtet.⁴¹ Zuvor hatten nur private Einrichtungen existiert, die Unternehmen wie die Ladies' Lavatories Company betrieben, deren erste Toilettenanlage 1884 am Oxford Circus eröffnet worden war⁴³, und auch einige wenige Kaufhäuser und Restaurants im Stadtzentrum⁴² hatten Toiletten für ihre Kundinnen.

Als dann um die Jahrhundertwende weitere, städtische Bedürfnisanstalten gebaut wurden, war zumindest ein Teil von ihnen mit Urinettes ausgestattet.⁴⁴ Diese entsprachen den amerikanischen Urinettes (s. Abb. 3.25), waren aber einfacher gestaltet. Der wesentliche Unterschied der Urinettes zu den anderen Toiletteneinrichtungen war nicht ihre Form – sie waren nur etwas schmaler als die üblichen WCs –, sondern dass sie in kleineren Kabinen untergebracht waren, die nur durch einen Vorhang vom übrigen Raum abgetrennt werden konnten. Durch die geringe Intimität, die diese Kabinen hatten, sollte verhindert werden, dass sich eine Benutzerin für längere Zeit niederlässt. Außerdem war die Benutzung kostenlos. Die Urinettes stellten also, wie die Damen-Pissoirs in Deutschland, eine eher halbherzige Kompensation für die zahlreichen kostenlosen Männer-Pissoirs dar, anstatt ein tatsächlich angemessenes Angebot für Frauen aller Schichten – auch für jene, die keinen Penny für eine Toilettenbenutzung erübrigen konnten – zu versuchen.

Eine öffentliche Toilette, die ausschließlich für Frauen und zur freien Benutzung in Londons Stadtteil Camden erbaut werden sollte, erlangte eine gewisse Publizität, weil George Bernard Shaw in diesem Zusammenhang sein Essay „The Unmentionable Case for Women's Suffrage“ schrieb. Barbara Penner, die die Auseinandersetzungen um dieses Projekt dokumentierte, zog den Schluss, dass die Vorbehalte, die von den ausschließlich männlichen Vertretern des Londoner Vestry⁴⁵ vorgetragen wurden, nicht nur mit einer generellen Abneigung gegen Einrichtungen für Frauen im öffentlichen Bereich begründet werden können, sondern dass die Abwehr wohl auch durch den niederen gesellschaftlichen Status der zu erwartenden Benutzerinnen – Arbeiterinnen, Markt- und Straßenhändlerinnen – hervorgerufen wurde.

Die Angelegenheit fand später noch ein glückliches Ende. Nach einem positiven Beschluss vom Dezember 1905, etwa fünf Jahre nach der ersten Ablehnung des Baus, wurde die Damentoilette an einer anderen, weniger prominenten Stelle als ursprünglich geplant in Camden errichtet. Nach einer längeren Schließung in den 1980er Jahren wurde sie erneut eröffnet und kann heute wieder – immer noch kostenlos – benutzt werden. ⁴⁶



3.32 Sanistand, American Standard
Foto (links) wurde in Maine (USA) aufgenommen, um 1999
Abb. (rechts): Anzeige des Herstellers, 1950er Jahre



Das erste Sanitärobjekt, das nach dem bereits vorgestellten deutschen Frauen-Pissoir (Abb. 3.23 und S. 125) tatsächlich ein eigens für Frauen gestaltetes Urinal war und keine schlichte Abwandlung eines WCs wie die Urinettes, wurde ab 1950 von der nordamerikanischen Sanitärfirma *American Standard* produziert.

Der „*Sanistand*“ (Abb. 3.32) wurde bis 1973 (!!) in drei Versionen hergestellt: wandhängend und bodenstehend, mit oder ohne Spülkasten. Wie die Urinettes und Frauenpissoirs der Jahrhundertwende waren sie vor allem für *restrooms* – die amerikanische Bezeichnung für öffentliche Toilettenanlagen – in Arbeitsstätten, aber auch für Bus- und Bahnhöfe konzipiert.

In einer Anzeige aus den frühen 50er Jahren ist eine offensichtlich berufstätige Frau (mit Aktenkoffer) zu sehen, die sich selbstständig und selbstverständlich im öffentlichen Raum bewegt. Im Unterschied zur ersten Generation von Sanitäreinrichtungen, die im öffentlichen Bereich für Frauen installiert wurden, hatte sich also ein Wandel vollzogen: Die Gestaltung dieses Urinals berücksichtigt die spezifischen Anforderungen. Die Installation war über einen relativ langen Zeitraum im Sortiment von American Standard. Die *Sanistands* erzielten also vermutlich einen rentablen Umsatz und wurden entsprechend zahlreich installiert, d.h. ihre Bewertung war offensichtlich positiv.

Das Urinal wird, wie der Name andeutet, stehend, in einer leichten Kniebeuge-Position benutzt. Das ist eben jene „*hovering posture*“, die viele Frauen auch bei normalen Toiletten einnehmen, um einen direkten Körperkontakt zu vermeiden. Insofern war der funktionale beziehungsweise ergonomische Vorteil dieses neuen Sanitärobjekts vielleicht nicht sonderlich groß, doch der symbolische Wert eines solchen Gegenstands für öffentliche Räume kann nicht überschätzt werden.

Anfang des 20. Jahrhunderts, in dem Zeitraum, als das Sitz-WC formal und funktional standardisiert und schließlich auch in allen Privathaushalten vorhanden war, verschwanden die Frauenurinale aus den Katalogen der Anbieter. Abgesehen vom „Sanistand“, das die Ausnahme blieb, wurde dieser frauenspezifische Gegenstand vergessen – und damit das erste Zeitfenster geschlossen. Erst in den späten 1970er Jahren öffnete sich allmählich das Zeitfenster für die Frauenurinale erneut.

Bei einem Blick auf die verschiedenen Entwürfe der 'zweiten Generation' ist zu erkennen, dass für die Einrichtung von öffentlichen Damentoiletten zuerst Hybride gestaltet wurden und in der Anfangsphase relativ lange Zeiträume zwischen den einzelnen Projekten lagen. Bei den Hybriden handelt es sich erstens um ein Designkonzept von Alexander Kira, bei dem er ein von ihm entwickeltes WC modifizierte („pedestal water closet“, 1976), zweitens um eine sehr niedrige Toilette (1980er J.), die ich bisher nur in öffentlichen Toiletten in Norditalien und hier vor allem in Venedig gesehen habe, und drittens um die Ergebnisse meines Projekts „Damen, Donne, Dames“ (1986), bei dem ich verschiedene Griffe und Haltevorrichtungen als Ergänzung zur Hocktoilette entwarf („supports“). Der nächste Entwurf (1989) stellt die Verbindung zu den tatsächlichen Frauenurinalen her: Kathie Jones erfand das „she-inal“, einen Adapter, mit dem Frauen Urinale benutzen können, die den unter anderem in den USA und Japan handelsüblichen Urinalständen für Männer gleichen. In den 1990er Jahren wurden dann nach meiner Kenntnis gleich neun Frauenurinale entworfen, von denen fünf zwischen 1998 und 2001 veröffentlicht wurden und zwei sogar in die Produktion gingen.

Im Unterschied zur ersten Generation wurden beinahe alle dieser zeitgenössischen Frauenurinale auch von Frauen entwickelt. Nur der erste Entwurf ist von Alexander Kira, und bei der „venezianischen Toilette“ ist die Urheberschaft unbekannt. Noch ein weiterer Entwurf, das sog. „Standolet“¹, stammt von einem Mann. Es ist das einzige Projekt, das nicht in die folgende, ansonsten vollständige Vorstellung der unterschiedlichen Ideen, Entwicklungen und fertigen Produkte speziell für öffentliche Damentoiletten aufgenommen wurde, da das Konzept Steffi Bartels „Urinella“ gleicht, aber in der formalen Gestaltung weniger prägnant ist.

Es können mindestens zwei Gründe genannt werden, warum sich in den 1980er und 1990er Jahren vor allem Gestalterinnen mit dem Thema beschäftigten.

Zum einen kennen sie die Probleme und Unzulänglichkeiten in öffentlichen Toiletten. Woher auch sollten Männer, die ja normalerweise keinen Zugang zu den Toilettenräumen für Frauen haben, wissen, dass die Sitz-WCs oft verschmutzt sind und sich viele Frauen deshalb oder aber aus anderen, meist anerzogenen Gründen nicht hinsetzen? Die Erkenntnis über diese Unkenntnis verblüffte mich zunächst, als ich 1986 mein erstes Projekt zu diesem Thema durchführte, doch letztendlich ist die 'Ahnungslosigkeit' der Männer geradezu zwangsläufig.

Außerdem waren Toiletten bis in die 1990er Jahre generell noch kein Thema – darüber wurde weder gesprochen, noch wurde dafür gestaltet. Deshalb starteten viele der Projekte nicht als Auftragsarbeiten sondern aus Eigeninitiative von Frauen, die die unzulänglichen Verhältnisse ändern wollten.

Zum anderen können Frauen genauer einschätzen, welche Installationen den speziellen Anforderungen entsprechen könnten. Ihr Wissen bezieht sich dabei nicht nur auf den Körper, sondern schöpft auch aus Gewohnheiten, Erlebnissen und Bedürfnissen, die die Gestalterinnen von sich selbst oder von anderen Frauen kennen.

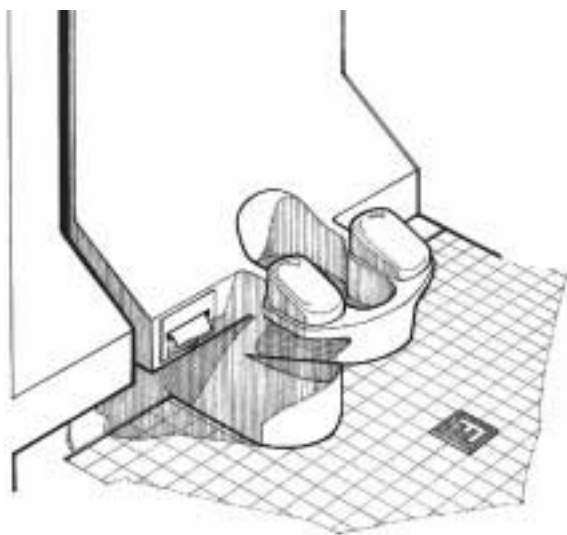
Kein Grund, aber doch die Voraussetzung für den hohen Anteil an Gestalterinnen ist das veränderte Geschlechterverhältnis innerhalb der Profession. Obwohl der Designberuf auch heute nicht frauendominiert ist, haben sich die Verhältnisse mittlerweile erheblich verschoben. Bei der ersten Generation der Frauenurinale waren mit Sicherheit keine Frauen an der Gestaltung beteiligt, weil es damals noch keine Designerinnen gab. Heute belegen Frauen an einigen Designschulen etwa die Hälfte der Studienplätze, und obwohl sich dieses Verhältnis nicht direkt in der Berufswelt umsetzt, ergibt sich immerhin ein ganz anderes Potential.²

Die 14 Entwürfe und Projekte, die im Folgenden in ihrer zeitlichen Abfolge vorgestellt werden, sind die 'Fundstücke' einer langen Recherche. Nach den separaten Darlegungen wird abschließend das Konzept des Frauenurinals noch einmal diskutiert hinsichtlich der Frage, ob es tatsächlich der optimale Lösungsansatz ist oder ob andere Strategien verfolgt werden sollten.

pedestal water closet/ urinal for females, Alexander Kira, 1976

Bei der Gestaltung des *pedestal w.c.* geht Kira von der von ihm als „Schwebhaltung“³ bezeichneten Körperposition aus, die mit zwei Oberschenkelstützen erleichtert werden soll. Durch einen relativ großen Abstand der um 15° geneigten Körpauflageflächen zum vorderen Beckenspülrand – er beträgt 75 mm – soll außerdem ein versehentlicher Körperkontakt mit dem Spülbecken vermieden werden. Die Beckenöffnung ist vorne zwischen den Stützen verhältnismäßig schmal (125 mm), damit die Benutzung der Installation mit enger Bekleidung nicht eingeschränkt ist. Hinten weitet sich das Becken auf 205 mm und kann deshalb nicht nur für die Miktion verwendet werden. Kiras Vorschlag für öffentliche Damentoiletten weist funktionale Schwachpunkte auf: Im Bereich der Stützen ist keine Spülung oder andere Art der Reinigung vorgesehen, d.h. es würden wie bei der herkömmlichen Sitzbrille Missnutzungen stattfinden, wenn es hier zu Verschmutzungen gekommen ist. Außerdem ist der Bereich am vorderen Beckenrand, in dessen Nähe die Kleider während der Benutzung sind, unnötig großflächig und dadurch ein Schmutzfänger, und auch in den kantigen Übergängen würde sich schnell Dreck ansammeln.

Diese Kritikpunkte und die Tatsache, dass nur eine Zeichnung und keine Modelle oder Prototypen hergestellt wurden, lassen vermuten, dass es sich bei dem Entwurf eher um ein Konzept als um ein Produkt handelt – und dies macht schließlich auch seine Stärke aus. Er ist ein bildliches Nachdenken über alternative Sanitärinstallationen, ohne Rückgriffe auf Vorbilder.



3.33 Possible Approach to a Pedestal Watercloset/
Urinal for Females, Entwurf: Alexander Kira
aus: Kira, 1976, S. 235, Abb. 70

Mit diesem Pionierentwurf versuchte Kira nicht, die üblichen Nutzungsgewohnheiten der Frauen zu verändern. Vielmehr reagierte er auf ihre Art, öffentliche Toiletten zu benutzen und wollte dafür eine komfortablere Lösung finden. Mit dem *pedestal w.c./ urinal for females* berücksichtigte er also, dass sich tradierte Handlungsmuster hier nur sehr langsam transformieren.



3.34 öffentliche Toilette, Venedig
Foto: Bettina Möllring, 1999



3.35 support „Kleines Bodendreieck“
Entwurf: Bettina Möllring, 1987



3.36 Hockposition

der venezianische Hybrid

Ein Toilettentyp, den ich zuerst Mitte der 1980er Jahre in einer lombardischen Raststätte und später mehrfach auf öffentlichen Toiletten in Venedig und Venetien installiert sah, wirkt wie ein normales WC mit niedrigem Sockel. Das Spülbecken hat die gleichen Dimensionen, aber keine Sitzauflage, denn die Toilette wird in der tiefen Halbhocke verwendet. Diese Körperposition entspricht beinahe der Haltung, die oft auch bei der Hocktoilette eingenommen wird. Wenn Frauen die flachen Hock-WCs benutzen, gehen viele beim Urinieren nicht ganz hinunter, sondern versuchen den Unterkörper etwas höher zu halten, um nicht von Rückspritzern getroffen zu werden. Diese halbe Hockposition, die Kraft in den Oberschenkeln erfordert, muss auch beim venezianischen Hybrid eingenommen werden – und das ist meines Erachtens der einzige, aber nicht unerhebliche Nachteil der halbhohen Toilette.

Da das Aufnahmebecken etwa bis zur Hälfte mit Wasser gefüllt ist, entstehen weniger Rückspritzer, als es bei einer harten und glatten Aufprallfläche der Fall wäre. Die dennoch reflektierten Tröpfchen treffen auf die obere Hälfte der Beckeninnenfläche und fließen von dort zurück nach unten. Im Unterschied zur Hocktoilette besteht bei dieser Hybridform also kaum die Gefahr, dass Kleidung oder Beine nass werden.

Ein weiterer Vorteil ist die geringe Höhe der Installation: Für kleine Frauen und Mädchen ist es dabei einfacher als bei den Sitz-WCs, in die Halbhocke zu gehen, und die Wahrscheinlichkeit eines unbeabsichtigten Körperkontakts wird auch bei ihnen verringert.

Damen, Donne, Dames, Bettina Möllring, 1987

Das Ergebnis dieses Studienprojekts waren unterschiedliche Griffe und Halterungen, die zusammen mit Hocktoiletten installiert werden. Der Vorteil von Hocktoiletten ist, dass sie ohne direkten Körperkontakt und in der ergonomisch optimalen Körperposition benutzt werden. Außerdem ist die Art, wie sie benutzt werden, allgemein bekannt, d.h. es muss keine vollkommen neue Gebrauchsweise erklärt werden.



3.37 support „Lehner“
Entwurf: Bettina Möllring, 1987

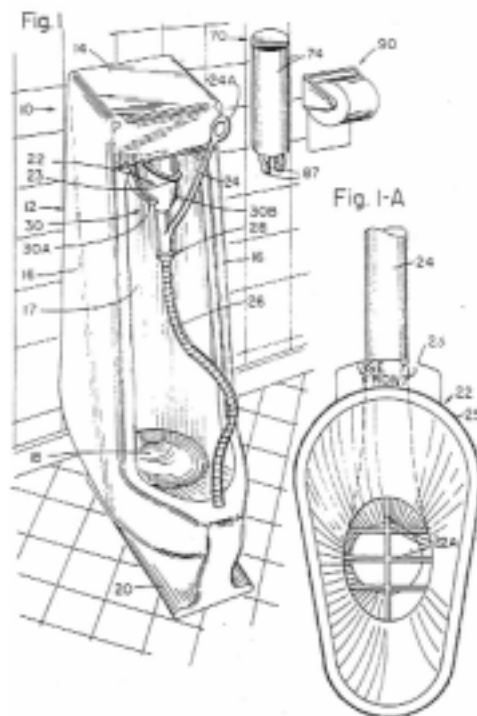


3.38 Einnehmen oder
Aufstehen aus der
Hockposition

3.39 she-inal
Entwurf: Kathie Jones, um 1989



3.40 she-inal,
Zeichnung aus der amerikanischen Patentschrift



Die zusätzlichen, zur Hocktoilette entworfenen Haltegriffe, die sog. „*supports*“, sollen Unterstützung beim Hinunterbeugen, in der Hocke selbst und beim anschließenden Aufstehen bieten. Dabei sind die Kontakte zur Installation an Körperstellen, die weniger tabuisiert sind als der Unterleib: zum Beispiel an den Händen, den Armen oder am Rücken.

Es wurden insgesamt 16 unterschiedliche *supports* entwickelt, denn das Ziel war nicht, ein einzelnes Objekt zu gestalten, das überall installiert werden sollte, sondern vielmehr sind die Entwürfe von der Idee getragen, dass in den verschiedenen Kabinen einer öffentlichen Toilette auch unterschiedlichste Objekte vorhanden sein könnten – sei es ein Sitz- oder ein Hockklosett, mit dem einen oder dem anderen *support* bestückt. Das Phänomen der Lieblingskabine könnte also durch das der Lieblingsinstallation ergänzt werden.

Meine persönlichen Favoriten, die „*kleinen Bodendreiecke*“ und der halbkreisförmige „*Lehner*“, wurden nach der Konzeptphase weiterentwickelt und in 1:1-Modellen erprobt. Die *kleinen Bodendreiecke* (Abb. 3.35) sind die in ihrer Unterstützung und in den Ausmaßen minimalsten Griffe, sie werden seitlich etwa auf Kniehöhe mit den Händen gefasst. Der *Lehner* (Abb. 3.37) umfängt den Körper, sichert die Haltung und leistet vor allem Hilfestellung beim Hinsetzen und beim Aufstehen. Für beide *supports* gilt, wie auch für die anderen entworfenen Griffe, dass sie zusätzlich vorhanden sind und das Hockklosett selbstverständlich auch ohne sie benutzt werden kann.

Das Projekt war ursprünglich von einer frauenspezifischen Fragestellung ausgehend entwickelt worden, aber die Griffe und Halterungen könnten sowohl in Damentoiletten als auch in Herrentoiletten installiert werden. Es existieren keine Erhebungen, wie viele Männer den direkten Körperkontakt mit dem Sitz von herkömmlichen WCs in öffentlichen Toiletten vermeiden, doch es kann angenommen werden, dass die Prozentzahlen denen der Frauen gleichen – und dann wären alternative Toiletten auch für die Männerabteilungen sinnvoll.

*she-inal*TM, Kathie Jones, 1989

Das *she-inal* ist bei den neuen Entwürfen die erste Installation, die nur für die Aufnahme von Urin gestaltet wurde. Das sog. „*female urinal fixture*“ ist allerdings eher ein Umbau der hohen Keramikstände, die unter anderem in den USA und Japan in den Herrentoiletten üblich sind.

Die zentrale Funktionseinheit dieses Damenurinals bildet ein trichterförmiger Adapter mit einem Schlauch, der durch den vorderen Rand des ansonsten unbenutzten Beckens zum Siphon führt. Der Trichter, für den eine Halterung im oberen Bereich der Keramikinstallation vorhanden ist, kann vor Gebrauch an einem separaten Spender mit einer frischen Auskleidung versehen werden, um damit einen direkten Körperkontakt zum Objekt zu verhindern. Der so vorbereitete Trichter kann dann an einem langen Stielgriff zwischen die Beine gehalten werden, und durch den anhängenden Schlauch wird der Urin nach unten abgeführt.

Das Toilettenpapier kann unten in das Wasserbecken geworfen werden, vermutlich wird auch die

nur einmal verwendbare Trichterauskleidung über diesen Weg entsorgt.

Dieses Urinbecken für Frauen wurde im November 1989 als amerikanisches Patent zugelassen, ein Jahr später dann beim europäischen Patentamt angemeldet, das 1996 den Schutz erteilte. Meines Wissens wird das *she-inal* von Kathie Jones auch vertrieben, allerdings scheint es sich auf dem europäischen Markt nicht durchzusetzen.

Ich selbst konnte dieses Urinal noch nicht ausprobieren, aber nach den Abbildungen und der Patentbeschreibung zu urteilen, ist der Gebrauch sehr umständlich. Das Objekt ist relativ groß und aufgrund seiner vielen Einzelteile wohl auch umständlich zu reinigen. Außerdem ist es fragwürdig, ob Frauen eine Art umgebautes Herrenurinal wirklich akzeptieren – denn durch diesen Entwurf erscheinen Frauen wieder einmal als Mängelwesen, denen der direkte Zugang zur Umwelt unmöglich ist.



3.41 *Urinella*, Entwurf: Stefanie Bartels, 1993/94

Urinella, Stefanie Bartels, 1994

Stefanie Bartels entwarf *Urinella* im Rahmen eines von mir angeleiteten interdisziplinären Studienprojekts an der Hochschule der Künste Berlin in den Fachbereichen Architektur und Design (93/94). Gemeinsam mit Anja Riedel arbeitete sie an dem Thema 'Urinieren/ öffentliche Damentoiletten'. Während Anja Riedel sich mit der Positionierung von Damenpissoirs im öffentlichen Raum beschäftigte (s.u.), konzentrierte sich Stefanie Bartels auf das darin zu installierende Objekt.

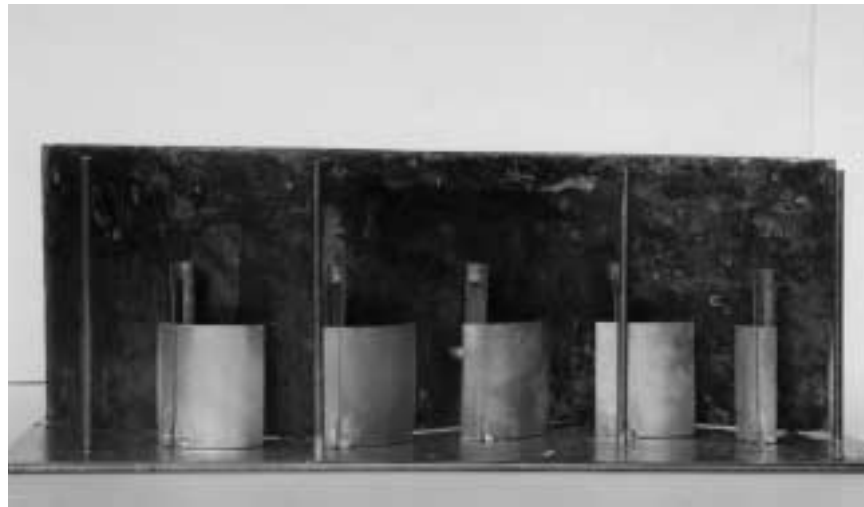
Sie entwarf ein Urinal in Blattform, das in max. 60 cm Höhe aus der Wand ragt, und über das sich die Frau mit heruntergelassener Kleidung stellt. Die Miktion findet also im Stehen und ohne jeglichen Körperkontakt statt. Die Wasserspülung kommt aus einem Rohr, das über dem blattförmigen Becken wie ein flaches Blütenköpfchen endet. Der Wasserstrahl zeigt nach oben und soll auch zum Händewaschen benutzt werden. Stefanie Bartels versuchte mit *Urinella* – „ein Blatt wie frisch aus dem Garten gepflückt“⁴ – eine eigenständige und neue Formgebung für ein Frauenurinal zu finden. Es orientiert sich weder an Männerurinalen noch übernimmt es die übliche Abfahrtsposition der Frauen bei der körperkontaktlosen Benutzung von Sitz-WCs.

Durch die Assoziation eines Blatts, das den Urin und in dessen Stiel das Wasser entlangläuft, wirkt das Objekt frisch und natürlich.

Allerdings geht der Entwurf kaum über das Konzeptstadium hinaus, und deshalb ergeben sich in funktionaler Hinsicht einige Schwächen. Die Spülung reinigt nicht das gesamte Becken und ob Frauen sich gerne am Urinal die Hände waschen würden, ist doch mehr als fragwürdig. Auch scheint die Form des Beckens nicht zu garantieren, dass keine Rückspritzer über den Rand reflektiert werden. Ein weiteres Problem ist die Montagehöhe. Je niedriger *Urinella* befestigt ist, umso wahrscheinlicher wird zwar, dass auch kleine Frauen sie benutzen können, doch mit zunehmendem Abstand zwischen Harnaustritt und Aufprallfläche wird die Wucht der Flüssigkeit und dadurch auch der Radius der Rückspritzer größer.

Damenpissoir, Anja Riedel, 1993/94

3.42 öffentliches Pissoir für Frauen (Pissort), Modellansichten
Entwurf: Anja Riedel, 1993/94



Im Unterschied zu ihrer Projektpartnerin konzentrierte sich Anja Riedel auf das räumliche Konzept einer Urinalanlage für Frauen im öffentlichen Raum. Diese besteht aus zwei ca. 3 m hohen, leicht geschwungenen, parallelen Wänden ohne Überdachung, die Riedel als „Service-Straße“ bezeichnet. In Lauf- und Blickrichtung ist diese separate Straße im Straßenraum mit hintereinandergeschalteten Kabinen ausgestattet. Ihre Anzahl bestimmt die Länge der Anlage. Die Kabinen bestehen aus einer Versorgungssäule, an der jeweils ein Urinal und ein Waschbecken angeschlossen sind, und einer seitlichen Trennwand, die nur schulterhoch ist, um das Auffinden einer freien Kabine zu erleichtern. Der Körper ist also lediglich blickgeschützt, denn die Kabinen können nicht geschlossen werden. Dies ist meines Erachtens der einzige Schwachpunkt bei Riedels Entwurf, denn aufgrund der offenen Kabinen wäre die Gefahr vor Übergriffen auf Benutzerinnen innerhalb der unbewachten Anlage zu groß. Abgesehen davon überzeugt aber das Konzept für eine einfache und effiziente Urinalanlage, das den frühen Pissoiranlagen im öffentlichen Raum entspricht.

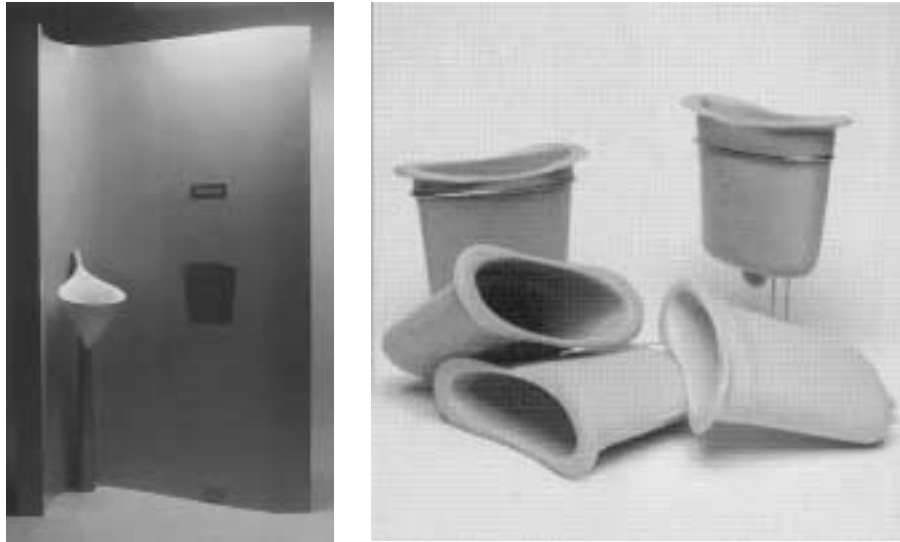
Frauenurinal, Bettina Möllring, 1994 - 1996

3.43 Frauenurinal
Entwurf: Bettina Möllring, 1994 - 96

Angeregt durch die Arbeit mit den Studentinnen und Studenten in dem Semesterprojekt „spaces 1: Toiletten für private und öffentliche Bereiche“, bei dem auch die Entwürfe von Anja Riedel und Stefanie Bartels entstanden, und nach dem erstaunlichen Presseecho anlässlich der Ausstellung der Projektergebnisse, ging ich noch einmal zurück zu meiner ursprünglichen Fragestellung: Wie könnte ein Sanitärobjekt für Frauen sein, das im öffentlichen Bereich verwendet wird?

Die unterschiedlichen Installationen, die ich zwischen 1994 und 1996 dazu entwarf, waren vorrangig für die Miktion gedacht. Es waren Urinale, die nicht nur Urin sondern auch Toilettenpapier und, falls nötig, auch feste Exkrememente aufnehmen können sollten. Keines der Aufnahmebecken hatte einen Sitzrand, um dadurch anzuzeigen, dass sie in der Hocke oder in der Abfahrtsposition verwendet werden sollen. Die Aufnahmebecken waren möglichst tief, um Rückspritzer zu vermeiden, und möglichst schmal, um auch die Benutzung in enger Kleidung zu erlauben.

Das 1:1-Modell, das später in die Ausstellung „Der neue Mensch“ des Dresdner Hygiene-Museums aufgenommen wurde, ist eines dieser Entwürfe. (Abb. 3.43) Das Urinal erinnert an ein wandhängendes WC, ist aber deutlich schmäler und ragt weiter nach vorne. Der Rand ist ebenfalls reduziert und ohne eine zusätzliche Sitzaufgabe. Die Formgebung vermied bewusst eine Analogie zum Herrenurinal. Die Montagehöhe liegt bei etwa 45 cm, um dadurch auch kleinen Frauen und Mädchen eine angenehme Nutzung zu ermöglichen.



3.44 Stehpissoir, Modelle, Ausgussbecken (links) und Urinbecher (rechts)
Entwurf: Jeanine Raddatz und Almuth Planitz, 1996
aus: Designbuch, S. 104

Stehpissoir, Jeanine Raddatz und Almuth Planitz, 1996

Almuth Planitz und Jeanine Raddatz, zwei Studentinnen der Hochschule der Künste Braunschweig, kamen mit ihrem gemeinsamen Projekt zu einem minimalistischen Ergebnis. Ihr Stehpissoir besteht aus einem Becher, der wie ein *Bourdouloué* zwischen die Beine gehalten, nach Gebrauch in ein spezielles Ausgussbecken entleert und dann gemeinsam mit dem Toilettenpapier in einen Abfallbehälter geworfen wird. Dieser Handlungsablauf findet in Einzelkabinen statt. Die Becher (Abb. 3.44, rechts) sollen nach der Beschreibung der beiden Gestalterinnen entweder vom Putzpersonal verteilt werden oder an zentralen Spendern erhältlich sein.⁵ Die Behälter werden nur einmal benutzt, ihr elastisches Material soll aus einem nachwachsenden Rohstoff bestehen. Ob das Material recycelt oder die Becher nur gereinigt und anschließend wiederverwendet werden sollen, bleibt jedoch unklar. Das vorgeschlagene Konzept entfernt sich am weitesten vom bisher Üblichen - vermutlich würde diese radikale Alternative viele Benutzerinnen ratlos machen. Allerdings haben Jeanine Raddatz und Almuth Planitz im Vergleich zu den übrigen Entwürfen die einzige Lösung entwickelt, bei der eine andere Verwendung als die Miktion wohl tatsächlich ausgeschlossen werden kann. Obwohl der gegenständliche Aufwand ihres Stehpissoirs vergleichsweise gering ist, wird das Konzept durch die Einmalverwendung der Becher in ökonomischer Hinsicht fragwürdig, denn sowohl die Reinigung als auch eine vollständige Wiederaufbereitung des Herstellungsmaterials für die Becher würden kontinuierlich hohe Unterhaltskosten bedingen. Außerdem ist abgesehen von dem zusätzlichen Ausgussbecken eine Abfallaufnahme für die Urinbehälter notwendig (im Modell ist das die Klappe, die rechts neben dem Ausgussbecken zu sehen ist, s. Abb. 3.44). Dieses System würde vermutlich erst rentabel werden, wenn frisches Trinkwasser ein zu teurer Rohstoff geworden ist, um ihn für die Spülung zu verwenden.



3.45 Bodenurinal
Entwurf: Bettina Möllring, 1997/98

Forschungsprojekt: 2 Urinale für Frauen, 1997/98

Das Forschungsprojekt „*Urinale für Frauen*“ lief in Kooperation des Fb Design der Hochschule der Künste Berlin und des Fachgebiets Sanitärtechnik der Fh Gelsenkirchen und wurde vom Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie gefördert. Zwei Urinale wurden entworfen, die in ihrer Anwendung erprobt, im Sanitärlabor messtechnisch erfasst und deren Innenbecken dementsprechend optimiert wurden. Außerdem wurde für die Urinale ein spezieller Siphon entwickelt, da bei Frauenurinalen auch Toilettenpapier durch den Abfluss transportiert werden muss.

Bei dem Bodenurinal (Abb. 3.45) ist die Benutzerposition die Hocke, wie sie bei ebenerdigen Toiletten üblich ist. Daraus ergibt sich der notwendige Abstand zwischen den Trittplätzen, der einerseits ausreichend groß sein muss, damit der Urinstrahl sicher in das Becken trifft, und der andererseits so



3.46 wandhängendes Urinal
Entwurf: Bettina Möllring, 1997/98

klein wie möglich sein muss, um das Hinunterbeugen in die Hocke mit Kleidung – also gegebenenfalls mit Unterhose, Strumpfhose und Überhose – problemlos möglich zu machen.

Im Unterschied zu den Hock-WCs zieht sich der Spülrand des Bodenurinals vorne weit nach oben (~ 12,5 cm) und das Becken ist sehr tief, um das Rückspritzen von Urin und Wasser auf die Standfläche, auf Schuhe oder Kleidung zu vermeiden. Diese beiden Änderungen sind eine wesentliche Verbesserung im Vergleich zur flachen Bodentoilette. Die Öffnung des Aufnahmenbeckens ist in ihrer Form und Länge und durch ihre Lage im Verhältnis zu den Standflächen so proportioniert, dass für die Benutzerin die Funktion der Sanitärinstallation als Urinal erkennbar wird. Dennoch wären in den Kabinen mit Bodenurinalen zusätzliche Hinweisschilder notwendig.

Die Entwicklung des wandhängenden Urinals (Abb. 3.46) ging von der Form normaler Urinale für Männer aus. Das Damenurinal wird ebenfalls in einer Haltung ohne direkten Körperkontakt verwendet – allerdings nicht wie bei den Männern mit dem Bauch sondern mit dem Rücken zur Wand, also in der von den Sitztoiletten bekannten Halbhocke, der „Abfahrtsposition“.

Auch beim wandhängenden Urinal ist das Innenbecken tief und die Fläche, auf die der Urin auftrifft, ist so steil, dass nichts zurückspritzen kann. Bei der Gestaltung wurde außerdem darauf geachtet, dass die Arretierung des Urinals mit handelsüblichen Vorwandinstallationen kompatibel ist und der Abflusstutzen des Siphons auf der (genormten) Höhe von WC-Abflüssen sitzt.



3.47 Lady P.
Entwurf: Marian Loth, 1998/99

Lady P., Marian Loth, Sphinx, 1999

Das *Lady P.*-Urinal wird an der Wand etwas höher als normale Sitztoiletten installiert und rückwärts in der „Abfahrtsposition“ ohne Körperkontakt mit dem Objekt benutzt. Der Rand des engen Beckens ist vorne schmal und verbreitert sich hinten zu einer fächerartigen Krempe. Dieser Bereich soll nicht als Sitz dienen sondern im Gegenteil durch die kalte, großflächige Keramik signalisieren, es sei besser, sich nicht darauf setzen. Der Grund für den hinteren Rand ist eher psychologischer Natur: Die Schräge soll die richtige Körperhaltung verdeutlichen und ansonsten Sicherheit und Geborgenheit anzeigen.⁶

Für die Spülung des Beckens werden 4 l Wasser benötigt, das sind 2 l weniger als bei Toiletten.

Zum Urinal gehört auch ein Schild mit Piktogrammen, die die Benutzungweise erklären. Außerdem wurde zusätzlich ein gesamtes Raumkonzept entworfen, das aus mattierten, transluzenten Trennwänden, einer halbhohen Kabinentür aus Blech und einer Containereinheit aus Holz besteht. Darin können Taschen eingestellt, Mantel oder Jacke angehängt und außerdem noch zusätzliches Papier und anderes vom Betreiber gelagert werden. Die halbdurchsichtigen Trennscheiben, durch die die Umriss der Benutzerinnen erkennbar werden, und die Kabinentüren, die den Blick auf die Unterschenkel und Füße erlauben, sollen zu kürzeren Verweilzeiten führen. Ob jedoch eine derartige

Methode zur Effizienz durch gegenseitige Kontrolle von den Frauen als angenehm empfunden wird, ist fraglich, während die Idee, großzügige Ablagemöglichkeiten mit der Gesamtinstallation anzubieten, eine positive Richtung einschlägt.

Lady P. hatte 1999 auf der Frankfurter Messe für Installation, Sanitär und Heizung Premiere und wurde dort von der niederländischen Firma Sphinx als das erste Frauenurinal der Welt präsentiert. Obwohl dies nicht zutrifft, so kann dem Unternehmen dennoch zugute gehalten werden, dass es sich als erster europäischer Sanitärhersteller erneut an die Produktion eines Frauenurinals gewagt hat.

Lady-Loo Female Urinal, Fa. GBH, Malaysia, 1990er J.

Bei der „*Lady-Loo*“ tauchen mehrere Elemente wieder auf, die schon bei anderen Frauenurinalen zu sehen waren: Das weit vorgezogene schmale Becken erinnert an das „*Sanistand*“ (s.S. 134), der mittig vertiefte Spülrand ist den deutschen Damenurinalen des frühen 20. Jahrhunderts ähnlich (s.Abb. 3.23) und im hinteren Bereich hat es wie das *Lady P.* einen fächerartigen Kragen. Da diese Merkmale Objekten aus ganz unterschiedlichen Kulturen und Zeiten gleichen und *Lady-Loo* und *Lady P.* zeitlich parallel entwickelt wurden (vermutlich kam das *Lady-Loo* sogar zuerst auf den Markt), ist dieses malaische Produkt wohl kein Plagiat sondern kann als eine gelungene Synthese betrachtet werden.

Das *Lady-Loo* kann in der „*Abfahrtsposition*“ verwendet werden, aber die Außenkontur des Beckens, das mit leichtem Schwung weit nach vorne gezogen ist, scheint auch die bequemere Sitzposition zuzulassen.

Da Malaysia ein überwiegend moslemisches Land ist, wird *Lady-Loo* auch mit einer integrierten Wascheinrichtung produziert. Durch ein Ventil läuft dann innerhalb des Beckens ein Wasserstrahl, der für die anschließende Reinigung entsprechend den islamischen Regeln verwendet werden kann. Normalerweise wird das Wasser für diese Waschung aus einem niedrigen Bassin oder Behälter neben dem Klosett geschöpft. Da aber die Beckenöffnung bei den Sitztoiletten zu klein ist, schwappt leicht Wasser daneben und die Sitzbrille und der Boden werden nass. Auch aus diesem Grund werden in öffentlichen malaischen Toiletten noch überwiegend Hocktoiletten installiert. In den 'besseren', westlich orientierten Einrichtungen wie zum Beispiel Einkaufszentren, Flughäfen, Kinos, Hotels usw. werden aber trotzdem statt der Hockklos immer häufiger die westlichen Sitztoiletten verwendet – und dafür bietet das *Lady-Loo* eine sinnvolle Alternative an.

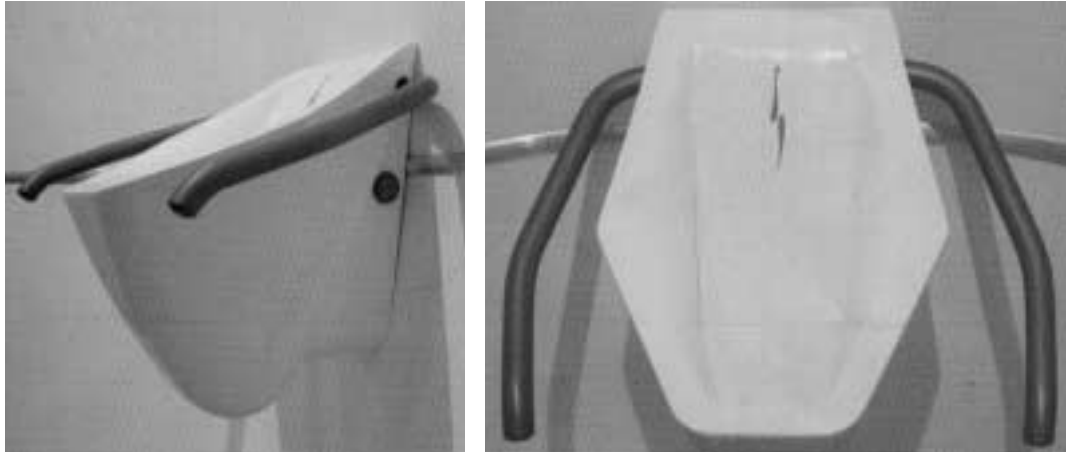


3.48 Lady Loo, Hersteller: GBH Group, Malaysia
www.gbhgroup.com.my



3.49 integrierte Wasserdüse für Bidetfunktion

Frauen-Urinal, Casja Flensburg, 2001



3.49 Frauenurinal, Entwurf: Casja Flensburg, 2001

Der Entwurf von Casja Flensburg entstand als Abschlussprojekt am Royal College of Art in London. Es ist das zuletzt veröffentlichte und damit neueste Frauenurinal. Wieder ist es eine wandhängende Installation, die in rückwärtiger Abfahrtsposition verwendet wird. Jeweils seitlich sind, den „*supports*“ ähnliche Haltegriffe (s.S. 137f.) angebracht, die das Einhalten dieser Körperhaltung unterstützen und deren Benutzung, ebenfalls wie bei den „*supports*“, optional ist. Das Urinal ist kompakt und formal nicht vollständig definiert, denn im 1:1-Modell fehlt der Abfluss zum Siphon und der vordere Rand scheint zu niedrig zu sein. Auch die farbliche Gestaltung wirkt, als seien die seitlichen Griffe das Hauptanliegen des Entwurfs: Sie sind in einem kräftigen Rot lackiert, während auf dem Becken nur zwei zarte, wellenförmige Ornamente auf der ansonsten völlig weißen Oberfläche zu sehen sind.

Fazit

Die zeitgenössische Entwicklung von frauenspezifischen Sanitäreinrichtungen in öffentlichen Bereichen zeigt die Tendenz zum Frauenurinal. Damit hat ein monofunktionales Objekt das Rennen gemacht, das unter anderem durch die Gestaltung des Innenbeckens und Siphons nur für die Aufnahme von Urin bestimmt ist. Im Unterschied zu den Männerurinalen müssen Frauenurinale jedoch zusätzlich Toilettenpapier aufnehmen und abtransportieren können. Monofunktionale Objekte grenzen ihre Nutzungsmöglichkeiten generell ein. Als Resultat müssten deshalb auch bei den öffentlichen Damentoiletten zwei Arten von Sanitärobjekten (Urinal + Klosett) installiert werden.

Eine weitere Gestaltungstendenz ist die Übernahme der Halbhocke beziehungsweise Schweb- oder „*Abfahrtsposition*“ – also eben jener Körperhaltung, die alternativ zum Sitzen bei normalen WCs eingenommen wird. Einerseits hat diese Fortführung eines Handlungsmusters den Vorteil, dass dann die Körperhaltung bei dem neuen Produkt Damenurinal den meisten Frauen bekannt ist, andererseits ist aber diese Stellung sozusagen in der Not entstanden und, im Unterschied zur körperkontaktfreien Hocke oder auch zum Sitzen, nicht wirklich bequem.

Warum aber wurden so viele Frauenurinale entworfen?

Sicherlich waren die vorhandenen und lange erprobten Urinale (für Männer) ein Beispiel, auf das zurückgegriffen wurde. Zunächst erscheint eine Parallelentwicklung auch sinnvoll. Doch weil die Nutzungsarten und -gewohnheiten letzten Endes so verschiedenartig sind, ergeben sich auch unterschiedliche Anforderungen an die Objekte.

Männerurinale werden mit geringem Abstand nebeneinander installiert, während Frauen eine Benutzung, ohne wenigstens einen Sichtschutz zur Verfügung zu haben, wohl ablehnen würden.⁷ Die Urinale für Frauen müssen deshalb in Einzelkabinen untergebracht werden. Wenn aber jegliche Kontrolle von außen fehlt, ist nicht sicher, ob die Urinale tatsächlich nur für die Miktion verwendet werden. Außerdem wird mit den Einzelkabinen keine Platzersparnis erzielt, wie dies bei der Reiheninstallation von Männerurinalen der Fall ist. Dementsprechend könnte durch die Verwendung von Frauenurinalen die Anzahl der Sanitärobjekte im Verhältnis zur Grundfläche nicht gesteigert werden.

Ein weiterer begünstigender Faktor für die Entwicklung und später auch Produktion von Urinalen sind die Entscheidungsstrukturen in der Herstellerindustrie. Sie sind ein Filter, der männlich geprägt ist, und grundsätzlich alle Designprojekte betrifft. Deshalb ist die Wahrscheinlichkeit, dass ein Entwurf von einer Firma akzeptiert und produziert wird, umso höher, je näher ein Designkonzept an 'männlichen' Fragestellungen und Problemlösungen liegt. Für ein Frauen-Urinal zu argumentieren, ist also wesentlich leichter, als einen potentiellen Hersteller von einem ganz neuen Objekt zu überzeugen.

Letztendlich ist aber die Frage nach der Funktionalität nicht das wichtigste Kriterium, denn Frauenurinale sind auch symbolische Gegenstände. Einerseits deuten sie auf eine positive Tendenz hin, denn sie sind Einrichtungen, mit denen Frauen den öffentlichen Raum als gleichberechtigte Teilnehmerinnen erleben können. Andererseits bestätigen sie aber auch die Differenz zwischen Mann und Frau. Wie zuvor dargestellt, sind die unterschiedlichen Handlungen bei der Miktion in erster Linie nicht anatomisch bedingt, sondern vor allem Teil der gesellschaftlichen Konstituierung von Geschlecht, die in der Regel mit der Entstehung von hierarchischen Strukturen verknüpft ist. Insofern wäre es sicherlich interessant, ein Urinal für Frauen und Männer zu entwickeln.

Vielleicht würde ein derartiges Sanitärobjekt nicht nur in öffentlichen Toiletten (dann auch für Frauen) installiert werden, sondern es könnte außerdem die Akzeptanz von Urinalen für den privaten Bereich erhöhen und dadurch die leidigen Auseinandersetzungen um die Benutzung des Sitzklosetts („Nicht im Stehen pinkeln!!“) entschärfen.

Eine weitere Gestaltungsalternative wäre ein modifiziertes WC speziell für Frauen. Dies würde an die ersten drei der zuvor gezeigten Entwürfe („pedastal wc“ von Kira, „venezianischer Hybrid“ und „supports“ von Möllring) anknüpfen und das Problem der Monofunktionalität des Urinals auflösen. Eine Toilette speziell für öffentliche Bereiche sollte mindestens zwei Benutzungsarten zulassen: eine körperkontaktfreie wie beispielsweise die Hocke oder die Abfahrtsposition und eine gestützte Haltung, bei der mit Sitz- oder anderen Auflageflächen für den Körper der Gebrauch bequemer wird.

Letztendlich gibt es aber meines Erachtens keine 'einzig-optimale' Lösung, dafür sind die kulturellen Vorgaben und individuellen Vorlieben zu weit gefächert. Deshalb halte ich weiterhin das Konzept, möglichst unterschiedliche Sanitärobjekte anzubieten, für richtig. Dann könnten die Benutzerinnen selbst entscheiden, ob sie lieber ein Urinal oder ein spezielles Klosett oder doch das übliche Standard-WC benutzen möchten.

Auf eine andere Ebene führt die Lösungsstrategie, statt der Sanitärinstallationen die Kleidung zu verändern. Bislang bieten nur Wander- und Ski-Ausrüstungsfirmen in dieser Hinsicht verbesserte Wäsche und Oberbekleidung an. Eine amerikanische Firma⁸ hat in ihrer Kollektion einige Hosen und Unterhosen mit dem sog. „WizZip“ – ein Reißverschluss, mit dem die Mittelnahse vom vorderen Bund aus bis über den Po geöffnet werden kann. Im deutschen Globetrotter-Katalog von 1998/99 wurde eine lange Unterhose („Underall“) angeboten mit „2-Wege-Front-Reißverschluss vom Kragen bis zum Schritt“ und einer „Gesäßklappe“⁹, die ebenfalls mit einem Reißverschluss jeweils bis zur Mitte der Oberschenkel geöffnet werden konnte. Die vordere Öffnungsmöglichkeit erleichtert das Urinieren im Stehen, während die hintere Öffnung bei der Sitzposition, der Hocke oder Halbhocke hilfreich ist.

Da diese Spezialkleidung aber relativ teuer ist, nähen manche Frauen ihre Kleidung selbst oder ändern gekaufte um, manche tragen auch Männerunterhosen mit Schlitz beziehungsweise weiten Beinausschnitten.¹⁰ Das ist nützlich bei der Verwendung von Urinierhilfen oder wenn Frauen ohne Hilfsmittel aufrecht stehend (und bekleidet) urinieren wollen. Die einfachste Möglichkeit bleibt jedoch, möglichst wenig und nach unten offene Kleider zu tragen.

Bekleidung:

der Einfluss von Bekleidung und Unterwäsche auf die Benutzung von Toiletten in öffentlichen und privaten Bereichen

Einleitung

Kleidung, und Unterbekleidung im Besonderen, haben maßgeblichen Einfluss auf die Beweglichkeit des Körpers. Unbekleidet bietet sich die maximale Bewegungsmöglichkeit, doch je enger die Schnitte sind oder je mehr Stoff den Körper umhüllt, um so eingeschränkter werden auch die Bewegungsräume.

Da für die Benutzung einer Toilette – bzw. für die Blasen- und Darmentleerung generell – der Unterleib in einem gewissen Umfang entblößt werden muss, bestimmen folglich auch die Kleider die Abfolge und Variablen dieser Handlung mit.

Bei sämtlichen Entwurfsprojekten zu Toiletten oder Urinalen waren dies meine ersten und zentralen Fragen: Wie gehen die Entwürfe auf die heute übliche Kleidung ein? Kann eine Frau, mit enger Hose, Feinstrümpfen und Unterhose bekleidet, die Toilette bequem benutzen? Welche Bewegungen sind zum Entkleiden nötig und wieviel Raum muss folglich um das eigentliche Objekt herum vorhanden sein? Welche Bewegungen sind noch möglich, wenn Hose, Rock oder Kleid und die Unterhose nach unten beziehungsweise nach oben geschoben sind? Und schließlich: Berücksichtigt der Entwurf auch die Schuhe und deren Absatzformen und -höhen? Kann eine Frau in Stöckelschuhen diese Toilette benutzen?

Häufig werden Kleider als zweite Haut, als schützende Körperhüllen bezeichnet. Diese Begriffe verweisen auf bestimmte Funktionen der Bekleidung, wie der Schutz des Körpers vor Umwelteinflüssen oder die Bequemlichkeit beim Tragen der Kleidungsstücke. Im Folgenden wird jedoch der zentrale Aspekt sein, auf welche Art Kleider geöffnet oder aus- und angezogen werden können, um den Unterleib freizulegen. Der besondere Augenmerk liegt deshalb auf der Bekleidung abwärts der Gürtellinie, auf Hosen und Röcken, Unterhosen und Unterröcken sowohl für Erwachsene als auch für Kinder.

Kleidung ist nie ausschließlich zweckmäßig, sondern neben den funktionalen Aspekten wird über sie immer auch ein bestimmter gewollter Ausdruck vermittelt. Dadurch erst wird Bekleidung zu Mode, die stets die Differenzen von Gesellschaftsschichten, Generationen und Geschlecht ausdrückt.

Im Verlauf der Zeiten veränderten sich nicht nur die Moden, sondern auch die materielle Qualität der Kleidung. Sie besteht heute insgesamt aus weniger Schichten und leichteren Stoffen. Außerdem werden die Räume, in denen wir uns bewegen, sehr viel effektiver klimatisiert, und entsprechend weniger müssen die Kleidungsstücke wärmen. Das bedeutet auch, dass das Be- und Entkleiden schneller und einfacher geworden ist.

Die Schnitttechnik wurde in den letzten beiden Jahrhunderten nicht mehr wesentlich fortentwickelt,

so dass hier in funktionaler Hinsicht keine nennenswerten Veränderungen stattfanden, aber technologische Neuerungen haben die Funktionalität von Bekleidung entscheidend beeinflusst. Durch neuentwickelte Fasern können äußerst dehnbare Stoffe hergestellt werden, die körpernahe Schnitte erlauben, da sie sich dem Körper bei jeder Bewegung anpassen, ohne die Bequemlichkeit einzuschränken oder das An- und Ausziehen der Kleider zu erschweren. Außerdem wurden Verschlussarten oder Abschlüsse wie zum Beispiel Gummizüge, Klett- oder Reißverschlüsse entwickelt, die nicht nur den Tragekomfort verbessern, sondern ebenfalls das An- und Ausziehen erleichtern.

Kleider modellieren den Körper auf verschiedenen Ebenen. Die vordergründigste Art der Körpermodellierung verwirklichen Kleidungsstücke, die den Körper direkt formen, also beispielsweise Korsetts oder Schuhe.¹ Doch generell wirkt Bekleidung viel subtiler auf den Körper ein, indem sie auch das Körpergefühl, d.h. die Wahrnehmung des eigenen Körpers, beeinflusst.

Dieses Körpergefühl wird, ebenso wie Kleidung und Mode, auch durch gesellschaftliche Normen bestimmt. Am Beispiel der Unterhose kann das folgendermaßen beschrieben werden: Bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus hielt man es für schamlos, wenn Frauen Hosen oder Unterhosen trugen. In der zweiten Jahrhunderthälfte veränderten sich die Bekleidungsgeohnheiten jedoch dahingehend, dass die Unterhose sogar zu einem obligatorischen Wäschestück wurde. Je nach Zeitgeist empfanden sich Frauen entweder mit oder eben ohne Unterhose als vollständig und korrekt bekleidet. Derartige Veränderungen der Kleiderordnung beeinflussen auch das Körpergefühl, selbst wenn das betreffende Kleidungsstück von außen nicht zu sehen ist, weil es unter der Oberbekleidung getragen wird.

Die ursprüngliche Funktion von Unterwäsche, den Körper vor unangenehmen Kleiderstoffen und die Stoffe vor den Ausdünstungen des Körpers zu schützen, wurde später unter anderem von der Aufgabe abgelöst, tabuisierte Körperteile zu bedecken. Da die Wäsche aber in erster Linie vom Träger selbst wahrgenommen wird, ist heute zum Beispiel das bewusste Weglassen der Unterhose zunächst ein Zeichen an sich selbst und stimuliert somit auch zuerst das eigene Körpergefühl.²

Für die Benutzung der Toilette – d.h. auch für das An- und Ausziehen und die Handhabung der Kleidung – ist der Ort entscheidend, an dem sich die Toilette befindet. Da in privaten Räumen generell weniger Kleidung getragen wird als in öffentlichen Bereichen oder Außenräumen, ist hier auch die Handhabung der Kleidung in der Regel einfacher. Außerdem besteht hier die Möglichkeit, direkt vor der Benutzung der Toilette störende Kleidungsstücke wie enge Hosen, Bodies, Overalls usw. vollständig auszuziehen oder weit über die Kniekehlen nach unten zu streifen, wobei sie dann den Boden berühren könnten.

Im eigenen privaten Wohnbereich ist die Abneigung gegenüber dem Ort und dem Objekt Toilette geringer als in öffentlichen Bereichen, und deshalb wird auch der direkte Kontakt von Körper und Kleidungsstücken mit der Toilette im eigenen Haushalt weniger dringlich vermieden. Die Vorgänge des Entkleidens und anschließenden Bekleidens sind deshalb in privaten Situationen einfacher und verkürzt.



4.01 Kleiderhandling mit Mantel und offener Hose

Foto: Martin Rissler, 1986

In den halböffentlichen Räumen von Schulen oder am Arbeitsplatz werden im Vergleich zum Privatbereich oft mehr Kleider getragen. Abgesehen davon unterscheidet sich die Handhabung der Kleider aber auch, weil die meisten Nutzer bereits bei halböffentlichen Anlagen den direkten Kontakt ihres Körpers und ihrer Kleider mit der Toilette bzw. dem Urinal vermeiden und deshalb die Kleidungsstücke sorgfältiger festhalten.

Diese Tendenzen verstärken sich bei öffentlichen Toilettenanlagen, denn zum einen ist die getragene Bekleidung meist noch umfangreicher – zum Beispiel wenn entsprechend der Jahreszeit zur normalen Straßenbekleidung Jacke oder Mantel hinzukommen – und zum anderen ist die Abneigung gegen jegliche Berührung mit den Sanitäröbekten größer.

Wenn der direkte Kontakt mit dem Klosett vermieden werden soll, wie es beim überwiegenden Teil der Frauen während der Benutzung von öffentlichen Toiletten der Fall ist, erschwert also schon allein der Umfang der Kleider ihre Handhabung. Nicht nur den Unterkörper von Kleidern frei zu halten, sondern auch jeglichen Körper- und Kleiderkontakt mit der Toilette zu verhindern, verlangt dann eine komplexe Abfolge von Handgriffen und Körperpositionen. (Abb. 4.01) Auch aus diesem Grund ist es vor allem vielen Frauen unangenehm und lästig, öffentliche Toiletten zu benutzen.

Im Folgenden werden zunächst in einem kurzen Exkurs verschiedene Funktionen von Unterwäsche dargelegt, da ihre Gestaltung das An- und Ausziehen besonders beeinflusst. Danach sind die Darlegungen gegliedert nach Bekleidung für Frauen, für Männer und für Kinder.

Nur bei der Männerbekleidung spielen Ober- und Unterbekleidung eine gleichrangige Rolle, weil sowohl die Über- als auch die Unterhosen zur Bekleidung des männlichen Unterleibs sehr ähnlich geschnitten sind. Sie haben keine speziellen Öffnungen oder Schlitze oder besondere Weiten, um eine vollständige Enthüllung des Unterkörpers auf einfache Art zu ermöglichen, und deshalb müssen auch jeweils beide Hosenschichten zumindest für die Darmentleerung geöffnet und heruntergelassen werden.

Beim Rock ist das nicht der Fall, er kann – wenn überhaupt nötig – einfach angehoben werden, um den Unterkörper frei zu machen. Deshalb konzentrieren sich die Überlegungen zur Frauenbekleidung im Wesentlichen auf die Unterwäsche, mit der der weibliche Körper über lange Zeit hinweg modelliert und in seiner Bewegungsfähigkeit entscheidend eingeschränkt wurde.³

Bei der Kinderbekleidung wurde der Schwerpunkt ebenfalls auf die Unterwäsche gelegt, und zwar insbesondere auf ein Kleidungsstück, das speziell für die Aufnahme von Exkrementen verwendet wird: die Windel. Sie ist eine Art Gegenkonzept zur gängigen Beseitigung von Exkrementen und hat eine erstaunliche Entwicklung vom einfachen Tuch zum hochtechnisierten Industrieprodukt durchgemacht.



4.02 Das Stundenbuch des Duc de Berry, 14. Jahrhundert
aus: Néret, 1998, S. 30

Detail



Die Form und Art der Unterbekleidung war und ist stets mit den jeweils zeitgenössischen Körpermodellen und Reinlichkeitsvorstellungen verknüpft und deshalb, wie die Oberbekleidung, einem ständigen Wandel unterworfen. Georges Vigarello hat mit „Wasser und Seife, Puder und Parfüm. Geschichte der Körperhygiene seit dem Mittelalter“ ein umfassendes Bild der Entwicklung der Reinlichkeits- und Gesundheitsvorstellungen am Beispiel von Frankreich gezeichnet.

Die Veränderungen bei den Praktiken für die Körperreinigung sind häufig verknüpft mit neuen Bekleidungsgewohnheiten, vor allem hinsichtlich des Tragens von Unterwäsche.

Ab dem 13. Jahrhundert kam allmählich die Sitte auf, ein Unterhemd unter den nach außen sichtbaren Kleidern zu tragen. „Das Hemd ist zwar den Blicken entzogen, aber die Kleidung besteht nun aus mehreren Schichten und verschiedenen Materialien: Sie umfaßt Leichtes und Schweres, Verborgenes und Sichtbares. Das Hemd ist ein komfortables, weiches Polster zwischen Wolle und Haut.“⁴ Die Leibwäsche ist anfangs von der Kleidung vollständig verdeckt. Sogar wohlhabende Personen hatten nur wenige Wäschestücke, im Unterschied zu einem häufig großen Besitz an prächtiger Oberbekleidung. Lediglich ein oder zwei Unterhemden zu besitzen, war durchaus normal. Das hatte natürlich zur Folge, dass die Leibwäsche selten gewechselt beziehungsweise nicht regelmäßig oder ständig getragen wurde. Der Körper selbst blieb von Säuberungsvorstellungen unberührt. Für das Erscheinungsbild konzentrierte sich die Aufmerksamkeit ausschließlich auf das Sichtbare – Gesicht, Hände und Bekleidung –, die darunterliegenden Schichten dagegen waren bedeutungslos. Erst ab dem 14. Jahrhundert trugen Männer unter ihren Gewändern Beinkleider. Bis zu dieser Veränderung bedeckte die Kleidung zwar den Unterkörper und die Beine, aber sie war nach unten hin offen. (Abb. 4.02) Deshalb waren wenige Handgriffe nötig, um den Unterkörper zum Beispiel für die Ausscheidung freizumachen. Für die Hockstellung musste das Gewand lediglich gerafft werden, dasselbe gilt auch für das Urinieren im Stehen.

Im 16. und 17. Jahrhundert geht in Europa die Pest um. Die epidemische Krankheit raffte Hunderttausende von Menschen dahin, ohne dass der Übertragungsweg erkannt wurde, und dementsprechend wurden die unterschiedlichsten Abwehrstrategien verfolgt. Eine der Vorbeugemaßnahmen war jegliche Vermeidung von Hautkontakt mit Wasser, da man annahm, die Haut würde aufgeweicht und die Krankheitserreger könnten deshalb leichter in den Körper gelangen.⁵ Zunächst beschränkte sich der Argwohn auf heißes Wasser, doch zunehmend wurde auch direkter Körperkontakt mit kaltem Wasser vermieden.

Gleichzeitig wandelte sich im 16. Jahrhundert die Funktion der Unterwäsche in grundlegender Weise. Nun wurde es zu einem Gebot der Reinlichkeit, Leibwäsche zu tragen und sie häufiger zu wechseln. Aus einer Empfehlung Ende des 16. Jahrhunderts geht hervor, dass es gut sei, sein Hemd jeden Monat zu wechseln, gegen Ende des 17. Jahrhunderts ist es bereits ein drei- bis vier-tägiger Turnus.⁶

„Spürt man, daß man verschwitzt ist, so wechselt man die Wäsche. ... Die »Reinigung« wird

durch die Unterwäsche bewirkt. ... Das Wechseln des Unterhemdes ist Zeichen höchster Sauberkeit, die [jetzt] auch die von der Kleidung verdeckten Körperteile miteinschließt.“⁷

Durch diesen neuen Umgang mit der Leibwäsche kam nun dem weißen Hemd eine entscheidende Signalwirkung zu. Es war nicht mehr unter der Oberbekleidung verborgen, sondern lugte an Kragen und Ärmeln hervor. Zunächst ist die reine und weiße Farbe ein Zeichen für die Sauberkeit der Kleidung. Doch ab dem 16. Jahrhundert wird der Zustand des sichtbaren Hemdenstoffs gleichgesetzt mit dem Zustand des durch die Kleidung verdeckten Körpers insgesamt. Die Finesse der Weißwäsche wurde zu einem wichtigeren Qualitätsmerkmal als prunkvolle Kleidung, und weißer Stoff wurde so getragen, dass er aus den Kleidern geradezu hervorquoll und sich deutlich sichtbar über die Stoffe der Oberbekleidung ausbreitete. Die Ausgaben für Weißwäsche stiegen erheblich und waren mitunter höher als die Aufwendungen für andere Stoffe und Kleidungsstücke. Auch die Stoffe der Oberbekleidung wurden feiner und leichter und Materialien wie Taft oder Seide häufiger verwendet, d.h. die gesamte Bekleidung wurde hemdartiger. Die weißen Stoffe wurden zusätzlich gestärkt, um noch größere Volumina erzeugen zu können, oder aufwendige, geklöppelte Spitzen wurden appliziert, um die ganze Erscheinung duftiger, zarter und fragiler zu machen.

Weißer Stoff wurde damit zu einem Kriterium für Sauberkeit geworden.⁸ Sie beseitigt den Schmutz, indem sie direkt mit dem Körper in Berührung kommt. *„Ihre Wirkung ist der von Wasser vergleichbar, wobei sie sogar zuverlässiger eintritt und vor allem nicht solche Gefahren in sich birgt. Zu den das Wasser betreffenden Befürchtungen kommt nun also noch die Überzeugung, daß es unnütz sei, sich mit Wasser zu reinigen. Die [Leib-]Wäsche nimmt Schweißabsonderungen und Schmutz auf. Sie zu wechseln, bedeutet im Grunde das gleiche, wie sich zu waschen.“*⁹ Makellos weiße Wäsche wurde zum Zeichen für einen sauberen Körper.¹⁰ Diese Insignien der Reinlichkeit werden noch direkt am Körper getragen und mit ihm zur Schau gestellt.

Erst ab dem 19. Jahrhundert werden Objekte wie Waschbecken, Leibstuhl oder Bidet und Räume wie Bad oder Toilette zu weiteren Hinweisen auf körperliche Reinlichkeit, die ebenfalls als *„Spiegel des Zivilisationsprozesses“*¹¹ fungieren.

Das Hemd war der Archetyp der Wäsche.¹² Es wurde als sichtbares Taghemd, als Unterhemd unter der Oberbekleidung oder als Nachthemd von beiden Geschlechtern und in jedem Alter getragen.

Die Unterschiede zwischen den Hemden für Frauen und denen, die von Männern getragen wurden, waren zunächst sehr gering. Außerdem wurden die Hemden nicht an die Körpergrößen angepasst, sondern es gab jeweils nur eine Standardgröße für Frauen und für Männer.

Die Männerhemden waren hochgeschlossen und endeten ungefähr auf halber Höhe der Oberschenkel. Der Hemdabschluss wurde unter die Beinkleider gestopft und verhüllte so den Unterleib.

Damenhemden waren meist dekolletiert und reichten bis zu den Waden oder Fußknöcheln. Wegen ihrer Länge wurden Frauenhemden wie Unterröcke getragen, über die gegebenenfalls weitere Unterröcke und der Überrock gezogen wurden. Dementsprechend war das Damenhemd weit, um den Beinen genügend Bewegungsfreiheit zu bieten.

Die Symbolwirkung von Weiß- oder Unterwäsche in Bezug auf die Reinlichkeit des Körpers hatte sich also schließlich konsolidiert, allerdings wurde ab dem Ende des 19. Jahrhunderts die Wäsche wieder zunehmend unter der Oberbekleidung verborgen. Die Bekleidung des bürgerlichen Mannes hatte noch den weißen Kragen und das weiße Oberhemd, die Bekleidung der bürgerlichen Frau zeigte ebenfalls am Halsausschnitt und an den Ärmelabschlüssen weißen Stoff und vor allem Spitze, aber diese Details wurden nicht mehr unmittelbar mit Unterwäsche assoziiert.

Unterwäsche war damit zu einem Zeichen dessen geworden, was sie verdeckt: den nackten Körper.¹³ Indem sie den Leib und insbesondere die Genitalien verhüllt, erhöht ihr Anblick die sexuelle Neugierde. Sie verweist auf die Momente des Be- oder Entkleidens. Es ist deshalb immer ein Spiel mit der Intimität, den Blick auf die Unterwäsche zu gewähren, der doch sonst allein jenen Personen vorbehalten ist, die Zugang zu den privaten und intimen Bereichen einer Person haben. Die Wäsche gehört dem Grenzbereich zwischen Privatem und Öffentlichem an, denn sie wird verborgen getragen und nur im privaten Bereich an- und ausgezogen, doch sie wird verwendet, um die Bekleidung für den öffentlichen Auftritt zu komplettieren, d.h. den nackten Leib sicher zu bedecken.

In diesem Grenzbereich zwischen Privatem und Öffentlichem wird allerdings das Private betont. Das bedeutet auch, dass die Ausscheidungsprozesse noch stärker intimisiert werden, wenn dabei die Unterwäsche vom Unterkörper entfernt werden muss. Dieser Doppeleffekt verstärkt sich, je mehr Wäsche bei den jeweiligen Handlungen und Körperpositionen sichtbar wird beziehungsweise werden kann.

Weil Männer beim Urinieren im Stehen ihren Körper und ihre Kleidung so positionieren können, dass ihre gesamte Erscheinung kaum verändert wird – sie müssen weder die Überhose noch die Unterhose weit herunterziehen – ist es für sie leichter, in öffentlichen Toiletten ohne Sichtschutz nebeneinander zu stehen und dabei zu pinkeln. Frauen dagegen müssen oft mehrere Wäsche- oder Kleidungsstücke nach unten ziehen (Hose, Strumpfhose, Unterhose) oder nach oben halten (Kleid, Rock, Mantel), d.h. sie verändern ihr Erscheinungsbild stark, wenn sie zum Beispiel im Freien in der Hocke urinieren wollen. Durch die Unterwäsche, die dabei zum Vorschein kommt, wird die Handlung zusätzlich intimisiert, d.h. einer Frau wird es wahrscheinlich peinlich sein, wenn sie dabei von einer fremden Person gesehen wird.

Die Unterhose ist das Wäschestück, über das im Folgenden am meisten gesprochen wird. Da es ihre Funktion ist, den Unterleib zu verhüllen, ist es auch das Wäschestück, das vor der körperlichen Ausscheidung verschoben, geöffnet, hinauf- oder hinuntergezogen werden muss.

Wie in den Jahrhunderten zuvor das Hemd, wird heute die Unterhose von Männern und Frauen allen Alters und aller Schichten getragen. Im Unterschied zum Unterhemd ist die Unterhose jedoch ein geschlechtsspezifisches Bekleidungsstück. Ob es auch geschlechtsspezifisch benutzt wird, soll hier ebenfalls diskutiert werden.

Die Frau hat die Wahl: Sie kann eine Hose oder einen Rock anziehen, beide Kleidungsstücke sind heutzutage Teil der weiblichen Garderobe. Darunter jedoch ist die Kleiderordnung eindeutig geklärt. Egal ob Rock oder Hose, das Wäschestück für den Unterleib ist die Unterhose, d.h. die Bekleidung der Frau besteht hier aus zwei Schichten, wenn nicht noch Strumpfhose oder Mieder hin-zu kommen.

Die Freiheit, zwischen Rock und Hose wählen zu können, ist ein hart erkämpftes Recht, das gegen das männliche 'Hosenprivileg' durchgesetzt wurde. Zuvor war der (lange) Rock das einzig angemessene Kleidungsstück für Frauen. Die Frage, wer Hosen tragen darf, ist bis heute „*Sinnbild des Geschlechterkampfes*“¹⁴, und folglich waren die Argumente in dieser Auseinandersetzung nicht unbedingt nur pragmatisch im Sinne von Funktionalität und Bequemlichkeit, sondern wurden mit der Frage der Stellung von Frau und Mann innerhalb der Gesellschaft verbunden. Die Kontroversen um das Recht, eine Hose zu tragen, gehen bis in das ausgehende 18. Jahrhundert in Europa und Nordamerika zurück und waren teilweise eng mit der Emanzipationsbewegung der Frauen verknüpft.¹⁵

Als Zeichen für den verbesserten Status von Frauen innerhalb der Gesellschaft ist die Hose positiv zu bewerten, und für bestimmte Tätigkeiten wie körperliche Arbeit oder Sport sind Hosen im Vergleich zu Röcken oder Kleidern zweckmäßiger.¹⁶ Beim An- und Ausziehen jedoch sind Hosen unhandlich. Sie sind, wie Röcke, in der Taille eng an den Körper geschneidert, damit sie nicht herunterrutschen. Doch während ein Rock einfach nach oben angehoben werden kann, muss eine Hose von der Taille abwärts zum Beispiel durch Hosenschlitze so weit geöffnet werden, bis sie über das Becken heruntergezogen werden kann. Um also den Unterleib zu entkleiden, wie es für die Benutzung der Toilette im Sitzen nötig ist, müssen Hosen bis zum Knie ausgezogen, d.h. nach unten geschoben werden.

Auf öffentlichen Toiletten ist die Hose ebenfalls die unkomfortablere Alternative. Da sie nach unten ausgezogen wird, ist die Wahrscheinlichkeit größer, dass sie unbeabsichtigt mit dem Klosett oder auch dem Boden in Berührung kommt, im Unterschied zu einem Rock, der nach oben weggehalten werden kann.

Das nächste Kleidungsstück, das nach der Hose (bzw. dem Rock) heruntergezogen werden muss, ist die Strumpfhose. Sie wird – anders als der Strumpfhalter, an dem die langen Strümpfe einzeln befestigt werden – über der Unterhose getragen.¹⁷ Wie auch die ersten Damenunterhosen, die aus zwei, nur in der Taille zusammengehaltenen Beinlingen bestanden, sind Strumpfhalter und lange Strümpfe Kleidungsstücke, die den Schritt offenlassen. Die Strumpfhose, als Weiterentwicklung dieser Strümpfe mit Halter, ist indes geschlossen, aus einem Stück und muss ausreichend elastisch sein, damit sie heruntergezogen werden kann, ohne einen besonderen Verschluss zu benötigen. Einerseits vereinfacht also die Strumpfhose die Situation unter Rock oder Hose – sowohl in der Handhabung als auch visuell –, andererseits verpackt sie den Unterleib vollständig und lückenlos.¹⁸



4.03 Frau in Korsett und Strümpfen, 1893
aus: Néret, 1986, Abb. 108



4.04 Roger-Viollet: La Goulue, 1887
aus: Néret, 1986, Abb. 124

4.05 Kurt Hutton: the caterpillar ride, 1938
aus: Saint-Laurent, 1988, S. 187



4.06 Anton Corbijn: Naomi Campbell, um 1993
aus: der Stern, Heft Nr. 1, 29. Dez. 1994, S. 51



Bis Mitte des 19. Jahrhunderts war die Frauenkleidung nach unten hin offen. Zwar wirkte das äußere Erscheinungsbild insgesamt geschlossen und lange Röcke oder Kleider bedeckten die Beine gänzlich, doch über dem Strumpf „war das Bein nackt; unter den Röcken, Unterröcken und Petticoats war der weibliche Körper – ihr Geschlecht – ausgestellt.“¹⁹ (Abb. 4.03)

Später, etwa ab Mitte des 19. Jahrhunderts, gingen Frauen (der bürgerlichen Schicht) dazu über, Unterhosen zu tragen. Diese waren im Schritt geschlitzt, d.h. der Unterleib war verhüllt, doch die Hülle war leicht zu öffnen. Die feministische Kritik las diese Art von Kleidung als Zeichen der sexuellen Verfügbarkeit von Frauen. Allerdings war die geschlitzte Unterhose die einzig praktikable Unterwäsche unter der Vielzahl von festgebundenen Unterröcken, dem Korsett und Überrock. (s.a. S. 157) Von Unterröcken und Unterwäsche ging erst eine erotische Stimulation aus, als Unterleib und Schenkel unter einer Vielzahl von Kleidungsstücken gänzlich verborgen wurden. Nachdem auch ein zufällig erhaschter direkter Blick auf den unteren Teil des weiblichen Körpers nicht mehr möglich war, genügten bereits kleinste Wäschedetails, wie etwa ein Stoffrascheln oder ein leicht verschobener Saum, um den männlichen Beobachter an die Geschlechtszugehörigkeit der Trägerin zu erinnern.²⁰

(Mit den Abb. 4.04 - 4.06 wird deutlich, dass durch die Verhüllung die Imagination des Betrachters eher gesteigert wird. Oder wie wären die gespreizten Beine einer Naomi Campbell, die auf einer Klimanlage sitzt und dabei den Blick – nur – auf ihre blütenweise Unterhose erlaubt, in einer Aufnahme von 1993(!) zu erklären?)

Zunehmend bekam die Unterwäsche die Aufgabe, in erster Linie den Körper zu verhüllen (statt gegen Kälte oder grobe Stoffe zu schützen).²¹ Außerdem verlagerte sich die Aufmerksamkeit vom Oberkörper auf den Unterkörper. Bis in das 19. Jahrhundert war die Bekleidung vorrangig dazu verwendet worden, Brust und Taille zu modellieren, während der Unterkörper der Frau unter einem langen Rock verschwand, der je nach der Mode die unterschiedlichsten Formen haben konnte. Als im 20. Jahrhundert die Röcke schließlich leichter und kürzer wurden und dadurch die ganze Silhouette des Frauenkörpers zu erkennen war, wurde der Unterkörper noch sorgfältiger als zuvor mit Wäsche verhüllt.²²

Die im Schritt geschlossene Unterhose kam um 1900 auf²³, doch erst gegen Ende der 20er Jahre wurden auch Frauenunterhosen aus elastischen Trikotstoffen hergestellt²⁴, obwohl für Männerunterhosen schon einige Zeit früher dehnbare Stoffe verwendet wurden (vgl. S. 162) Ab den 30er Jahren wurden Unterhosen an der Taille mit Gummizügen versehen.²⁵ Erst dann waren keine speziellen Verschlüsse mehr nötig, da die Hose bzw. der Hosenbund nun gedehnt und über Becken und Gesäß nach unten geschoben werden konnte.

Die sog. *Schlupfhose* (Abb. 4.07) hatte zusätzliche Gummibänder an den Beinabschlüssen. Der Prototyp der heute üblichen Damenunterhose hat sich demnach erst in den 1930/40er Jahren herausgebildet. Nach einer Umfrage der Zeitschrift *TextilWirtschaft* von 1998²⁶ gehört zur alltäglichen Unterwäsche immer eine Unterhose. Sie ist elastisch, liegt eng am Körper an und bedeckt



4.07
Schlupfhose, Maute & Benger, 1925/30
Kunstseidentrikot, Gummizug („Nobelt-Bund“)
in der Taille und an den Beinen
aus: Junker/ Stille, S. 289, Abb. 260

nur den Unterleib. Der modische Slip bedeckt höchstens die Schenkelansätze (Abb. 4.08).

Die Unterhose ist also weiterhin das letzte Wäschestück, das zur Entkleidung des Unterkörpers heruntergezogen werden muss. Ihre Form und ihr Umfang wurden zwar reduziert, aber vor allem durch das Schließen der Schrittnaht und die enganliegenden Beinöffnungen kann sie – wie auch die Strumpfhose – nicht mehr teilweise geöffnet werden, wenn sie angezogen ist. Die Handhabung des An- und Ausziehens wurde also vereinfacht, aber gleichzeitig auch unverzichtbar.

Ein Fünftel der 1998 befragten Frauen ersetzen die Unterhose mitunter auch durch einen „Body“ (Bodysuit = Körperanzug).²⁷ Bodies sind einteilige Kombinationen aus Hemd und Hose. Sie können auf zwei Arten ausgezogen werden: Entweder ist das Dekolleté ausreichend groß, so dass das Kleidungsstück über die Schultern nach unten abgestreift werden kann, oder unten am Hosenzwickel ist ein Verschluss mit Druckknöpfen, Klettbandern oder Haken und Ösen. Bei den festeren Miedern helfen oft seitliche Reißverschlüsse beim An- und Auskleiden.

Die Verschlüsse im Schritt sind meistens umständlich zu öffnen und zu schließen, und bei voller Blase kann es sehr lästig sein, wenn sich der Verschluss erst nach längerem Hantieren öffnen lässt. Ebenso unkomfortabel ist es, wenn sich die Verschlüsse anschließend nur schwer schließen lassen. Aus diesem Grund ziehen viele der von mir befragten Frauen²⁸ einfach nur den Hosensteg im Schritt zur Seite. Diese Handhabung ist auch bei Bodies notwendig, die keinen Verschluss im Schritt haben, sondern nur durch den Halsausschnitt an- und ausgezogen werden können.²⁹

Das wichtigste Kaufkriterium ist nach Aussage der im Auftrag von TextilWirtschaft befragten Frauen (s.o.), dass die Unterwäsche bequem sitzen soll.³⁰ Zur guten Passform gehört aber meines Erachtens nicht nur, dass die Wäsche angenehm zu tragen ist, sondern dass sie sich auch bequem an- und ausziehen lässt. Insofern ist es verständlich, dass Bodies verhältnismäßig selten getragen werden.³¹

Letztendlich lässt sich in diesem Zusammenhang aber auch grundsätzlich die Frage stellen, ob es nicht sowieso angenehmer wäre, auf Unterhose oder Body ganz zu verzichten. Dann würde wenigstens eine Kleiderschicht wegfallen, die herunter- und wieder hochgezogen werden muss.

die Entwicklung der Unterhose: veränderte Traggewohnheiten und Handhabung

Die 'Frau auf dem Abtritt', dargestellt in einem Kupferstich aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts (Abb. 4.09), hat ihre Morgentoilette noch nicht beendet. Sie trägt ein langes Hemd, darüber hat sie ein leichtes Kleid gestreift. An den Beinen ist sie bereits vollständig bekleidet mit Schuhen und Strümpfen, die von Bändern gehalten werden. Eine Unterhose gehörte nicht zur Garderobe einer Dame. Das Korsett ist nur lose geschnürt, aber sie hat noch keinen Reifrock umgebunden. Sie ist also weitgehend angezogen, aber die Kleidung ist noch nicht für den Tag zurechtgemacht. Auch ihr Haar ist nur lose aufgesteckt. Der Schmuck darin und die Kette um ihren Hals, wie auch der



4.08
enganliegende Unterhose mit angeschnittenen
Beinen, Fa. Otto Kern, 1998



4.09 „Der Neugierige“– die Frau auf dem Abtritt
Kupferstich, 2. Hälfte 18. Jhd.
aus: Bilder-Lexikon. Hrsg. Institut für Sozialforschung Wien, Wien/ Leipzig 1928-31,
Bd. 2, S. 11; in: Junker/ Stille, Abb. 50



4.10 aufblasbare Krinoline, um 1860
aus: Carter, S. 59

4.11 Bourdaloue, Newby Hall, Yorkshire, Engl. 18. Jhd.
aus: Lambton, 1995, S. 52



Raum mit einem Leibstuhl und dem Konsoltisch deuten daraufhin, dass sie eine Dame der wohlhabenderen Gesellschaftsschicht ist, sie hätte sich also sicherlich eine Unterhose leisten können. Durch das geöffnete Fenster sehen wir schemenhaft einen männlichen Betrachter – „den Neugierigen“, der der Zeichnung ihren ursprünglichen Titel gab.³²

Es handelt sich um eine erotische Darstellung, deshalb auch die eigenartige Beinstellung, die gewählt wurde, um dem Bildbetrachter möglichst viel von ihren Beinen zu zeigen.

Zwei Hinweise gibt uns diese Abbildung: Einerseits zeigt sie, dass der Unterleib, anders als bei der heutigen Unterbekleidung, nicht körpernah verhüllt wurde. Andererseits deutet sie daraufhin, dass es dennoch ratsam war, vor dem vollständigen Ankleiden noch einmal die Toilette zu benutzen. Denn mit Unterröcken, Reifrock oder anderen Polsterungen, die den Rock aufbauchten und die auf der Taille festgebunden wurden, war die Bewegungsmöglichkeit der Frauen erheblich eingeschränkt. Die Kleidung war teilweise auch schwer und voluminös, durch die Treppensteigen oder längere Wege zu anstrengenden Unternehmungen werden konnten. Dasselbe gilt auch für das Anheben und Hantieren mit den zahlreichen Rockschichten.

Wie raumgreifend manche Rockunterkonstruktionen waren, illustriert die Fotografie eines Mädchens mit einer aufblasbaren Krinoline (Abb. 4.11). Wie geht diese Frau auf die Toilette? – Sie wird es in dieser Krinoline vermieden haben.

Diese Tendenz, möglichst selten oder überhaupt nicht die Toilette zu benutzen, ist auch heute noch bei Frauen weit verbreitet. Die Gründe haben sich allerdings geändert. Heute liegt es seltener an der Kleidung, dass Frauen möglichst wenig Flüssigkeit zu sich nehmen oder auch bei voller Blase den Urin zurückhalten, sondern eher an einer generellen Abneigung vor der Benutzung von halböffentlichen und öffentlichen Toiletten (s.a. S. 116 f.).

Den Frauen des 18. und 19. Jahrhunderts standen zwei Alternativen (zur Benutzung eines Klosetts) zur Verfügung. Zum einen war es den Frauen möglich, im Stehen zu urinieren, ohne dabei ihre Kleider nass zu machen (s.a. S. 96 f.). Sie mussten sich dazu nur breitbeinig hinstellen und vielleicht die Röcke ein wenig raffen. Es gibt sogar Schilderungen von Damen, die sich dabei beidseitig von ihrer Dienerschaft halten und wie Kinder helfen ließen.³³

Die zweite Variante war, sich ein Gefäß unterzuhalten. Das konnte ein Nachtopf sein oder auch ein „Bourdaloue“. ³⁴ (Abb. 4.11; s.a. Kap. zu Objektentwicklung, S. 35 und Kap. zu Frauenurinalen, S. 124) Diese Urinbehälter waren länglich geformt und an den Seiten mittig eingedrückt. Sie waren schmal genug, um zwischen die Beine gehalten zu werden, und konnten deshalb auch im Stehen benutzt werden. Bourdaloues wurden in unterschiedlichen Größen hergestellt und waren mitunter kostbar gearbeitet. Sie wurden auch außer Haus benutzt und dabei zum Beispiel im Muff oder in einer Tasche transportiert.

4.12



4.13



4.14



4.15



4.16

4.12 - 4.16
Beinkleider mit offenen Schrittnähten
Zeichnungen für Schnittvorlagen, um 1900
aus: Hochfelden/ Niedner, S. 30
4.12: Abb. 62; 4.13: Abb. 63 u. 63 a; 4.14: Abb. 67 u. 68; 4.15:
Abb. 64; 4.16: Abb. 65

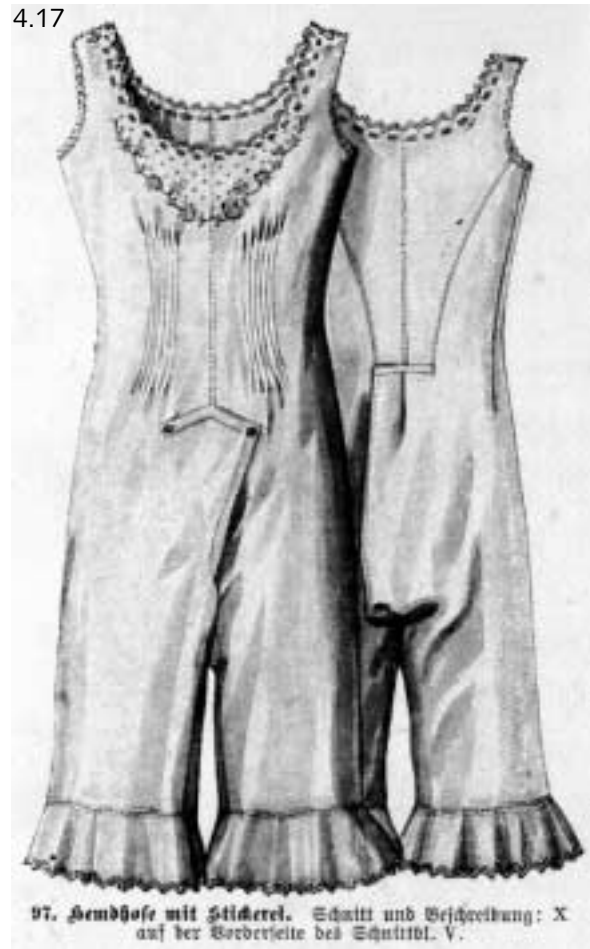
Das Hosenverbot für Frauen galt nicht nur für sichtbar getragene Hosen, sondern auch für Unterhosen. Als nach der französischen Revolution von 1789 die Kleiderordnung geändert wurde, konnten Frauen erstmals Hosen in ihre Garderobe übernehmen.³⁵ Sie trugen lange, meist hautfarbene Beinkleider als Wärmeschutz unter den hauchdünnen Empirekleidchen, damit der Eindruck erweckt wurde, durch die transparenten Kleider wäre nur der nackte (= natürliche) Körper zu sehen. Doch die neue Freiheit bei der Kleiderwahl war von kurzer Dauer: Am 8. Brumaire des Jahres II (29. Oktober 1793) wurde den Frauen per Dekret wieder verboten, Hosen zu tragen. Die Frauenbekleidung bestand also erneut ausschließlich aus langen Röcken und Kleidern, unter denen Unterhemd, Korsett, Unterröcke und Krinoline getragen wurden – doch Unterhosen waren ihnen nicht erlaubt. Diese wurden nun wieder als schamlos betrachtet, auch wenn sie im Gegenteil die Frauen vor manch einer unfreiwilligen Entblößung ihrer Scham, beispielsweise bei einem starken Windstoß oder einem Sturz, bewahrt hätten.³⁶

Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts schließlich setzte sich die Unterhose für die Frau dennoch durch, allerdings mit einer vollständig umgekehrten Argumentation. Nun hielt man es für schamlos, Unterleib und Beine nicht mit einer Unterhose zu bekleiden. Die Damenunterhose war zunächst mit offenem Schritt. (Abb. 4.12 - 4.16) Bis in die 1920er Jahre wurde das Korsett über dem Unterhemd geschnürt, darüber kam die Unterhose, in die der untere Teil des Hemdes gesteckt wurde. Die nächste Schicht war ein wamsartiges Hemd, die sog. „Camisole“, und darüber wurden Unterröcke und gegebenenfalls Reifrock, Tornüren beziehungsweise andere Rockpolsterungen wie der „Cul de Paris“ um die Taille gebunden. Wenn alle Schichten übereinander angezogen waren, konnte die Unterhose kaum mehr heruntergezogen und keinesfalls wieder nach oben zurückgeschoben werden. Solange diese Bekleidungsart üblich war, wurde also durch den Schlitz eine Öffnungsmöglichkeit für die Unterhose geschaffen.

Der entscheidende Impuls, die Schrittnaht der Unterhose zu schließen, kam aus der Reformbewegung.³⁷ Um die Beinkleider öffnen zu können, ohne sie in der Taille zu lösen, wurden die Hosen mit einer knöpfbaren Klappe an der Rückseite versehen. Diese Verschlussvariante (Abb. 4.18 und 4.19) fand jedoch keine weite Verbreitung. Das lag meines Erachtens an ihrer umständlichen Handhabung: Die Knöpfe wurden hinten geschlossen, d.h. die Trägerin konnte sie nicht sehen, sondern musste sie erfühlen. Außerdem war die Klappe relativ groß und konnte deshalb leicht in die Toilette hängen oder beim Urinieren nass werden. Letztlich war es ohnehin wenig plausibel, die Öffnung nach hinten zu legen, wenn doch meistens die Vorderseite des Unterleibs (für die Blasenentleerung) freigelegt werden muss.

Doch zwei Elemente der Reformbekleidung setzten sich durch. Das geschlossene Stoffbeinkleid wurde „überraschend schnell von einer großen Zahl von Frauen angenommen“³⁸, ebenso wie die Hemdhose, die in den 1920er Jahren in leichter Machart als modische Neuheit viel getragen wurde. In dieser Zeit wandelte sich die Frauenbekleidung grundlegend: Sie wurde leichter, kürzer und bestand aus weniger Schichten; das Korsett fiel weg, stattdessen wurden leichte Hüftgürtel getragen, an denen die Strümpfe befestigt wurden; Hemd und lange Unterröcke wurden durch einen kurzen hemdartigen Unterrock mit Trägern ersetzt. Die bevorzugten Stoffe waren leicht, weich und fließend.

4.17

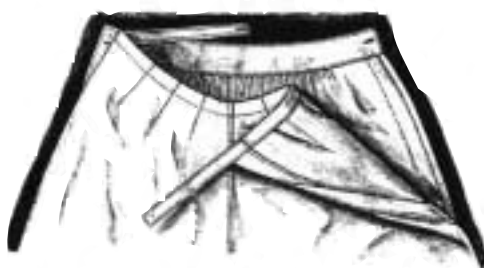


4.18 Einfaches geschlossenes Beinkleid (mit rückseitiger Klappe), um 1900
aus: Hochfelden/ Niedner, Abb. 261, S. V

4.19



4.20 Beinkleid mit Seitenverschluss, um 1900
aus: Hochfelden/ Niedner, Abb. 240, S. IV



4.21 Seitenverschluss, um 1900
aus: Hochfelden/ Niedner, Abb. 243 a, S. IV

Diese Veränderungen machten eine neue Art von Wäsche möglich, wie beispielsweise die im Schritt geschlossene Unterhose, die nun nicht mehr durch die Oberbekleidung fixiert wurde.

Die in der Mitte geschlossene Hose aus Webstoffen (also nicht dehnbares Baumwoll- oder Seidengewebe) wurde nun seitlich geknöpft (Abb. 4.20 und 4.21), doch später konnten mit Verwendung von elastischen Strickstoffen auch diese seitlichen Schlitzwege wegfallen. Unterhosen mit offenem Schritt wurden noch bis in die 1930er Jahre getragen, galten aber mit Aufkommen der neuen Stoffe und Schnitte als altmodisch.

Obwohl sich die Auseinandersetzungen um das Recht, Hosen anzuziehen, vor allem auf die sichtbar getragenen Überhosen bezog, unterstützte die Tatsache, dass Frauen mittlerweile sowieso schon Hosen an hatten (wenn auch nur als Unterwäsche), die Erstreitung dieses Rechts. Jedenfalls wurden Hosen Ende der 40er Jahre und spätestens im Verlauf der 50er Jahre allmählich Teil der weiblichen Garderobe.

Für die gesellschaftliche Gleichstellung war dies sicherlich ein wichtiges Zeichen, aber in praktischer Hinsicht war es ein Verlust, denn der übliche, also 'männliche' Hosenschnitt wurde einfach übernommen. Dadurch ergibt sich, dass Frauen nun beim Urinieren ein umständliches Kleiderhandlung in Kauf nehmen und sich entkleiden müssen, ganz im Unterschied zu den Männern, wie im folgenden Abschnitt über deren Bekleidung noch dargestellt wird.

Eine wirklich 'emanzipierte' Hose müsste einen dem weiblichen Körper entsprechenden Schnitt haben, und zwar nicht nur in Bezug auf Taille und Becken, sondern eben auch für ein leichtere Handhabung bei so alltäglichen Handlungen wie der Benutzung der Toilette – zum Beispiel durch überlappende Nähte oder leicht zu öffnende und entsprechend lange Verschlüsse im Schritt.³⁹

Als in den 1930er Jahren das Mieder aufkam, an dem die Strümpfe befestigt wurden (Abb. 4.22), wurde die Handhabung der Wäsche wieder erschwert. Im Unterschied zum Korsett, das den Brustkorb modellierte, sollte das Mieder die Taille und die Beckenpartie verschlanken.⁴⁰ Erneut kommt die Frage auf, wie die Trägerin ihren Schlüpfen unter dem festsitzenden, enganliegenden Mieder hervorbekommt. Wie bei dem Mädchen mit der Krinoline (Abb. 4.10) liegt die Vermutung nahe, dass mit einem solchen Mieder die Entkleidung des Unterleibs ein aufwendiger Vorgang ist, den die Trägerin eher vermeiden oder hinauszögern wird.

Ähnlich der Unterhose, die in zunehmendem Maße den Unterleib lückenlos umhüllte, entwickelten sich aus den leichten Hüftgürteln der 1920er Jahre Hüftmieder und Miederhöschen, die im Schritt geschlossen waren. (Abb. 4.23) Zwischen 1965 und 1970 lösten „Panties“ die Korsagenmieder und den körperformenden Hüfthalter weitestgehend ab. Deren Stoffe waren leichter und flexibler und konnten immerhin heruntergezogen werden.

Die 'untere' Damenwäsche hatte nun keine offenen Stellen mehr: Sowohl das Höschen als auch die Strumpfhose, die zu diesem Zeitpunkt die langen Strümpfe abgelöst hatte, waren im Schritt geschlossen und bedeckten den Körper eng und lückenlos. (Abb. 4.24)



4.22 Mieder Oriano, 1950/51
aus: Néret, 1998, S. 182



4.23 Panty, 1967
aus: Néret, 1998, S. 193



4.24 Slip+Feinstrumpfhose, 1972
aus: Néret, 1998, S. 479

Heute wird die geschlitzte Frauenunterhose nur noch als Reizwäsche getragen – der sog. „*Slip ouvert*“ (Abb. 4.25) markiert das Geschlecht und soll nun tatsächlich auf dessen Verfügbarkeit hinweisen.

Die Leadsängerin der „*Lunachicks*“, eine englische „*Riot Grrrls*“-Band, interpretierte den vielsagen- den Schlitz ein weiteres Mal. (Abb. 4.26) Wie die Frauen des 19. Jahrhunderts, die den ersten Ho- senkampf aufnahmen, trägt sie eine Herrenunterhose wie ein schönes Beutestück – ganz unfunk- tional, aber gut sichtbar, über der Strumpfhose. Mit dem typischen Zwickel und seitlichem Eingriff ist diese Unterhose, im Unterschied zu den mittlerweile eher androgyn geschnittenen langen Überhosen, das eindeutige Symbol für Männlichkeit, deren Attribute sie durch das *cross gender dressing* für sich vereinnahmt.



4.25 Slip ouvert
aus: Néret, 1998, S. 694

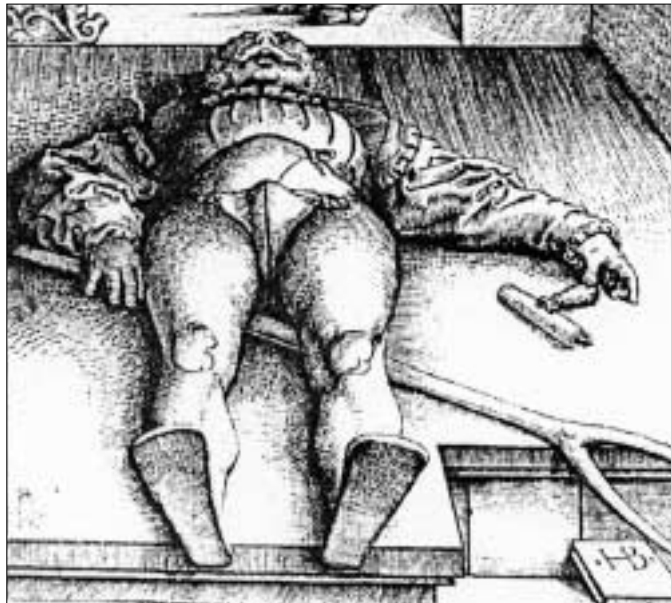


4.26 Leadsängerin der „*Lunachicks*“, 1993
Foto: Martine Barrat, aus: Zeitsmagazin, Nr. 20, 14. Mai 1993, S. 53

Zur Darmentleerung nehmen Männer und Frauen die gleiche Körperhaltung ein.⁴¹ Im Freien oder bei ebenerdigen Toiletten gehen beide Geschlechter dabei in die Hocke, und bei Sitztoiletten wird normalerweise die Sitzhaltung oder manchmal auch die Halbhocke („Abfahrtsposition“) eingenommen. Zuvor muss der untere Leib immer entblößt werden, und dementsprechend unterscheidet sich auch die Handhabung der Kleider nicht wesentlich. Da Männer generell Hosen tragen, müssen sie zuerst die obere Hose öffnen und sie dann, wie anschließend auch die Unterhose, herabziehen. Im Gegensatz zur Defäkation unterscheiden sich aber die Körperpositionen von Frauen und Männern bei der Miktion generell.⁴² In unserer Kultur gehen Frauen beim Urinieren in die Hocke oder sie setzen sich hin, während Männer für gewöhnlich die aufrecht stehende Haltung einnehmen. Das hat auch zur Folge, dass bei der Blasenentleerung die Kleider anders geöffnet und zurechtgerückt werden. Während Frauen ihren unteren Leib für die Darm- und für die Blasenentleerung entkleiden und jeweils auch die gleiche Körperstellung einnehmen, unterscheiden Männer in ihrer Körperhaltung und damit auch bei der Kleiderhandhabung deutlich zwischen diesen beiden Ausscheidungsprozessen.

4.27 Hosenlatz

aus: Jacubeit, Bd. 1, Abb. 132



4.28 Hose mit Bragette

aus: Arnold, S. 59

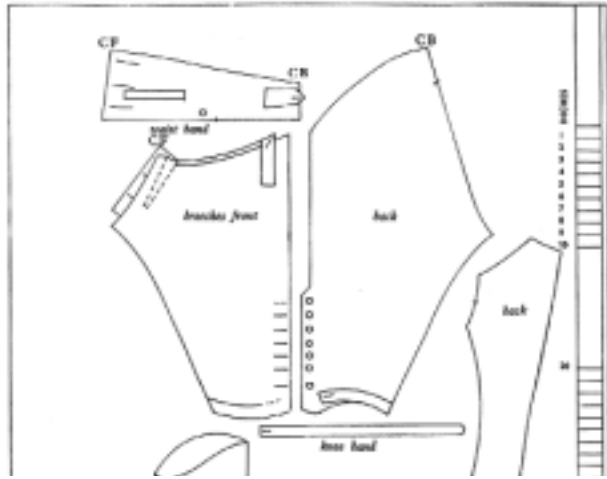


Beinkleider/ No. 1

Hosen bestanden bis zum 18. Jahrhundert aus zwei Beinlingen, die nur entlang der hinteren Mittelnaht miteinander verbunden waren – vorne diente ein Hosenlatz als Verschluss. (s. Abb. 4.27) Dieser akzentuierte das männliche Geschlecht, und im Lauf der Zeit entstanden die unterschiedlichsten Ausformungen: Im 16. und 17. Jahrhundert war der Latz zu einer voluminösen Schamkapsel geworden ('Bragette', Abb. 4.28), und in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts kamen zusätzlich zu den Bändern, mit denen der Hosenlatz fixiert wurde, noch schmückende Schleifen hinzu. Die eigentliche Verschlussfunktion ging jedoch nicht verloren, denn unter dem Hosenlatz trafen sich die Mittelkanten der Beinkleider, ohne sich zu überlappen. Die beiden Hosenhälften wurden vorne in der Regel nur am oberen Hosenabschluss miteinander verbunden, d.h. um die Beinkleider zum Urinieren zu öffnen, musste nur der Latz gelöst und heruntergeklappt werden.

Die Hose ohne Latz – mit einfachem, nicht überlappendem und geknöpftem Schlitz – konnte sich bis zum 19. Jahrhundert nicht durchsetzen.

Außerdem hatten Hosen keinen Bund, der sie in der Taille festhielt, sondern sie wurden entweder durch kleine Schlaufen ringsum an das Wams angenestelt oder auch nur vorne daran befestigt. Dies hatte zur Folge, dass sämtliche Nestel gelöst werden mussten, wenn der Unterleib zur Darmentleerung entkleidet werden sollte. Mitte des 17. Jahrhunderts lösten Haken und Ösen die Nestel ab und erleichterten das Aus- und Anziehen der Hose ein wenig, doch insgesamt blieb die Art der Befestigung unhandlich.



4.29 Schnittzeichnung für Kniehosen, (*breeches/ Culotte*), Engl. um 1760
aus: Waugh, S. 71



4.30 Der Schauspieler Chénard als Fahnenträger in Sansculottenttracht, Boilly, 1792



4.31 standard lounge trousers, 1830-1900
aus: Davis, S. 83, Fig. 17



4.32 Herrenunterhose, 1869
aus: Junker/ Stille, S. 184

„Um 1640 wurde der Hosenbund ziemlich breit, vorn geknöpft und hinten mit einer Zugschnur versehen, mit der man die Beinkleider beliebig fest verschnüren konnte. Der von Hüfte zu Hüfte reichende Latz wurde an den Hosenbund geknöpft.“⁴³ Zusätzlich zum verstellbaren Hosenbund hatte man mit Abnähern noch eine andere Möglichkeit gefunden, die Weite in der Taille zu reduzieren und die Hosen enger an den Körper zu schneiden.

Die 'Culotte' (oder 'breeches') enge Kniehose, Abb. 4.29) wurde im 18. Jahrhundert bis zur französischen Revolution von Männern aller Schichten getragen.⁴⁴ Sie war hoch geschnitten und hatte zwei kurze seitliche Schlitze. Zum Urinieren musste sie deshalb geöffnet und nach unten geschoben werden. Da für die Culottes gewirkte Stoffe verwendet wurden, die ein wenig elastisch waren, konnten sie trotz der relativ kurzen Öffnungsschlitze nach unten gezogen werden.

Die Pantalons – mäßig weitgeschnittene gerade Hosen, die die Culotte ablösten und zum Prototyp der bürgerlichen langen Herrenhose wurden – hatten ebenfalls zwei seitliche Schlitze, durch die sie geöffnet und verschlossen werden konnten. (Abb. 4.30)

Der Hosenlatz hielt sich in dieser visuell zurückgenommenen Form ungefähr bis 1850. Erst dann wurde er zunehmend abgelöst von der Verschlussform, wie sie heute noch bei Männerhosen allgemein verwendet wird: Ein Mittelschlitz, der durch eine Leiste verdeckt wird und mit mehreren Knöpfen verschlossen werden kann. (Abb. 4.31)

Der Reißverschluss wurde zwar bereits Mitte des 19. Jahrhunderts entwickelt, doch erst 1914 gelang es dem Schweden G. Sundback, einen funktionstüchtigen Reißverschluss maschinell herzustellen.⁴⁵ Durch diese Erfindung veränderte sich die Form des Hosenschlitzes zwar nicht prinzipiell, aber er konnte von nun an schneller geöffnet und geschlossen werden.

Beinkleider/ No. 2

Auch die männliche Garderobe kam – ähnlich wie die Damenbekleidung – lange ohne Unterhose aus. Das Hemd, meist wie ein Unterhemd getragen, war ausreichend lang, damit es in die Hose gestopft werden konnte und den gesamten Unterleib verhüllte. Es schützte die Haut vor dem Hosenstoff und die Oberbekleidung vor den Ausdünstungen des Körpers. Nur sehr wohlhabende Männer trugen (im 16./ 17. Jahrhundert) knie- bis wadenlange Unterhosen. Sie „waren hinten offen und wurden mit einem Zugband im Taillebund vorn zusammengebunden“.⁴⁶

Unter den Culottes wurden (im 18. Jahrhundert) enge, ebenfalls knielange Unterhosen getragen, aber auch sie konnten sich nur Männer der höheren Schichten leisten und wurden auch von ihnen nicht regelmäßig getragen.

Im 19. Jahrhundert, als die Culotte zunehmend aus der Mode kam, wurde ihr Schnitt für die Unterhosen übernommen und unter den langen Pantalons getragen.⁴⁷ Nach und nach wurden nun lange Unterhosen Teil der Männerbekleidung.⁴⁸ Sie hatten vorne einen langen, nicht überlappenden Schlitz und wurden im Bund mit Knöpfen verschlossen. (Abb. 4.32) Beim Urinieren musste sie deshalb nicht unbedingt geöffnet werden, denn der Penis konnte durch den Schlitz geführt werden.



4.33 Prinzip (und Vorteile) des Y-Eingriffs Jockey, Werbezeichnung, 1950er Jahre
aus: Bachmann/ Madeyka/ Meyer-Schneidewind, S. 119



4.34 Retro-Werbung für den Y-Eingriff, 1998

4.35 Slip Kangourou, Werbung, Frankreich 1956
aus: Rayon Lingerie, S. 92



4.36 Unterhose mit Eingriff, HOM, 1998



Im Unterschied zur Damenunterwäsche, die bis in die 1920er Jahre fast ausschließlich aus Webstoff hergestellt wurde, war die Männerunterwäsche schon im 19. Jahrhundert überwiegend aus dehnbaren und weicheren Stoffen gefertigt⁴⁹, mit denen die Unterhosen nun enger geschnitten werden konnten.

Nach 1900 wurden die Hosenbeine der Unterhosen dann zunehmend kürzer⁵⁰, und als es 1929 in den USA gelungen war, dünne Gummifäden (sog. „Lastex“) zu produzieren, löste der elastische Bund die Knopfverschlüsse und Zugbänder ab. Der Hosenbund blieb zunächst in der Taille, erst in den späten 60er Jahren wurden knappe Hüftslips hergestellt.

Im Jahr 1934 patentierte die amerikanische Firma Jockey den ‘Y-Eingriff’, einen Zwickel für enganliegende Unterhosen, der die Genitalien umschließt. (Abb. 4.33 + 3.34) Die Öffnung befindet sich bei diesen Hosen nicht mehr in der Mitte, sondern auf der rechten Seite. Der Eingriff ist hier also kein Verschluss wie ein Schlitz, der bis zum Hosenbund nach oben durchläuft, sondern er ist dazu da, den Penis (zum Urinieren) aus der Unterhose holen zu können. Ob diese Lösung bei knapp geschnittenen Unterhosen funktional ist, erscheint mir jedoch fragwürdig, denn es ist sicherlich einfacher, den Hosenbund vorne nach unten zu ziehen und dort zu halten, als den Penis zweimal durch diesen Eingriff zu manövrieren. Außerdem liegt die Öffnung des Eingriffs stets auf der rechten Seite und wird durch den asymmetrischen Schnitt für Linkshänder unkomfortabel in der Benutzung.

Ähnlich den Verzierungen des Hosenschlitzes durch Schamkapsel oder Bänder im 16./ 17. Jahrhundert, akzentuiert der Eingriff beziehungsweise der Zwickel der Unterhose die männlichen Genitalien. Während die Hosen der Oberbekleidung heute nur noch dezente, verdeckte Verschlüsse aufweisen und höchstens durch körpernahe Schnittführung das Geschlecht betonen, wird bei den Unterhosen umso deutlicher darauf verwiesen. Bemerkenswert ist die Tatsache, dass diese Entwicklung einsetzte, als das Tragen von Hosen für Frauen weitgehend durchgesetzt war. Die neuen ‘männlichen’ Schnitte waren also eine Möglichkeit, der Feminisierung der Hose zu entgegenen.

Die beiden folgenden Beispiele belegen die Tendenz, mit der Unterwäsche eine klare Geschlechterdifferenzierung zu formulieren.

Der Slip Kangourou – „le symbole d'un certain confort très masculin“⁵¹ – wurde um 1956 von der französischen Firma Erby auf den Markt gebracht. (Abb. 4.35) Der Eingriff liegt waagrecht in der Mitte und erzeugt den Vorteil, dass nicht der Hosenbund von der Taille nach unten gezogen werden muss, sondern nur die näher am Penis liegende Abschlusskante am Eingriffsschlitz. Da aber in den 60er Jahren noch keine hochelastischen Stoffe zur Verfügung standen⁵², ist anzunehmen, dass dieser Eingriff mehr mit seiner Form als durch seine Funktionalität überzeugte.

Über vierzig Jahre später präsentierte die Fa. HOM einen ähnlichen Unterhoseneingriff. (Abb. 4.36) Die geschwungene Eingriffskante und die Mittelnaht lenken den Blick. Das hochelastische Material des Hosenlatzes kann sehr viel weiter gedehnt werden als der ebenfalls elastische, aber fester sitzende Hosenbund, d.h. der Eingriff hat neben seinen visuellen Reizen nun auch tatsächlich einen funktionalen Vorteil.

Nach einer Umfrage von 1998⁵³ tragen die meisten Männer enganliegende Hüftslips, die Hälfte von ihnen mit Eingriff. Nur etwas mehr als ein Sechstel der Befragten trägt stattdessen Boxershorts. Im Unterschied zum engen, knappen Slip, der auch vorne am Bund mühelos nach unten gezogen werden kann, sind die Schlitze bei den weiten, taillenhohen Shorts tatsächlich notwendig, denn der Bund der Shorts sitzt unter dem Bund der oberen Hose, der oft noch zusätzlich mit einem Gürtel fixiert ist. Die Shorts könnten dann zwar heruntergezogen werden, aber um sie unter dem Hemd wieder vollständig zurechtrücken zu können, müsste der Bund der oberen Hose und der Gürtel dennoch geöffnet werden. Deshalb wird bei Shorts ohne Schlitz bzw. mit einer umständlich zu öffnenden Mitteleiste häufig eine alternative Methode verwendet: Der Saum des Hosenbeins wird nach oben gezogen, um dann durch diese Öffnung zu urinieren.

Bei der Männerbekleidung ist also vor allem die Anzahl der Kleiderschichten entscheidend für die Kleiderhandhabung. Sobald die Unterhose durch darüberliegende Kleidungsstücke so fixiert ist, dass sie, wenn sie verschoben wurde, nur durch teilweises Entkleiden wieder zurückgeschoben werden kann, wird ein Öffnungsschlitz sinnvoll. Bei alle anderen Unterhosen, die den Unterkörper eng und knapp bedecken, ist der Eingriff entweder ein Relikt aus alten Zeiten, als die Herrenunterhose erst auf Höhe des Bauchnabels endete, oder er wurde aus formalen Gründen beibehalten, denn: „*Mit Eingriff wirkt es einfach aufregender!*“⁵⁴

vom nackten zum gewinkelten Hintern

Die Pflege und Betreuung von Säuglingen und Kleinkindern dreht sich zu einem großen Teil um ihre Ernährung und den Umgang mit den darauffolgenden Körperprodukten. Umgangssprachlich werden kleine Kinder deshalb auch 'Scheißerle' oder 'Windelkacker' genannt.

Der Kreislauf aus Trinken, Verdauen und Ausscheiden verläuft dabei in fein austarierten Bahnen. So weist zum Beispiel die Kinderpsychologin Françoise Dolto darauf hin, dass Geruch und Riechsinn bei der Säuglingsernährung eine besondere Bedeutung zukommen. Da Neugeborene in den ersten Wochen ihre Umgebung kaum über die Augen, sondern vorrangig über ihre Tast-, Hör- und Geruchsorgane wahrnehmen, kommunizieren sie und orientieren sich im Wesentlichen entlang dieser Sinne. Mit dem Kotgeruch appelliert, nach Doltos Überlegungen, der Säugling an die Mutter und läutet damit jeweils eine weitere Verdauungsrunde ein. „Im Austausch mit ihr [der Mutter] produziert das Baby »von unten etwas Riechbares und erfährt etwas Riechbares von oben«: die Brust oder die Flasche.“⁵⁵

Stillen ist ein sehr direkter Vorgang, der durch zusätzliche Handlungen oder Gegenstände leicht gestört werden kann. Vermutlich ist dies der Grund, warum Stillen nach einem universellen Handlungsmuster verläuft. Im Gegensatz zur Nahrungsaufnahme der Erwachsenen, für die jeweils kulturspezifisch Methoden und Werkzeuge (Löffel/ Messer/ Gabel/ Esstäbchen usw.) entwickelt wurden, bekommen Säuglinge beim Stillen ihre Nahrung unvermittelt über die Brust. Der Mund umschließt die Brustwarze direkt, ohne Beiwerk oder Hilfsmittel. Kulturell geprägt sind nur die begleitenden Handlungen der Mutter – wann und wo sie ihr Kind stillt, ob sie ihre Brust zeigt oder verbirgt, ob und welche Gesellschaft dabei zugelassen ist, oder wann sie das Kind von der Brust entwöhnt.

Stillende Mütter können, indem sie bestimmte Speisen wie beispielsweise Leinsamen, Fenchel, Kakao oder Schokolade⁵⁶ zu sich nehmen, die Verdauung ihrer Kinder beeinflussen. Sie versuchen, die Konsistenz der Ausscheidungsprodukte zu manipulieren, also z.B. flüssigen Kot zu verdicken, damit der Säugling nicht zuviel Flüssigkeit verliert, oder um – als zusätzlichen Effekt – auslaufende Windeln zu verhindern. Nach dem Abstillen kann die Verdauung, wie beim Erwachsenen auch, mit der Nahrung des Kindes direkt gesteuert werden.⁵⁷

Die Prozesse der Ausscheidung können bei Neugeborenen und Kleinkindern wenig beeinflusst werden. Während des ersten Lebensjahres sind Kinder für gewöhnlich nicht in der Lage, ihre Ausscheidungsorgane zu kontrollieren. Erst mit zunehmend besserer allgemeiner Körperkoordination – am Ende des ersten Jahres beginnen Kinder, laufen zu lernen – entwickeln sie auch die Fähigkeit, zumindest für eine kurze Dauer Urin oder Kot zurückzuhalten. Heute fangen Eltern mit der „Sauberkeitserziehung“ ihrer Kinder in der Regel erst im dritten Lebensjahr an.⁵⁸



4.37 „Notdurft“, Jean-François Millet
aus: Schidrowitz, S. 301



**12. Windelhöschen mit Stickerei-
verzierung.** Schnitt: IX auf der
Borberseite des Schnittblattes I.
Erforderlich für $\frac{1}{2}$ Dhd.: 2,75 m
Shirting; 2,60 m Stickerei.



**13. Windelhöschen mit Lan-
guettenabschluss** Schnitt: VIII
auf d. Borberf. d. Schnittbl. I.
Erford. für $\frac{1}{2}$ Dhd.: 2,10 m
Körperbarchent von 84 cm
Breite: 2,60 m Languette.



15. Windelhöschen mit Seitenschluß.
Schnitt u. Beschreib. Fig. 7 auf d. Rückf.
d. Schnittbl. IV Erf. für $\frac{1}{2}$ Dhd. 2,10 m
Stoff 3,75 m Stickerei.



16. Windelhöschen.
Schnitt: II auf der Rückf. des Schnitt-
blattes IV. Erf. für $\frac{1}{2}$ Dhd.: 3,30 m
Körperb., 4,20 m Languette.
Der Vorsaum dieses aus Körper ge-
arbeiteten Höschens liegt in seiner
Schnittl. m. bei welcher der un-
hochklappende Teil in etwas geschweiften Naht dem Haupt-
teil angeheft wird. Diese Naht muß ganz platt ausgeführt
werden, damit sie keinen Druck ausübt. Man schneidet
am besten gleich zwei Höschen zu und braucht von
2,10 m Stoff von 84 cm Breite. Der Hauptteil, nach
Fig. 5 aus einem Stück zugeschnitten, liegt längs der
mit „w“ bezeichneten Linie im schrägen Fadenlauf,
die Ränder, mit Ausnahme des oberen Randes, sind mit
Blendsaum von Shirting unterstept. Ein 62 cm
weites, $3\frac{1}{2}$ cm breites Bündchen aus doppeltem Stoff
nimmt den oberen Rand des Höschens auf, der in
Höhe mitte ein wenig eingestrichen ist.

Ohne den Einfluss der Eltern lernt ein Kind im Alter von vier bis fünf Jahren von selbst, seine Aus-
scheidungsfunktionen zu beherrschen. Entscheidend beim Erlernen dieses Könnens ist insbesondere
die Koppelung von Wahrnehmungen, d.h. die Verbindung der körperlichen Empfindungen vor und
während der Entleerung mit der Wahrnehmung der Ausscheidungsprodukte durch haptische, olfak-
torische oder visuelle Reize. Das Kind muss zuerst erfahren, dass zum Beispiel der Druck auf die
Harnblase, das Entspannungsgefühl während des Urinierens und das anschließende Erlebnis, dass
die Haut nass wird, zusammenhängen. Erst dann kann es wahrnehmen, was aus der Kontrolle des
Schließmuskels resultiert.

Die bewusste Beherrschung der Schließmuskulatur von Blase und Darm ist also ein Zeichen für die
Reife und seelische Entwicklung des Kindes. Aus diesem Grund ist es vielen Eltern wichtig, dass ihre
Kinder möglichst bald 'sauber' werden. Sie ersparen sich nicht nur Arbeit und Kosten, wenn ihr
Kind nicht mehr gewandelt wird, sondern außerdem gilt es als ein positives Attribut aller Beteiligten,
je früher die Sauberkeitserziehung erfolgreich ist.

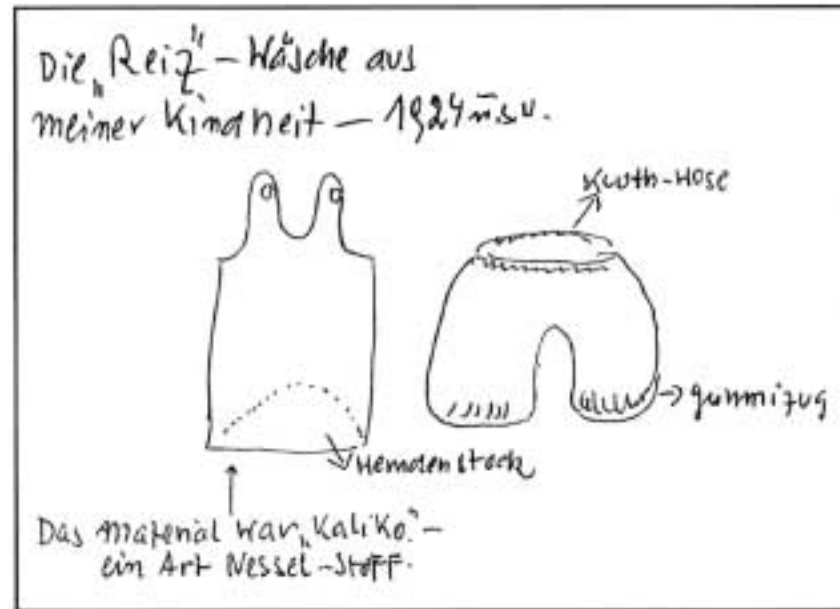
Vor Aufkommen der Windeln bekleidete man die Kinder, die laufen konnten, nur mit Hemd oder
Kleidchen. (Abb. 4.37) Darunter trugen sowohl Mädchen als auch Jungen in den ersten Lebensjahren
keine Hosen, d.h. kein Teil der Kleidung hatte eine spezielle Funktion in Bezug auf die Ausscheidung.
Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurden dann zunehmend Textilwindeln gebräuchlich für die Zeit,
während der die Ausscheidung noch spontan und unwillkürlich stattfindet. Die Windel ist damit
das erste Bekleidungsstück, das speziell für die Aufnahme von Exkrementen bestimmt ist. Diese
fängt sie nicht nur auf, sondern behält sie auch direkt am Körper, bis die schließlich 'gebrauchte'
Windel durch eine neue ersetzt wird.

Bei der „*französischen Windel*“ werden große Stofftücher um den ganzen unteren Körper des
Kindes gebunden. Direkt zwischen die Beine werden dabei keine Tücher gelegt. Das Kind wird also
zur Hälfte eingehüllt und ist ab der Hüfte in seiner Beweglichkeit erheblich eingeschränkt.

Die „*englische Windel*“ dagegen entspricht im Wesentlichen der noch heute üblichen Art, Textil-
windeln anzulegen. Die Tücher werden nur um den Unterleib und durch den Schritt gebunden, die
Beinchen und der gesamte Oberkörper bleiben frei. Statt den Stoffbahnen, die bei gewickelten
Kindern den ganzen Körper (s.a. Abb. 4.43 und S. 166) und bei der französischen Windel den ge-
samten Unterkörper bedecken, werden nun die Kinder zusätzlich zur Windel mit langen Hemden
oder später mit Strampelanzügen bekleidet.

In den Wäschebüchern aus der Zeit um 1900 finden sich Anleitungen zur Herstellung von Windel-
höschen, die bereits Ähnlichkeit mit den heutzutage üblichen Einwegwindeln aufweisen. (Abb. 4.38)
In diese Windelhöschen wurden Mull- oder Moltontücher gelegt, um damit Flüssigkeit aufzusaugen.

Vor allem in ländlichen Gegenden und ärmeren Bevölkerungsschichten hielten sich jedoch Beklei-
dungsarten, bei denen auf Windeln und Unterhosen weiterhin verzichtet wurde. Entweder trugen
Kinder nur hemdartige Kleidchen oder, wenn sie laufen konnten, stopften sie ihre langen Hemden
wie die Erwachsenen in die Überhose, so dass dadurch der Unterleib verhüllt wurde.



4.39 Hemdenstock, Zeichnung von Eva K.
aus: Thomas, 1994, S. 86

4.40
zwei türkische Windelpfeifen
oben für Mädchen, unter für Knaben
aus: Thomas, 1994, S.150



4.41
zwei Windelpfeifen
oben für Mädchen, unter für Knaben
Tiflis, Georgien, 20. Jhd., Peabody Museum,
Harvard University
aus: Rudofsky, 1980, S. 115



4.42
Urinröhren aus Holz
mit ovaler Öffnung für Mädchen und
runder Öffnung für Knaben
Museum für Völkerkunde Wien
aus: Rudofsky, 1987, S. 79



Mitunter benutzten Kinder den untersten Teil ihres Hemdes, um sich nach dem Pinkeln abzutrocknen. Diese Partie des Hemdes wurde unter anderem „Hemdenstock“ genannt.⁵⁹ (Abb. 4.39)

Das Windeln als Methode, die Verdauungsprodukte von Kindern aufzufangen, darf nicht mit dem Wickeln verwechselt werden, wie es im 18. Jahrhundert in allen Bevölkerungsschichten üblich war. Die vollständige Umwicklung des kleinen Kindes diente vorrangig der Körpermodellierung. „Man hegte die Überzeugung, das Skelett des Neugeborenen sei noch weich und durch Bewegung verformbar. Tücher und Wickelbänder sollten jegliche Bewegung verhindern. Sie machten das Kind vom Hals bis zu den Füßen, die Arme eingeschlossen, zu einem festverschnürten Bündel.“⁶⁰ Neben ihrer körpermodellierenden Funktion nahmen die Stoffschichten, die um die Kinderkörper gewickelt wurden, auch die Ausscheidungen auf, und weil das Wechseln der Wickel zeitaufwendig ist und deshalb selten vorgenommen wurde, muss über den hygienischen Zustand unter den gewickelten Stoffbahnen nicht weiter spekuliert werden.

In China, der Türkei und weiteren Ländern des nahen Ostens wurden zur Abführung des Urins Holzröhrchen verwendet. Sie sind jeweils entsprechend der Anatomie des weiblichen oder männlichen Säuglings gestaltet. Die sog. 'Windelpfeifen' werden in einigen Regionen (z.B. Kurdistan, Armenien, Mongolei⁶¹) noch heute verwendet. (Abb. 4.40 - 4.42)

Die Wickelungen bildeten eine Art Vorstufe für die Schnürbrüste, die dann nicht mehr nur die befürchteten natürlichen und unkontrollierten Verformungen verhindern sollten, sondern gezielter zur Formung des kindlichen Körpers eingesetzt wurden. Der Oberkörper sollte dadurch grazil gestaltet und die Taille, vor allem bei Mädchen, schlank gehalten werden.

In einigen Kulturkreisen wird das Wickeln heute noch praktiziert (Abb. 4.43), in den westlichen Ländern wurde diese Wickelmethode als Form der Körpermodellierung und Bewegungskontrolle bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts aufgegeben.

Neben hygienischen Vorstellungen, die sich in der jeweils gängigen Methode des Windelns von Kindern darstellen, wird daran auch die zunehmend von jedem einzelnen Individuum abverlangte Kontrolliertheit im Umgang mit Ausscheidungsprodukten erkennbar. Für Alain Corbin vollendet die „Anfang des 20. Jahrhunderts erfolgende Verbreitung der »englischen Windel«, die dem Kind verbietet, mit nacktem Hintern herumzulaufen und an beliebigen Orten zu kacken oder zu pinkeln, während sie die Umgebung zu unverzüglicher Sauberkeit verpflichtet, ... die Disziplin der Defäkation“. ⁶² Es ist also kein Zufall, dass gerade um 1900 Windeln üblich wurden – genau zu der Zeit, in der Toiletten als Objekte technisiert und zunehmend in die Wohnungen integriert wurden, und damit aus den öffentlichen Bereichen, wie z.B. Hof oder Treppenhaus, in private Lebensbereiche verlegt wurden. Das bedeutete für die Kinder, dass auch sie nicht mehr für alle sichtbar Blase oder Darm entleeren durften. Stattdessen wurden und werden noch heute ihre Exkreme unter Windelschichten versteckt, bis sie gelernt haben, die Toilette zu benutzen. ⁶³



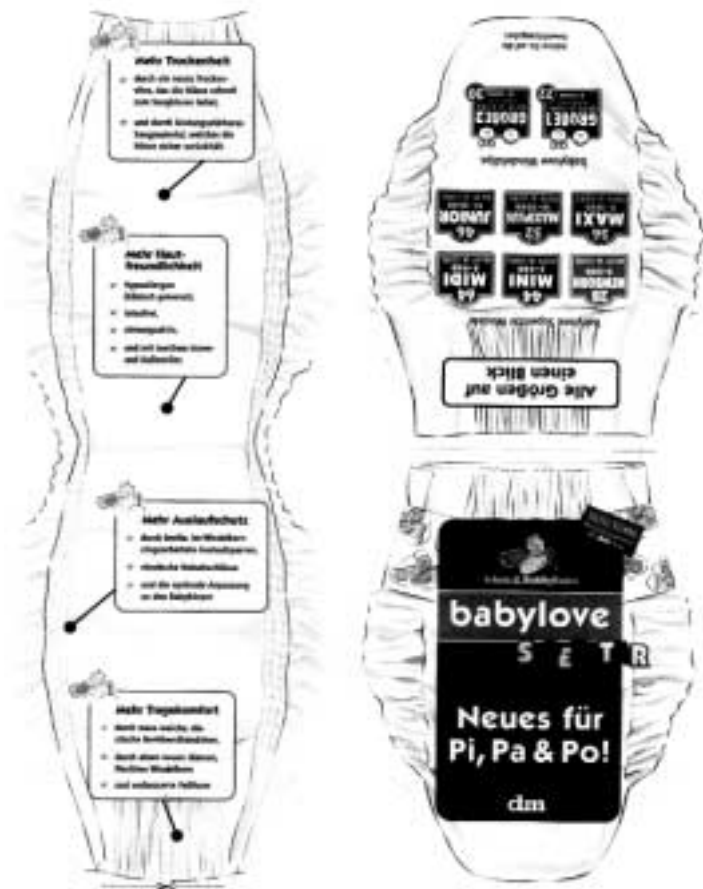
4.43 gewickelte Säuglinge, Kosovo, 1998
Foto: E. Paoni/ Contrasto, aus: Spiegel Nr. 28, 1998



4.44

oben – „4 Vorteile einer Windel“
Schemazeichnung, Fa. Moltex, 1998

links – „babylove SUPERSTAR, Neues von Pi, Pa & Po!“
Flyer der Fa. drogerie-markt, 1999



Durch die Verwendung von Windeln entsteht ein Wechselverhältnis von Kontrolle und Disziplin zwischen Kind und Eltern. Das Windelkind kackt und pinkelt zwar noch, wann immer es ihm gefällt, doch es wird genauer beobachtet. Da die Eltern die gebrauchten Windeln wechseln, erlangen sie über die Ausscheidungen ihres Kindes die definitive Kontrolle. Das Kleinkind, zumal wenn es schon gehen kann, erledigt die Angelegenheit nicht en passant, sondern wird über die Windeln, meist von der Mutter, kontinuierlich beaufsichtigt und befindet sich in einer einseitigen Abhängigkeit, da es die Windeln selbst nicht wechseln kann.

Weil Windelwechseln arbeitsaufwendig ist, erscheint der Wunsch der Eltern, dass das Kind möglichst früh keine mehr benötigt, nur naheliegend. Die Kontrolle durch eine andere Person soll durch Selbstkontrolle abgelöst werden: Durch die „Sauberkeitserziehung“ soll das Kind lernen, sich in Zukunft selbst willkürlich zu beherrschen.

Das Kind erfährt aber seine Ausscheidungen nicht in den Kategorien der Erwachsenen. Weder empfindet es sie als schmutzig, noch will es sie so schnell wie möglich verschwinden lassen. Im Gegenteil ist in „... frühesten Kindheitsjahren ... von einem Schämen wegen der exkrementellen Funktionen, von einem Ekel vor den Exkrementen noch keine Spur. Das kleine Kind bringt diesen wie anderen Sekretionen seines Körpers ein großes Interesse entgegen, beschäftigt sich gerne mit ihnen und weiß aus diesen Beschäftigungen mannigfaltige Lust zu ziehen. Als Teile seines Körpers und als Leistungen seines Organismus haben die Exkremente Anteil an der – von uns narzißtisch genannten – Hochschätzung, mit der das Kind alles zu seiner Person gehörige bedenkt.“⁶⁴

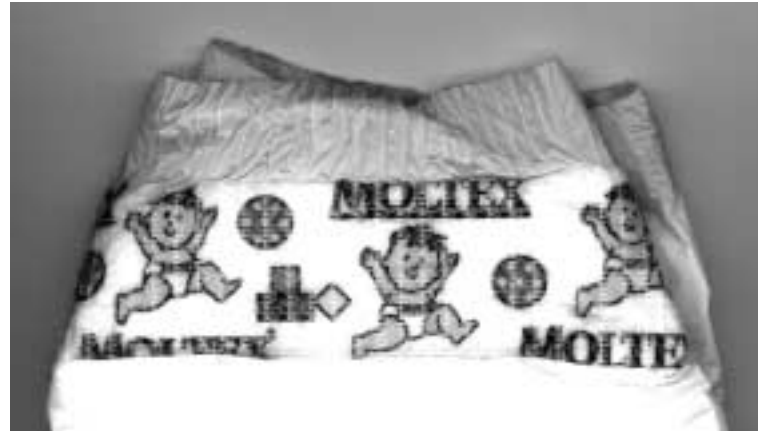
Im Unterschied dazu ist es manchen Eltern sogar peinlich, wenn ihr Baby einen roten Kopf vom Drücken bekommt. Jedenfalls reagieren die Erwachsenen sofort, wenn Kotgeruch durch die Windel nach außen dringt, und der Windelinhalt wird möglichst schnell und diskret beseitigt.

Letztendlich akzentuieren also Windeln die Verdauung und die damit verbundenen Ausscheidungsvorgänge noch, denn durch sie wurde eine beiläufige Handlung zu einer aufwendigen Angelegenheit.

Im Jahre 1961 brachte der amerikanische Waschmittelkonzern Procter&Gamble unter dem Markennamen „Pampers“ die sog. Höschenwindeln auf den Markt. Sie ersetzen die bis dahin üblichen Stoffwindeln, die – im Vergleich zu den vorgefertigten Einwegwindeln – zeitaufwendiger im Gebrauch sind. In Europa fanden sie aufgrund ihres Preises erst in den siebziger Jahren Verbreitung. Bis dahin wurden Stoffwindeln beispielsweise durch eine Kombination von Vlieseinlagen und Windelfolien ersetzt oder mit zusätzlichen Gummihöschen verwendet.

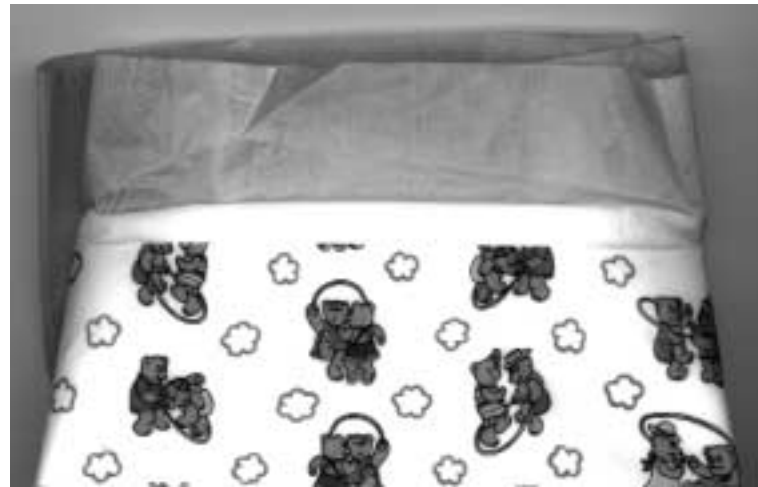
Höschwindeln sind Wegwerfprodukte, die nur einmal getragen werden. Die äußere Seite besteht aus einer dünnen Folie, die nach innen mit Baumwollvlies wattiert ist. Der Schnitt entspricht im Wesentlichen dem einer Unterhose, allerdings sind die überlappenden Seiten offen und werden lediglich durch Klebestreifen geschlossen.

Die Arbeitersparnis, die sich Eltern mit den Höschwindeln erkaufen, weil keine Stoffwindeln mehr gereinigt, gewaschen, getrocknet und zusammengelegt werden müssen, hat einen ökologischen Preis. Wegwerfwindeln sind weder kompostierbar noch recycelbar, sie bestehen teilweise



4.45 a + b
Windelbündchen mit Muster
Der obere Rand ist jeweils
rosa eingefärbt, um sie als
Mädchenprodukte zu kenn-
zeichnen.

oben (a): Moltex, 1998
unten (b): vibelle (aldi), 1994



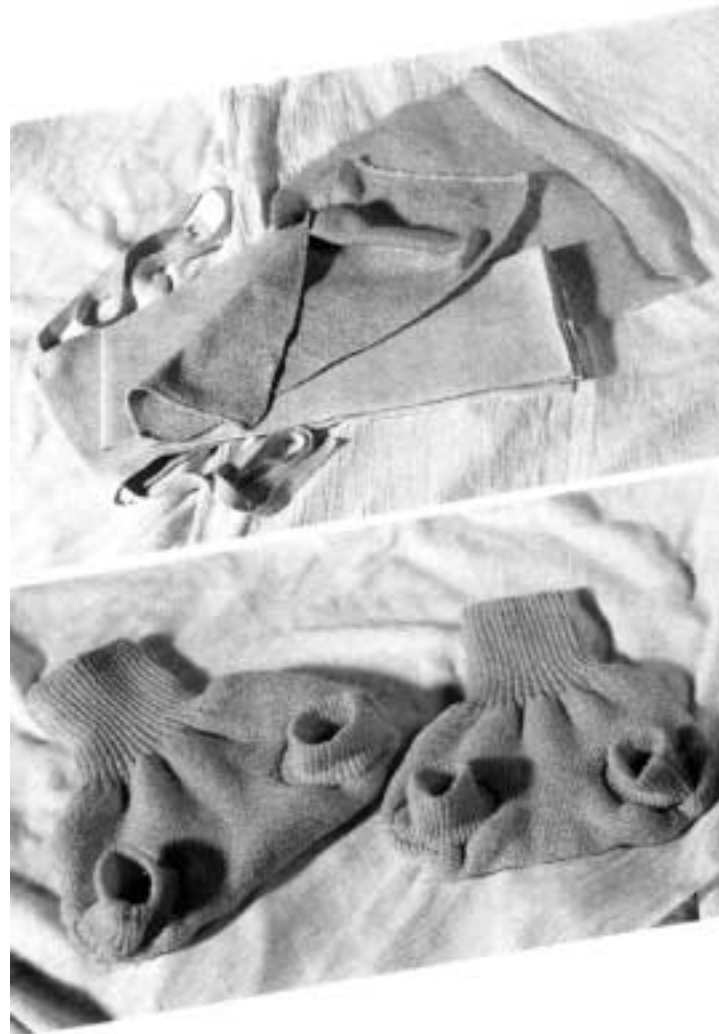
aus nichterneuerbaren Rohstoffen, und sowohl ihre Produktion als auch die anfallenden Transportwege verschlechtern zusätzlich ihre Ökobilanz.

Mittlerweile sind Höschenwindeln zu High-Tech-Produkten geworden. (Abb. 4.44) Die innere Wat-
tierung, die alle flüssigen Stoffe aufsaugen soll, wird mit Gelierungsmitteln versetzt. Die sog. „Ab-
sorberkügelchen“ aus Polyacrylat⁶⁵ befinden sich unter dem durchlässigen Innenvlies. Sie saugen
den Urin auf und gelieren ihn. Dadurch wird so viel Flüssigkeit gebunden, dass die Windel ein
beträchtliches Gewicht erreichen kann und sich dennoch an den Innenflächen, die die Haut des
Kindes berühren, trocken anfühlt. Zusätzlich soll über feine, geraffte, innenliegende Manschetten
an den Beinabschlüssen das gefürchtete Auslaufen der Windeln verhindert werden. Bei teuren
Windeln können außerdem die seitlichen Verschlusskleber mehrmals geöffnet und geschlossen
werden. Im Unterschied zur Standardtoilette, deren Technik, Herstellungsart und Form bis Anfang
des 20. Jahrhunderts abgeschlossen war, wurde die Entsorgung der Ausscheidung bei Kindern bis
in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts noch weiterentwickelt und technisiert.

Die meisten Hersteller bedrucken ihre Windeln mit kleinen Zeichnungen und Mustern (Abb. 4.45),
mit denen bereits bei Kindern ein Markenbewusstsein herausgebildet werden kann. Ab einem
gewissen Alter geschieht es beinahe zwangsläufig, dass das Kind den Wunsch äußert, genau die
gleiche Windeln mit den süßen rosa Mäusen oder niedlichen kleinen Tanzbären wieder um sich
gewickelt zu bekommen.

Außerdem wird auch mit dem Markenbewusstsein der Mütter gearbeitet: 1998 brachten zum
Beispiel Procter&Gamble und Benetton, ein italienischer Modekonzern, ein gemeinsames Produkt
in die Verkaufsregale: Ihre Windeln waren nicht wie sonst üblich weiß, sondern mit vollflächigen
dunklen Musterdrucken⁶⁶ überzogen und sahen dadurch wie Unterhöschen aus. Die Windel-
packungen, nur mit durchsichtiger Folie verschweißt, trugen einzig das Benetton-Label als Kenn-
zeichnung. Diese Strategie orientierte sich eindeutig an den Müttern, die mit dem Markennamen
Benetton groß geworden sind und in den achtziger Jahren, als sichtbare Labels Mode wurden,
Teenager waren. Benetton bietet neben Damenbekleidung auch hochpreisige Kinderbekleidung an,
d.h. mit den Benetton-Windeln weitete sich das Feld der Mode aus.

Zu Beginn der 90er Jahre wurde ein Hybrid-Produkt zwischen Windel und Unterhose entwickelt,
das unter Namen wie „Windelslip“ oder „Training Pant“ (Trainingshöschen) auf den Markt kam.
Es soll die Zeit der Sauberkeitserziehung nach dem Windelalter begleiten. Das Material gleicht dem
der Windel, aber die äußere Kunststoff-Folie ist durch ein Textilvlies ersetzt. Außerdem sind die Sei-
ten mit einer Naht geschlossen und der Schnitt entspricht dem einer Unterhose. Die Trainingshös-
chen haben die gleiche Funktion wie Windeln, werden aber nicht ständig getragen, sondern nur in
Situationen, in denen ein Einnässen der Kleider verhindert werden soll. Außerdem tragen sie weniger
auf und rascheln auch nicht verräterisch, d.h. es ist von außen nicht sofort zu erkennen, dass das
Kind 'immer noch' Windeln trägt. Jedenfalls ist das Kleinkind so nicht mehr wie ein Säugling beklei-
det, sondern seine zukünftige Unterbekleidung ist damit vorweggenommen.



4.46 a + b
 „Wickel-Set“, um 1990
 aus: Werbefaltblatt, Fa. disana



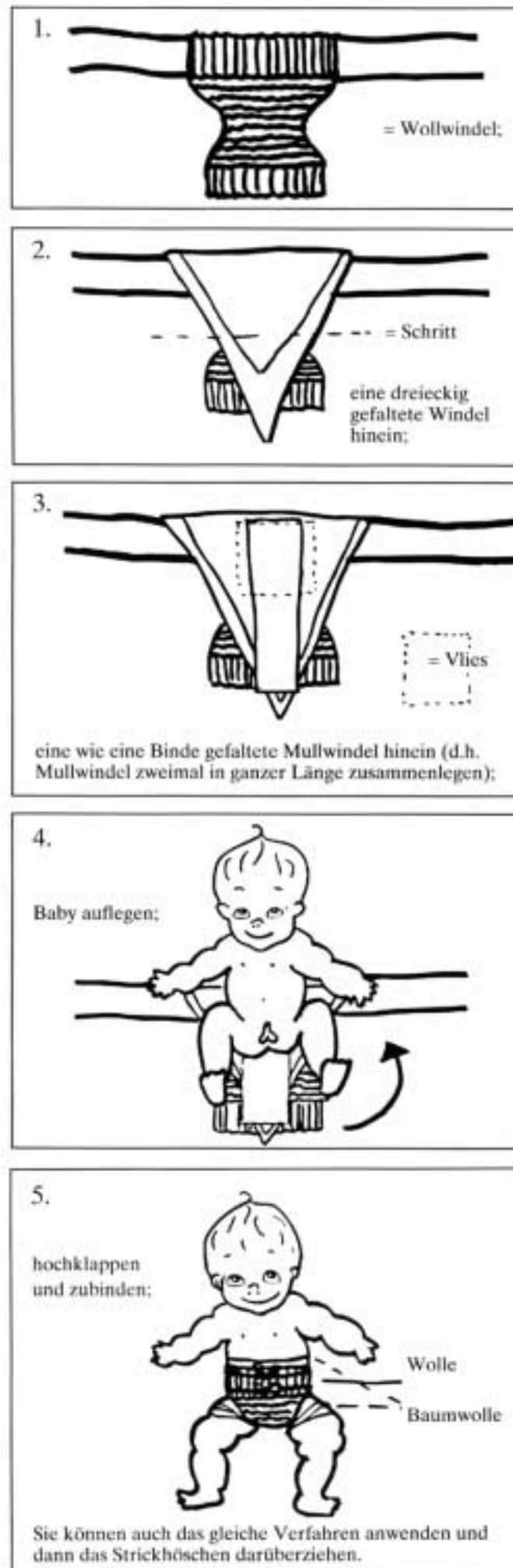
4.47
 „Wickelhose aus 100% Schaf-
 Schurwolle, gestrickt, gewalkt,
 elastisch“, um 1990
 aus: Werbung, Fa. Engel

Über die Höschenwindeln und auch die Trainingshöschen wurde eine neue, wenn auch dezente Form von Geschlechterdifferenzierung für Säuglinge eingeführt. Stoffwindeln, die lediglich aus rechteckigen Baumwolltüchern bestehen, sind unisex. Wegwerfwindeln dagegen werden sowohl unisex, als auch speziell für Mädchen oder Jungen hergestellt. Bei den geschlechtsspezifischen Windeln werden die bereits erwähnten Absorberkügelchen an unterschiedlichen Stellen konzentriert, außerdem bieten die Bubenwindeln durch ihren Schnitt mehr Platz für den Penis. Auch hier wird in der Regel durch Farben zusätzlich unterschieden, so sind beispielsweise Mädchenwindeln am Bund zartrosa und die Bubenwindeln hellblau.

Die Differenzierung der Geschlechter wird außerdem bei der Wäsche fortgesetzt. Die traditionelle geschlechtsspezifische Zuordnung geschieht durch die Auswahl der Farben (rosa/ hellblau), Muster (Blümchen/ Karos) oder Applikationen (Rüschen/ Schlaufen und Taschen, die an Arbeitskleidung erinnern). Aber auch jene Unterhosen, die über die Windel gezogen werden und deshalb anatomische Unterschiede zwischen Mädchen und Jungen nicht berücksichtigen müssten, sind heutzutage in Gestaltung und Schnitt eindeutig geschlechtsspezifisch. Bubenunterhosen haben beispielsweise ab Kleidergröße 98 meistens den gleichen Schnitt wie die Unterhosen für erwachsene Männer, doch der Eingriff ist bei den kleinen Hosen fast immer geschlossen.

Zunehmend verzichteten Eltern seit den achtziger Jahren, insbesondere in den USA und in Deutschland, auf den (bequemen) Einsatz von Höschenwindeln. Stattdessen verwendeten sie wieder die bis in die sechziger Jahre üblichen Stoffwindeln oder nahmen den Service von sog. „Windeldiensten“ in Anspruch, die die gebrauchten, nur grob gereinigten Windeln abholen und gleichzeitig frische Windeln anliefern.⁶⁷ Die wichtigsten Gründe für dieses Revival waren zum einen, dass bei der Herstellung der Textilien auf Kunststoffe, d.h. nichterneuerbare Rohstoffe, verzichtet wird, und zum anderen der Wunsch, aktive Schritte in Richtung Abfallreduktion zu tun. Außerdem werden Einwegwindeln chemisch behandelt und parfümiert, d.h. sie können Hautreizungen oder Allergien verursachen.

Hersteller von sog. natürlichen Textilien reagierten auf diesen Trend, indem sie die gute alte Stoffwindel in „Wickelsysteme“ oder „Wickel-Sets“ verwandelten. (Abb. 4.46 und 4.47) Diese bestehen aus mehreren Lagen: Die „Bindewindel“ oder „Strickwindel“ aus Baumwolle hält alle übereinandergeschichteten Lagen zusammen und wird mit langen Bändern, die an die Windel appliziert sind, um den Kinderkörper gebunden. Die nächsten Lagen zum Körper hin bilden Mullwindeln und alternativ oder zusätzlich Moltonwindeln. Gegen den wunden Kinderpopo soll eine „Bourette-seide-Einlage“ helfen. Um dieses lagenreiche Gebilde kommt abschließend noch das Wollhöschen, das zum einen wärmt und außerdem Feuchtigkeit aufnimmt, ohne dabei tiefend nass zu werden. Sowohl der Seide, die wegen ihrer „lindernden Wirkung“ gegebenenfalls direkt auf die Haut aufgelegt werden soll, als auch insbesondere der Wolle, die den äußeren Abschluss des Windelsystems bildet, werden ganz außergewöhnliche Qualitäten zugesprochen.⁶⁸ Bei der Wolle scheint es manchmal so, als würde das ganze Wesen der kuscheligen, flauschigen, mähenden Schafe von der Blumenwiese direkt auf die Wollprodukte übergehen und sich dann mit deren ganzer Liebesswürdigkeit um die jeweiligen Träger (die Kinder der Käufer) legen.



4.48 Strick und Wickelanleitung für Wollwindel
aus: Thomas, 1994, S.154

4.49 „in solo“-Toilette
Entwurf: Nicolas Huet, Art Center College of Design, Schweiz 1989
aus: Der liebste Ort auf Erden, Wettbewerbskatalog, S. 18



Carmen Thomas, die mit ihrer Radiosendung „*Ein ganz besonderer Saft – Urin*“⁶⁹ (1988) eine öffentliche Diskussion über Heilmethoden mit Urin initiierte, wurde durch die sog. „*Wollwickelmethode*“, die sie über eine Hebamme kennenlernte, zu weitergehenden Rechercharbeiten angeregt. (Abb. 4.48) Diese Methode ist eine kostengünstigere Alternative zu den teuren vorgefertigten Stoffwindeln. Auch hier handelt es sich um mehrere Windelschichten: direkt am Körper eine Mullwindel, darüber eine weitere Stoffwindel und abschließend eine – in Handarbeit hergestellte – gestrickte Windel aus unbehandelter Schafwolle. Diese Wolle ist so fettig, dass sie die Flüssigkeit nicht aufsaugt, sondern es bilden sich „*Kammern, die die Flüssigkeit »umfassen«*. Die Fasern selbst werden, da sie durch das Lanolin geschützt sind, überhaupt nicht naß. In den Kammern verdunstet der Urin an die Umgebung, solange er noch wie frisches Heu riecht. Die Wolle selbst wird sogar durch das Ammoniak im Harn gewaschen: Nicht nur, daß die Windeln duften, – das [anfänglich] schmutzige Grau [der Wolle] wird hell und weißlich...“⁷⁰ Ganz am Ende des Buchs, das sie angeregt durch die zahlreichen Reaktionen auf ihre Sendung publizierte, ist die Strickanleitung dieser Wollwickelmethode zu finden. Und so schließt Carmen Thomas ihr Buch über Urin mit einem Satz über eben jene Windeln: „*Diese »Liebestöter« halten auch über Nacht gut dicht und warm, selbst wenn innen alles »schwimmt«*.“⁷¹

Das Konzept der Windel, Exkremete aufzunehmen und am Körper zu halten, übertrug Nicolas Huet bei seinem Entwurf für den Geberit-Wettbewerb „*Visionen zum WC der Zukunft*“ (1989/ s.a. S. 59 f.) auf eine Toilette, die den Unterleib (von Erwachsenen) umschließt. Mit „*in solo*“ (Abb. 4.49), das den zehnten Rang belegte, konzipierte er ein Toilettensystem für den „*Menschen des 26. Jahrhunderts*“, der dann selbstverständlich häufig im Weltall unterwegs sein wird. „*Die fehlende Gravitation im Raum macht die heute gängigen WC-Typen aber unbrauchbar. Durch eine Röhre wird die »in solo«-Toilette daher direkt mit dem menschlichen Darmausgang verbunden. Hier werden die Exkremete in der Röhre aufgefangen und von Bakterien zersetzt. Was übrigbleibt wird abgesaugt, durch Laser zerstäubt und in einem Aktivkohle-Filter aufgefangen. Das System besteht aus Gummi-Silikon, Teflon, Supra-Leitern und Keramik (zur Isolation des Lasers).*“⁷² Huets Windelentwurf (für den Mann der Zukunft) nimmt die Entwicklung auf, die die Säuglingswindel durchlaufen ist – von einem bloßen Stück Stoff zu einem Produkt der chemischen Industrie.

Ganz im Sinne der Infantilismen der Technoszene⁷³ steht dagegen die *Techno-Windel* – der Entwurf eines Architekturstudenten anlässlich der Loveparade 1998. In einem Ideenwettbewerb an der TU Berlin wurden Lösungsmöglichkeiten für die Toiletten der Großveranstaltung gesucht. Ob Technokids allerdings tatsächlich so weit in ihre Kindheit zurückgehen würden oder nicht doch eher die Party-Pampers mit Inkontinenz-Windeln assoziiert hätten, wurde nicht erprobt.

In hygienischer Hinsicht hat die über die Windel erreichte Sauberkeit des Kindes die Konsequenz, dass durch den längeren Kontakt der zarten Babyhaut mit Kot und Urin leicht Entzündungen und Wundsein hervorgerufen werden. Um dies zu verhindern, werden Säuglinge im Windelbereich

meist mit speziellen Cremes eingesalbt. Manche Kinder reagieren trotz dieser Vorsorgemaßnahmen mit Hautreizungen oder Windeldermatitis. Dies kann nicht nur durch den Kontakt mit den Exkrementen bzw. das feuchtwarme Klima in der Windel, sondern auch durch die chemischen Beigaben in den Wegwerfwindeln, also Parfüm, Geliermittel und andere chemische Stoffe, hervorgerufen werden.

Wenn sich die Haut nicht mehr erholt, dann ist die beste Heilungsmethode, soviel wie möglich Luft an den wunden Kinderpopo heranzulassen, d.h. das Kind soll nun, lädiert von den Folgen des Windelns, so lange wie möglich ungewickelt bleiben. Die Nebenwirkungen des Windels werden also durch Nichtwindeln behandelt.

In den westlichen industrialisierten Ländern verlangt die radikale Konsequenz aus dieser Erkenntnis viel Mut und Selbstvertrauen. Elisabeth Dessai hat Anfang der siebziger Jahre die „*Unten-ohne-Methode*“ vorgeschlagen und in ihrem Buch „*Kinderfreundliche Erziehung in der Stadtwohnung*“ darüber berichtet.⁷⁴ Dessai wollte den Brauch, Kleinkinder mit nacktem Hintern herumlaufen zu lassen, nach Deutschland zurückimportieren. Dafür stellt sie eine Art Kosten-Nutzen-Rechnung auf. Zu den Kosten gehören unter anderem höhere Ausgaben für die Wohnung, wie eventuell höhere Heizungskosten und ein zusätzlicher warmer Bodenbelag, der dann beseitigt werden kann, sobald das Kind seine Ausscheidungsfunktionen willentlich steuert. Der sicherlich gravierendste Kostenpunkt ist aber: „*Sie müssen die entsetzten Blicke der scheinbar sauberen Bekannten ertragen.*“⁷⁵ Als Nutzen verbucht sie, dass die Kinder verhältnismäßig früh sauber werden (mit ca. 18 Monaten) und eine repressionsfreie Sauberkeitserziehung genießen.

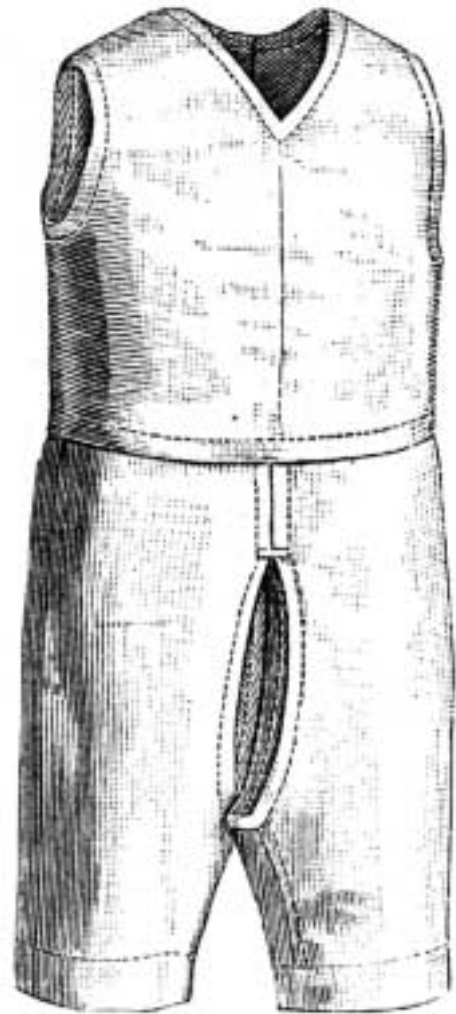
Der meiner Ansicht nach entscheidende Unterschied ist jedoch, dass die Ausscheidungsorgane, die ja teilweise mit den Geschlechtsteilen verbunden sind, „*nicht wie eine Wunde behandelt, sondern ohne Scham, Ekel und Angst betrachtet*“⁷⁶ werden. Das Kind kann seinen Körper begreifen und seine eigenen körperlichen Produkte verschwinden nicht in einer Windel.

die Kleidung des Kleinkinds: Geschlechterdifferenz und Körperkoordination

Sobald Kleinkinder keine Windeln mehr benötigen, tragen sie Unterhosen. Die Art ihrer Bekleidung unterscheidet sich dann unter funktionalen Aspekten nicht mehr wesentlich von der ihrer Eltern.⁷⁷ Da sie nun, wie die Erwachsenen, die Toilette benutzen, bedeutet dies auch, dass sie lernen müssen, ihre Kleidung zu öffnen und herunter- beziehungsweise anschließend hochzuziehen, um ihren Unterkörper zu entblößen und nach der Toilettenbenutzung wieder zu bekleiden. Knöpfe und Reißverschlüsse müssen dazu geöffnet und geschlossen werden, Unterhosen, Hosen, Hemden und Unterhemden übereinander angeordnet werden und Gürtel oder Rockzipfel dürfen nicht in die Toilette hängen. All das verlangt eine hohe Koordinationsleistung, die zusätzlich zur Kontrolle der Schließmuskeln erlernt werden muss.



4.50
Bubenunterhose mit offener Schrittnaht, um 1880
aus: Junker/ Stille, Abb. 162



4.51
Vorlage für eine Knabenhemd hose,
Ill. Frauen-Zeitung, 1.8.1886, S.115
aus: Junker/ Stille, Abb. 163



4.52
Bubenunterhose, um 1910, weiße Baumwolle,
Zwickel zum Aufknöpfen,
Badisches Landesmuseum, Karlsruhe
aus: Junker/ Stille, Abb. 286

Philippe Ariès weist in seinem Buch „*Geschichte der Kindheit*“ darauf hin, dass sich während des Mittelalters alle Altersklassen einer sozialen Schicht unterschiedslos kleideten. Man war „*einzig besorgt, die Stufen der sozialen Hierarchie auch an den Kleidern erkennbar werden zu lassen. Hinsichtlich seines Aufzuges unterscheidet sich das Kind in nichts vom Erwachsenen. ... [Erst im] 17. Jahrhundert ist das Kind, zumindest das der höheren Stände, das adlige oder bürgerliche also, dann nicht mehr wie der erwachsene Mensch gekleidet. Das wesentliche Faktum ist dabei folgendes: es trägt von nun an Kleidung, die seinem Alter vorbehalten ist und es vom Erwachsenen unterscheidet.*“⁷⁸

Drei wesentliche Qualitäten beschreibt Ariès als typisch für die kindliche Bekleidung: Archaisierung, Volkstümlichkeit und Feminisierung des Knabens.

Unter Archaisierung versteht Ariès, dass die erste eigenständige Kindheitsbekleidung jene Kleidung war, „*die etwa ein Jahrhundert alle getragen hatten und die fortan nur von Kindern getragen wurde.*“⁷⁹

Den Modus der Volkstümlichkeit bei der Kinderkleidung stellt Ariès unter anderem anhand der Übernahme von langen Hosen dar. „*Noch im 17. Jahrhundert gab es keine volkstümliche Tracht im eigentlichen Sinne und folglich schon gar keine regional verschiedenen Trachten. Die Armen trugen die Kleider, die man ihnen gab oder die sie beim Trödler erstanden. Das Volk bezog seine Kleidung aus zweiter Hand... In den großen, vom einfachen Volk bewohnten Randgebieten der Städte beginnt man am Ende des 18. Jahrhunderts, eine spezifischere Kleidung zu tragen: damals kam die lange Hose auf.*“⁸⁰

Im 19. Jahrhundert wurde diese lange Hose (Pantalone) als Bekleidung für die Knaben eingeführt.⁸¹ Das war „*zweifelloso von dem Bedürfnis inspiriert, das Kind aus den Zwängen seiner traditionellen Kleidung zu befreien, ihm einen ungezwungeneren Aufzug zu verschaffen... Man tat es umso lieber, als man es schon immer reizvoll gefunden hatte, die Kleider der Kinder gehobenen Standes mit einigen Attributen der volkstümlichen Kleidung zu versehen.*“⁸²

Das dritte Merkmal der Kinderbekleidung, die Feminisierung der Knaben, bezieht sich auf die Sitte, auch Jungen in ihren ersten Lebensjahren Kleider anzuziehen. Man begann im 16. Jahrhundert, die kleinsten Buben wie Mädchen zu bekleiden⁸³, und von nun an trugen kleine Kinder stets Kleider. Im 17. Jahrhundert zog dann der Junge etwa ab dem vierten Lebensjahr Kniehosen unter seinem Kleid an, d.h. die Hosen waren von außen nicht sichtbar. Später, etwa ab dem siebten bis achten Lebensjahr, trug dann der Knabe die übliche Erwachsenenbekleidung, die aus Wams und Kniehose bestand. „*Erst gegen 1770 hört man auf, den Jungen im Alter von vier, fünf Jahren das Kleid mit Kragen anzuziehen, bis zu diesem Alter werden sie jedoch auch weiter wie kleine Mädchen gekleidet sein. Diese Gepflogenheit hält sich bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Insgesamt verschwindet diese Neigung zur Verweiblichung erst nach dem Ersten Weltkrieg, und dieser Schritt ist mit dem Verzicht auf das Korsett seitens der Frau zu vergleichen: in beiden Fällen drückt sich in diesem Wandel im Bereich der Kleidung der Sittenwandel aus.*“⁸⁴

„*Die Erziehungsmaximen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts leiteten die Jungen des Bürgertums früh zur Übernahme ihrer männlichen Erfolgsrolle hin. Schon im Alter von acht bis zehn Jahren zog man ihnen daher die gewichtigen langen Hosen und steifen Krägen der Väter an. Ebenso*



4.53 a
Babyhöschen
Gr. 50-56 (0 bis 2 Monate)
Fa. Hennes & Mauritz, 1999



4.53 b
windelangepasste Mädchenunterhose,
mit Spitzenbesatz, crémeweiß
Gr. 80 (9 bis 12 Monate)
Fa. Hennes & Mauritz, 1999



4.53 c
windelangepasste Bubenunterhose,
mit Zwickel, Camouflagedruck
Gr. 80 (9 bis 12 Monate)
Fa. Hennes & Mauritz, 1999

ersetzte »männliche« Unterwäsche die bis dahin üblichen »mädchenhaften« Hemden und Unterhosen.“⁸⁵ Letztere waren enganliegend und wurden, um die Bewegungsmöglichkeit des Trägers zu erhalten, aus dehnbaren Trikotstoffen gefertigt. Die Knabenunterhosen waren, im Unterschied zu den Mädchenunterhosen, nicht mit Spitzen verziert, und sie waren geschlitzt. Dieser Schlitz war erheblich länger als bei den Männerunterhosen, so dass sie es ihrem jungen Träger auch ermöglichen, die Toilette sitzend zu benutzen, ohne sie zuvor herunterziehen zu müssen. (Abb. 4.50 - 4.52)

Im Unterschied zu den Jungen zogen Mädchen noch lange Zeit ausschließlich Kleider an. Erst im 20. Jahrhundert, etwa ab dem 1970er Jahren, glich sich die Alltagsbekleidung der Mädchen an die der Jungen an. Beide Geschlechter tragen seitdem überwiegend Hosen und Hemden und die Differenz liegt, wie zuvor bereits erwähnt, weniger im Schnitt der Bekleidung, als in ihrer Farbigkeit, den Stoffen, Mustern, Applikationen und Accessoires.

Da hier eine so weitgehende Angleichung erreicht wurde, findet die Geschlechterdifferenzierung bei der Kinderbekleidung heute nicht mehr vorrangig bei den äußeren, sichtbaren Schichten statt, sondern subtiler in den intimen unsichtbaren Bereichen der Wäsche.

Nach der Angleichung der Oberbekleidung ist also die Unterwäsche die verbleibende Möglichkeit, die Geschlechter zu markieren. Da zumindest die Unterhosen eben jene Körperteile bedecken, die eine Unterscheidung auch anatomisch begründen, erscheinen unterschiedliche Schnitte in funktionaler Hinsicht zunächst auch sinnvoll. Doch selbst jene Hosen, die über der voluminösen und recht formlosen Windel getragen werden, sind unterschiedlich gestaltet. (vgl. S. 169) Noch vor 10 Jahren waren bis Größe 98, d.h. für 1- bis 2-Jährige, die Unterhosenschnitte identisch. Heute ist es schwierig, überhaupt Textilhöschen unter Gr. 98 aufzutreiben – sicherlich ein Resultat der vorherrschenden Benutzung von auslaufsicheren Einwegwindeln. Gleichzeitig wird aber beispielweise bei den Wäscheartikeln der Fa. Hennes & Mauritz seit zwei bis drei Jahren bereits in den kleinsten Größen differenziert.⁸⁶ (Abb. 4.53 a-c) So ist bei den „windelangepassten“ Bubenunterhosen ein Zwickel eingearbeitet, der den Eingriff bei Männerunterhosen simuliert. Dabei handelt es sich eindeutig um ein Zeichen, denn ein Junge wäre frühestens ab dem dritten oder vierten Lebensjahr motorisch in der Lage, seinen Penis durch den Unterhosenschlitz zu manövrieren. Abgesehen davon ist ein Hosenschlitz ohnehin erst dann sinnvoll, wenn der Knabe seine Blasenfunktion auch willkürlich kontrollieren kann.⁸⁷

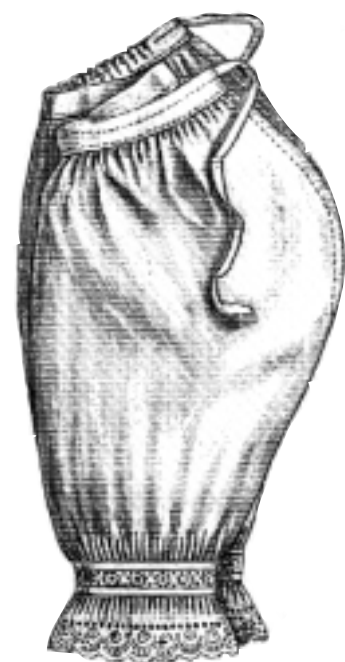
Die Bubenunterhosen ab Größe 104, für etwa dreijährige Kinder, sind ebenfalls in der Regel mit Zwickel oder überlappenden Abschlusskanten an der vorderen Mittelnaht (Schlitz) gearbeitet. Bei den meisten sind die Nähte geschlossen, d.h. der Eingriff ist immer noch nur vorgetäuscht. In Bezug auf die Unterwäsche orientiert sich also die Wäsche der Knaben visuell an der Bekleidung der erwachsenen Männer, jedoch ohne die angezeigte Funktion einzulösen.



1. **Rock mit Adressentuch** für 3-6 jährige Mädchen. Schnitt: I auf der Rückseite des Schnittblattes I. Erforderlich für 1/4 Yd., 5,50-8 m Stoff; 8,50-9,50 m Languetten.
 2. **Reinweiß mit Seidenknopf** für 3-6 jähr. Mädchen. Schnitt: II auf der Rückseite des Schnittblattes I. Erforderlich für 1/4 Yd., 5-7 m Stoff; 5-8 m Silkenen; 4,50-5 m Seidenreim.
 3. **Wachströckchen** für 3-6 jährige Mädchen. Schnitt: III auf der Rückseite des Schnittblattes I. Erforderlich für 1/4 Yd., 12-15 m Pique, 9-12 m Seidenen.



1-2-3. **Wachströckchen** für 7-9 jähr. Mädchen. Schnitt: IV auf der Rückseite des Schnittblattes I. Erforderlich für 1/4 Yd., 12-15 m Pique.



4. **Offenes Reinweiß** für 9-12 jähr. Mädchen. Schnitt: IX auf der Rückseite des Schnittblattes I. Erforderlich für 1/4 Yd.: 9-11 m Stoff; 6-7 m Seidenen; 3-4 m Seidenreim.

4.54 Musterzeichnungen, um 1900
 Unterhosen für Mädchen
 oben links für 3-6 Jährige, darunter für 6-9 Jährige und
 unten links für 9-12 Jährige.
 Die Hose für die 9- bis 12-jährigen Mädchen
 ist in der Schrittnaht offen.
 aus: Hochfelden/ Niedner, S. 15

Die Unterhosen für Mädchen durchliefen eine andere Entwicklung. Sie hatten zu Beginn des 19. Jahrhunderts bei der Erstreitung des Rechts der Frauen, Unterhosen zu tragen, eine vorbereitende Funktion. Unterhosen für erwachsene Frauen hielt man – wie Überhosen auch – bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus für schamlos. Mädchen dagegen wurde das Tragen von Hosen sogar ange-raten. Im „Frauenzimmer Almanach zum Nutzen und Vergnügen“⁸⁸ von 1808 wurde die Unterhose als wärmendes Kleidungsstück für den Unterleib gepriesen. Wenn Auskühlung und häufige Er-kältungen verhindert werden, so die Argumentation, würde die Menstruation leichter und ohne grö-ßere Schmerzen einsetzen, und die Gefahr von Unfruchtbarkeit oder anderen Komplikationen könn-ten verringert werden. „Um dem zu steuern, seien Beinkleider für junge Mädchen »rathsam« und sollten erst wieder abgelegt werden, wenn »die Natur ihre Einrichtung vollendet hat«, d.h. nach Eintreten der Menstruation. Dann allerdings sollte man wieder auf den Unterrock zurückgreifen.“⁸⁹ Das bürgerliche Mädchen trug also bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Unterhosen, während sie bei ihren Müttern erst zur Jahrhundertwende alltäglicher Bestandteil der Unterkleider werden durfte.⁹⁰ Die Höschen der kleinen Mädchen „schauten immer unter den Röcken hervor, zumindest bevor sie 12 Jahre alt waren.“⁹¹ Da Knie, Oberschenkel und Unterleib der Mädchen durch ihre Hosen verdeckt war, konnten die Kinderkleider kürzer und damit die Beweglichkeit in den Kleidern größer werden. Das Hosentragen hatte bei Mädchen neben dem Aspekt, dass sie wärmten und bequemer waren oder auch bequemere Kleidung zuließen, vor allem eine symboli-sche Bedeutung: sie kennzeichneten die Kindheit. Ein Mädchen mit zwölf Jahren überschritt diese Grenze, indem es ab diesem Alter längere Röcke und keine Unterhosen (Pantalettes) darunter trug.

„In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gab es für sehr kleine Mädchen sogenannte Spring-höschen, relativ kurze Hosen mit Spitzenkanten, die damals im Gegensatz zu den üblichen Hosen der Frauen und der größeren Mädchen im Schritt eine [geschlossene] Naht hatten.“⁹²

Die geschlossene Mittelnäht verlangte nach anderen Möglichkeiten, die Unterhose öffnen zu kön-nen, wenn das Mädchen die Toilette benutzen oder sich im Freien erleichtern wollte. Die häufigste Variante waren Unterhosen, deren Seitennähte nicht geschlossen waren, sondern durch Knöpfe oder Bänder zusammengehalten wurden. Da kleine Mädchen noch keine Korsetts oder schwere Unterröcke trugen, dürfte das Herunterziehen der Hosen keine allzu großen Schwierigkeiten mit sich gebracht haben. Die Fingerfertigkeit, die nötig ist, um eine Schleife zu binden oder einen Knopf zu schließen, darf allerdings nicht unterschätzt werden, und die Seiten mussten, wenn sie einmal geöffnet worden waren, auf jeden Fall auch wieder geschlossen werden, damit die Hose nicht herunterrutschte. Sehr wahrscheinlich waren die Mädchen also bei dieser Art von Unterhose beim Anziehen wenigstens am Anfang auf fremde Hilfe angewiesen.

Als Alternative zu den offenen Seiten gab es auch Schnitte für Unterhosen, die hinten eine knöpf-bare Klappe hatte.⁹³ Sie hatten den kleinen Vorteil, dass die Hose nicht insgesamt heruntergezogen und vor allem anschließend nicht wieder nach oben gezogen werden musste. Meiner Einschätzung nach waren die kleinen Mädchen jedoch auch bei dieser Verschlussvariante kaum in der Lage, die Knöpfe der rückwärtigen Klappe selbst zu schließen.

Solange das An- und Ausziehen der Unterhosen also derart kompliziert war, empfanden die Kinder es vermutlich als angenehm, überhaupt keine Hosen zu tragen.

Wie auch bei der Wäsche für Erwachsene veränderten sich die Unterhosenschnitte für Mädchen und Knaben grundlegend durch zwei technologische Neuerungen: Mit der Verwendung von Gummizügen und Feinstrick konnten die Hosen figurbetont geschnitten werden und waren bequemer zu tragen und an- oder auszuziehen. Durch die dehnbaren Materialien kann die Hose vom Kind selbst heruntergezogen und anschließend wieder nach oben über den Unterleib gezogen werden.

Die Unterhose ist auch für Kinder das (einzig) obligatorische Wäschestück geworden. Ab dem Alter von fünf bis sechs Jahren dürfen sich Kinder für gewöhnlich nicht mehr nackt bzw. ohne Unterhosen in der Öffentlichkeit zeigen.

Fazit

Der Einfluss der Kleidung auf die Benutzung von Toiletten erscheint auf den ersten Blick vielleicht geringfügig, doch bei genauerer Betrachtung wird deutlich, dass vor allem die Unterwäsche subtil auf die notwendigen Bewegungsabläufe einwirkt.

Die (historisch) erste Unterwäsche war das Hemd, das bei der Entkleidung kaum bewegungseinschränkend ist. Vor allem bei Männern übernahm es lange Zeit auch die Funktion der heutigen Unterhose – der Saumbereich wurde einfach um den unteren Leib gelegt und infolgedessen konnte die Wäsche geöffnet und bequem nach oben gezogen werden. Bei den Frauen und Kindern, die erst im 19. Jahrhundert und nicht zeitgleich dazu übergangen, Unterhosen zu tragen, wurde der Unterleib bis dahin nicht verhüllt, deshalb war dann ein Entkleiden auch nicht notwendig.

Durch die Übernahme der Unterhose in die Frauengarderobe wurde die notwendige Handhabung für die Entkleidung des Unterleibs aufwändiger. Anfangs wurde die Form der Männerunterhosen übernommen, doch als dann spezielle Schnittmuster für Frauen aufkamen, wurden Schlitze oder andere Öffnungen im Schrittbereich eingearbeitet, die das Ent- und Bekleiden erleichterten. Diese 'hilfreichen' Modelle verschwanden bald und wurden durch mittig geschlossene Unterhosen ersetzt, die entweder seitlich geschlitzt oder aus dehnbaren Stoffen hergestellt waren. Jedenfalls musste nun die Unterhose immer heruntergezogen werden.

Es blieb aber nicht nur bei der geschlossenen, sicher verhüllenden Unterhose, sondern es kamen noch weitere, ebenfalls den Schritt lückenlos bedeckende Kleidungsstücke hinzu. Statt einzelnen langen Strümpfen wurden Strumpfhosen üblich, und schließlich avancierten lange Überhosen zu einem essentiellen Bestandteil der Frauenbekleidung.

Mit dieser Entwicklung, bei der die Silhouette des weiblichen Körpers immer deutlicher und konturierter sichtbar wurde, schloss sich gleichzeitig die textile Oberfläche. Obwohl die moderne Bekleidung das Recht und die Selbstverständlichkeit, den eigenen (weiblichen) Körper zu zeigen, bedeutete, wurde dieser nun viel dichter und fester verhüllt, indem bei den Kleidern die Öffnungen, Überlappungen und Lücken sukzessiv beseitigt wurden.⁹⁴ Die Benutzung der Toilette wurde dadurch zunehmend unbequem, die Miktion im Stehen, auch mit nur leicht gegrätschten Beinen, wurde unmöglich, und die Hockposition einzunehmen und zu halten wird ebenfalls erschwert.

Die Vorgaben, die sich allein aus der Kleidung ergeben, schränken die Möglichkeiten für Entwürfe alternativer Sanitärinstallationen erheblich ein. Damit erklärt sich auch, dass der überwiegende Teil der Frauenurinale (s.S. 135 ff.) für die Benutzung in der nur leicht gebeugte *Abfahrtsposition* gestaltet worden sind.

Im Unterschied zur Frauenmode wurde bei der Männerkleidung die Handhabung zunehmend vereinfacht. Nachdem die Hosen nicht mehr an den oberen Bekleidungssteilen wie Wams oder Weste befestigt wurden (sondern an der Taille endeten), und als auch die Hose mit Schamkapsel und zugehörigen Befestigungsschleifen am Bund zunächst durch die Culotte mit zwei seitlichen Schlitzen, dann die Pantalons mit Hosenlatz und schließlich, gegen 1850, durch die heute noch übliche Her-

renhose mit vorderem verdecktem Schlitz ersetzt wurde, war das Öffnen und Schließen der Hosen bequemer geworden. Die Verwendung von Reißverschlüssen tat dann noch ein Übriges.

Eine ähnliche Vereinfachung entwickelte sich auch bei der Unterwäsche. Die Unterhose wurde nicht nur an den Beinen kürzer, sondern durch die Verwendung von elastischen Stoffen konnte der Bund umlaufend sein. Da aber diese Hosen zunächst noch fast bis an den Bauchnabel reichten, wurden vorne spezielle Schlitze eingearbeitet, die allerdings, nachdem der Hüftslip modern wurde und noch dehnbarere Stoffe entwickelt waren, schon bald obsolet wurden. Man beließ jedoch dieses Detail, mitunter ist die Öffnung unter der Blende sogar vernäht – die Schlitze sind also nicht funktional (s.S. 162 f.), aber sie wirken so, als würden sie die notwendige Entblößung für die Miktion erleichtern. Außerdem dienen sie einer klaren Differenzierung: Während bei den Frauen der Unterleib visuell geschützt wird, sind die Herrenunterhosen offen und betonen das Geschlecht.⁹⁵ Unabhängig davon, ob der Schlitz nun benutzt wird oder nicht, die Hosen ermöglichen ihren Trägern eine bequeme Miktion im Stehen, sei es im Freien oder an einem Urinal oder auch bei einer Sitztoilette.

Eine Unterscheidung nach Geschlecht wurde ebenfalls bei der Kinderwäsche vorgenommen. Nachdem anfangs von Mädchen und Jungen nicht weiter differenzierte Hemdchen getragen wurden, kam im 19. Jahrhundert die Unterhose hinzu. Dabei war der Zeitpunkt, ab beziehungsweise bis wann dieses Kleidungsstück schicklich war, nicht nur alters- sondern auch geschlechtsabhängig.

Sobald die Knaben ihre kindliche und mädchenhafte Tracht ablegten, übernahmen sie mit der Bekleidung auch Unterhosen, deren Schnitte der Männerkleidung entsprachen. Bei den Mädchen fand eine völlig andere Entwicklung statt: Sie trugen bereits Unterhosen, als dies für erwachsene Frauen noch undenkbar gewesen wäre, doch ab dem Alter, in der die Menstruation einsetzt, mussten sie wieder darauf verzichten. Ob die Mädchen und Jungen das Privileg genossen, Unterhosen tragen zu dürfen, ist fraglich, denn es war immerhin ein weiteres Kleidungsstück, auf das geachtet werden musste. Vor allem den Mädchen wurden meist ungeschlitzte „*Springhöschen*“ angezogen und teilweise waren die Hosen am Hemd angeknöpft⁹⁶, was die Handhabung zusätzlich erschwerte. Zum Lernprozess der körperlichen Beherrschung, um ihre Ausscheidung willentlich kontrollieren zu können, müssen Kinder also auch Fertigkeiten auf der dinglichen Ebene erlangen. Zur Benutzung der Toilette kommt damit noch das Aus- und Anziehen und das Zurechtrücken der Kleider als Aufgabe hinzu.

Dass die Frage nach der Bekleidung auch zu einer Beschäftigung mit Windeln führte, war naheliegend. Windeln waren textil, nur ein Stück Stoff, das auf eine bestimmte Weise um den kindlichen Körper gewickelt wurde. Mit der Zeit wurden daraus aus Kunststoffen hergestellte Produkte, die nicht nur im übertragenen Sinn kleine, mobile Toiletten sind, sondern auch ganz konkret, indem sie die Vorstufe zur Toilette darstellen – eine Art Trainingsobjekt für die später zu benutzende Installationen. Insofern schließt sich hier der Erzählbogen, zurück zum Objekt, zu Toilette und Urinal.

Vier Themenfelder wurden bearbeitet: die Toilette als Objekt (1), seine Verknüpfung mit städtischen Systemen sowie öffentliche Pissoirs und Bedürfnisanstalten (2), danach Urinale für Frauen, die ebenfalls in öffentlichen Bereichen verwendet werden (3), und schließlich die Rolle der Bekleidung bei der Benutzung der genannten Gegenstände (4). Die ersten drei Themen sind hauptsächlich objektbezogen, denn es standen jeweils konkrete dreidimensionale Vorrichtungen im Mittelpunkt der Überlegungen. Auch beim Themenbereich Bekleidung waren Toiletten und Urinale von zentraler Bedeutung, doch der Ansatz ist konzept- beziehungsweise kontextbezogen, denn hier ging es um die Handlungsabläufe bei ihrer Benutzung, und um die Dinge, die quasi aus der Peripherie einwirken, wie es in diesem Zusammenhang bei Kleidungsstücken der Fall ist.

Die kontextbezogene und konzeptuelle Arbeitsweise wird auch in der Gestaltung angewandt, und die Tatsache, dass sie hier ebenfalls relevant war, zeigt vielleicht am deutlichsten, dass die theoretische Entwicklung parallel zur gestalterischen Entwicklung geschah und dass sich diese beiden Prozesse gegenseitig beeinflussten: Auch wenn im Rückblick die Schritte von meinem ersten Projekt für öffentliche Toiletten (1987, „*Damen, Donne, Dames*“, s.S. 137 f.) zum Entwurf des Frauenurinals (1994 – 96, s.S. 140) naheliegend erscheinen, so waren die konzeptionellen Ausgangspunkte doch sehr verschieden, und heute würde ich ein neues Entwurfsprojekt wieder mit einem anderen Ansatz beginnen, also zum Beispiel ein Urinal für Frauen und Männer oder Kleidungsstücke gestalten.

Die erste Fragestellung, die mich unter anderem zur vorliegenden Arbeit geführt hatte, war, wie es zur hohen Typisierung und Standardisierung im Verlauf der Objektentwicklung der Toilette kam. An der 'Ausformung' der Toilette (und auch des Urinals) waren mehrere Faktoren maßgeblich beteiligt. Wichtige Impulse kamen aus der Hygienebewegung, durch die Sanitärinstallationen wie die Toilette zu einem obligatorischen Bestandteil von Wohnungen wurden. In der Folge wurden zahlreiche Varianten von Wasserklosetts erfunden und hergestellt, die jedoch durch die allmähliche Standardisierung der Installations- und Gebäudetechnik, neue industrielle Herstellungsverfahren und die Verwendung von Keramik einer Auslese unterworfen waren. Mit der allgemeinen Verbreitung von hygienischen Grundregeln verschwanden dann schließlich alle dekorativen Elemente, bis das weiße Sitz-WC mit glatter Oberfläche 'übrigblieb'.

Die Tabuisierung der Ausscheidungsprozesse, die auch Ursache für die Verhäuslichung und Intimisierung der Bade- und Toilettenräume gewesen war, führte außerdem dazu, dass die Toilette nun nicht mehr weiterentwickelt wurde. Es war also nicht nur, wie Sigmund Freud konstatierte, der Wissenschaft „*versagt*“, sich mit den „*verpönten Seiten*“ des Lebens zu beschäftigen (vgl. S. 7), sondern auch den Sparten, die sich mit der Planung und Herstellung von Produkten befassen.

Überraschend war die Erkenntnis, dass Toiletten hauptsächlich für die Defäkation benutzt wurden. Auch als die Ver- und Entsorgung mit Wasser üblich wurde, bestand eine komplette Ausstattung aus Klosett und Urinal, denn man ging davon aus, dass sich Männer bei der Miktion nicht hinset-

zen und sie dafür dann auch nicht das Sitzklosett benutzen sollten. (Insofern sind Toiletten zum Sitzen gegenderte Objekte.)

Mit dem Einsatz von Urinalen ergaben sich einige rationelle Vorteile, denn bei ihnen sind geringere Spülmengen und infolgedessen auch kleinere Ableitungsrohre notwendig. Trotzdem wurden sie mit der Zeit kaum noch in Privathaushalten installiert, d.h. das Klosett wurde nun eben doch als Urinal verwendet (s.S. 100). Durch das Weglassen des Urinals konnten schließlich nicht nur Kauf und Anschlusskosten sondern auch Platz gespart werden, ein ökonomischer Vorteil, der den Bestrebungen des neuen rationalisierten Bauens und der Wohnbauprogramme entgegenkam.

Rationalisierung und möglichst kostengünstiges Bauen sowie die Neuerungen bei der Entwicklung von Hochhausgrundrissen beziehungsweise verdichtetem Bauen generell waren auch wesentliche Faktoren für die allmähliche Festlegung der Raumgröße für Toiletten, die letztendlich in einer weitgehenden Minimalisierung resultierten.

Während die Verbindung von funktionalen und Gender-Aspekten bei der Toilette nicht eklatant ist, erweist sie sich beim Urinal als eindeutig: Nur die Version für Männer konnte sich als allgemein verwendete Sanitärinstallation behaupten, die jedoch fast ausschließlich im öffentlichen Bereich gebräuchlich wurde. Das (Herren-)Urinal als öffentliche Einrichtung, das zunächst Pissoir und später auch Urinalanlage genannt wurde, ist aber lediglich als bauliches Gebilde interessant, denn die Installation selbst bestand anfangs nur aus einer Pisswand mit umlaufender Abflusrinne.

Erst mit der Schaffung der Vollanstalten wurden sowohl das Sitzklosett als auch das Urinal in der gleichen Form ¹, wie sie bis dahin nur im privaten Bereich eingesetzt wurden, in die öffentlichen Räume übernommen. Durch diese Übernahme – die eine Intimisierung des Öffentlichen darstellt – wurde die Entwicklungslinie eines eigenständigen Bautyps beendet: Die Pissoirs, die unter anderem durch die Verwendung des neuartigen Werkstoffs Gusseisen neue Formen erhalten hatten, wurden von Bauten abgelöst, denen bald nur noch ihre bescheidenen Dimensionen gemeinsam waren. Außerdem wurden viele Bedürfnisanstalten unterirdisch gebaut oder in andere Funktionsbauten integriert, wodurch die Anlagen zunehmend aus dem Blickfeld der Passanten verschwanden. Mit dieser Zurückdrängung wurde eine bereits geschaffene Urbanität aufgegeben und ein Teil der öffentlichen Sphäre vernachlässigt ², was ebenfalls einer Intimisierung des Öffentlichen gleichkommt. (s.a.S. 107)

Wenn Urinale männlich konnotierte Objekte sind, dann ist die Frage nach dem Gegenstück, einem Objekt, das von Frauen als Urinal verwendet werden kann, naheliegend. Doch wie vermutlich der überwiegende Teil der Designerinnen und Designer, die ein derartiges Objekt entworfen haben, war auch ich zuerst davon überzeugt, einen vollkommen neuen Sanitärgegenstand zu gestalten. Umso größer war dann die Überraschung, viele andere, in formaler Hinsicht vielfältige und vor allem so 'bejahrte' Damenurinale zu finden.

Betrachtet man diese speziellen Sanitärinstallationen für Frauen und die unterschiedlichen Hilfsmittel für die Miktion im Stehen (s.S. 119 ff.), dann wird erkennbar, dass bei ihnen im Unterschied zur Toilette und zum Herrenurinal keine Standardisierung stattgefunden hat.

Eine derartige Vielgestaltigkeit findet sich unter anderem bei Gegenständen, die keine industrielle

Massenware sind und sich (noch) in der Entwicklungsphase befinden. Wir erlebten eine entsprechende Situation vor etwa zehn Jahren, als die damals „neuen Medien“ und das Internet für ein breiteres Publikum zugänglich wurden. In der Anfangseuphorie schwang auch die Hoffnung auf eine neue Art von Kommunikation und auf eine Gestaltung, die die Möglichkeiten der Virtualität ausschöpfen würde, mit. Doch insbesondere der Druck ökonomischer Interessen war zu stark, und so wurden die experimentellen Felder bald verlassen und bekannte Bilder und Metaphern eingebaut.

Eine ähnliche Tendenz ist auch bei den Frauenurinalen zu beobachten: Nachdem die ersten Entwürfe – sowohl die frühen wie der Münchner Damen-Pissort (S. 126 ff.) oder der Sanistand (S. 134) als auch jene zu Beginn des „zweiten Zeitfensters“ ab 1976 (s.S. 136 ff.) – sehr unterschiedlich waren, fand mit den späteren Entwürfen für wandhängende Urinale eine formale und funktionale Annäherung statt. Ich hatte einleitend festgestellt, dass die Funktion eines Gegenstands nicht nur sein technisches und konstruktives Funktionieren bedeutet, sondern auch seine spätere alltägliche Benutzung, die bei Sanitärobjekten außerdem durch den gesellschaftlich geprägten Umgang mit dem individuellen Körper bestimmt wird. Insbesondere mit den wandhängenden Damenurinalen wurde versucht, Paritäten herzustellen, indem Frauen und Männern vergleichbare Installationen zur Verfügung stehen sollten. Dabei blieb es jedoch oft bei behelfsmäßigen Lösungen, weil versucht wurde, Frauen und Männer (trotz ungleicher Körper) gleichzustellen anstatt gleichzuberechnen. Dieses Vorgehen erweist sich aber als problematisch, weil gerade bei der Blasenentleerung die körperlichen Unterschiede Auswirkungen haben.

Doch immerhin wurde ein Anfang gemacht und, da die Entwicklung von speziellen Sanitärinstallationen für öffentliche Damentoiletten nicht abgeschlossen ist, werden noch weitere Entwürfe folgen. Bis aber einer oder mehrere davon so erfolgreich sind, dass sie in größeren Stückzahlen installiert und zu einem alltäglichen Sanitärobjekt werden, müssen Frauen weiterhin auf ihre individuellen Strategien zurückgreifen.

Einleitung // S. 01 - 15

- 1 Bourke, John Gregory: Das Buch des Unrats. Frankfurt a.M. 1992, S. 6
Roland Barthes argumentiert gleichermaßen mit seiner These, dass „Scheiße geschrieben nicht stinkt“.
vgl. Laporte, Dominique: Eine gelehrte Geschichte der Scheiße. Frankfurt a.M. 1991, S. 15
- 2 Unno, Niimi, Lischka: History of European Toilets. Japan, o.J.
Im selben Verlag wurde auch die Geschichte der japanischen Toiletten und Urinale publiziert.
- 3 Fundgruben. Hg. Historisches Museum Basel, Ausstellungskatalog, Basel 1996, S. 6
- 4 Berndt, Heide: Hygienebewegung des 19. Jahrhunderts als vergessenes Thema von Stadt- und Architektursoziologie. In: Die alte Stadt. In: Die alte Stadt. Zeitschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie und Denkmalspflege, 14. Jg, Nr. 1/87, S. 140
- 5 Schwerma beschreibt die männliche, stehende Körperposition während der Miktion sogar als eine ausschließlich sozial geprägte Handlung. vgl. Schwerma, Klaus: Stehpinkeln. Die letzte Bastion der Männlichkeit? Identität und Macht in einer männlichen Alltagshandlung. Bielefeld 2000
- 6 Rudofsky, Bernard: now I lay me down to eat. Notes and Footnotes on the Lost Art of Living. New York 1980, Umschlagseite
- 7 Gleichmann, Peter: Die Verhäuslichung von Harn- und Kotentleerungen. In: Medizin Mensch Gesellschaft, Sonderdruck, Stuttgart 1979; ders.: Städte reinigen und geruchlos machen, menschliche Körperentleerungen, ihre Geräte und Verhäuslichung. In: Sturm, H. (Hg.): Ästhetik und Umwelt. Sonderdruck, Tübingen 1979, S. 99-132; ders.: Zur Verhäuslichung körperlicher Verrichtungen. In: Gleichmann/ Goudsblom/ Korte: Materialien zu Norbert Elias' Zivilisationstheorie, 2. Aufl., Frankfurt a.M. 1982, S. 254 - 278
- 8 siehe: Routh, J.: The Better John Guide – Where to Go in New York. New York 1966; ders.: The Good Loo Guide – Where to Go in London. London 1968; ders.: The Guide Porcelaine – The Loos of Paris. London 1966; Miller, P.C./ Willock, R.: Continental Cans etc.: A Tourist's Guide to European Plumbing. New York 1960; Kulley, M.: Johns in Europe – Toilet Training for Tourists. Los Angeles (CA.) 1970
- 9 s.a. Liste der www-Adressen
- 10 im Mai 2001

Handbuch der Architektur wird im Folgenden mit >HdA< abgekürzt.

1 Kein Entwurf der beiden Projekte wurde realisiert.

2 Dasselbe berichtet Neudecker von den römischen Bedürfnisanstalten: „*Gleich einer spontanen Erfindung tauchen ab dem 2. Jh. n.Chr. Latrinen in noch nie gesehener Größe und mit einer architektonischen Noblesse auf*“. (Neudecker, Richard: Die Pracht der Latrine. Zum Wandel öffentlicher Bedürfnisanstalten in der kaiserzeitlichen Stadt. München 1994, S. 41)

3 vgl. Gleichmann, Peter: Städte reinigen und geruchlos machen, menschliche Körperentleerungen, ihre Geräte und Verhäuslichung. In: Ästhetik und Umwelt. Tübingen 1979; und Illi, Martin: Von der Schißgruob zur modernen Stadtentwässerung. S. 108 ff.; und Elias, Norbert: Über den Prozeß der Zivilisation, 14. Aufl., Frankfurt a.M. 1989, Bd. 1, S. 174 ff.

4 „*Obgleich der Grundsatz, daß die flüssigen und festen Abfallstoffe möglichst rasch aus den Gebäuden entfernt werden sollen, ganz allgemeine Gültigkeit hat und bei den Bauanlagen ... stets zu befolgen ist, so ist doch bei der Beseitigung der Fäkalstoffe dieses Princip vor Allem maßgebend. Wo die menschlichen Excremente nicht rasch genug fortgeschaffen werden, zersetzen sie sich und entwickeln eine große Menge übel riechender und gesundheitsschädlicher Gase; sie verderben Luft, Boden und Wasser; unser ästhetisches Gefühl wird mehr als unausweichlich verletzt.*“ (HdA, 3. T., 5. Bd., 1883, S. 129)

Die „*Auswurfstoffe, ... die nicht nur flüssiger oder breiiger, sondern auch fester Natur sind ... [und] auf dem Wege der Kanalisation fortgeführt werden ... [können] durch den Fäulnisvorgang, dem sie ausgesetzt sind, in Gestalt von giftigen Gasen und Entstehen von schädlichen Lebewesen der menschlichen Gesundheit gefährdend werden*“. (HdA, 3. T., 5. Bd., 2. Heft, 3. Aufl., 1908, S. 5)

Einige Seiten weiter werden diese Bedenken wieder relativiert: „*Die menschlichen Ausscheidungen werden, allgemein gesprochen, bei ihrer Zersetzung kaum weniger für die Gesundheit gefährlich als die übrigen Abgänge der Haushaltungen, wie alle neueren Forschungen bei Untersuchung der Kanalgase der Großstädte ergeben haben.*“ ebd., S. 8

5 Beinahe ein Drittel des von den Wasserwerken gelieferten Trinkwassers wird für die Toilettenspülung verwendet. 1990 wurden in Deutschland pro Tag und Person durchschnittlich 144 Liter Wasser verbraucht (Berliner Zeitung, 27. Sept. 2000, S. 38) – und etwa 50 Liter davon waren für die Toilettenspülung (Greenpeace Magazin III/92, S. 12). Da die hauptsächliche Verschmutzung erst durch die Mischung des Spülwassers mit allen anderen Abwässern in der Kanalisation entsteht, gibt es u.a. Versuche, das 'nur' mit Fäkalien verschmutzte Spülwasser direkt mit einfachen biologischen Reinigungssystemen zu verbinden.

6 Die minimale Spülmenge für Klosetts ist in der DIN 1986 mit einer Sollregelung auf 3 Liter festgelegt. Ein solches Becken wurde an der Berliner Fachhochschule entwickelt. (vgl.: Feurich, Hugo: Das Drei-Liter-WC aus Berlin, Ergebnisse experimenteller Untersuchungen. In: Sanitär- und Heizungstechnik, Nr. 10, 1996, S. 106 - 119)

Der Nachteil aller Spülsysteme mit geringem Wasserverbrauch ist, dass die ableitenden Rohre und Kanäle u.U. schnell verschlammten. Systeme mit 4,5 l-Spülwasserverbrauch sind zwar im Handel erhältlich, doch sie werden noch sehr selten eingesetzt. Als durchschnittliche Obergrenze für Klosettspülungen gelten 9 Liter.

7 siehe HdA, 3. T., 5. Bd., 1883, S. 302; und HdA, 3. T., 5. Bd., 2. Heft, 3. Aufl., 1908, S. 566

Die Wasserklosetts waren anfangs in Holzverkleidungen eingebaut und ihre Sitzflächen bestanden aus festmontierten Holzplatten.

8 Emnid-Studie September 1996, zitiert in: Schwerma, Klaus: Stehpinkeln. Die letzte Bastion der Männlichkeit? Identität und Macht in einer männlichen Alltagshandlung. Bielefeld 2000, S. 81

9 Schwerma nennt drei Aspekte, die seiner Ansicht nach dazu führen, dass Männer auch an Klosetts stehend urinieren: 1. Machtpolitische Aspekte: Sie provozieren mit ihrem Verhalten, dass Frauen für sie putzen;

dadurch können sie das hierarchische Geschlechterverhältnis bestätigen. 2. Phallisch-phantasmatische Aspekte: Der Mann steht und ist dadurch selbst der Phallus, solange der Penis aus organischen Gründen kein Phallus sein kann. 3. Regressive Aspekte: Das „*Stehpinkeln [ist] ein Regredieren auf kindliche Lusterlebnisse und Allmachtsphantasien*“ (ebd., S. 132).

10 Einen alternativen Vorschlag zeigt Kira, der bei seinem Entwurf für ein Sitzklosett die Beckenöffnung verlängert. Siehe Kira, Alexander: The Bathroom. New and revised edition, New York 1976, Abb. S. 127, S. 131, S. 134, S. 139, S. 153

11 Lupton und Miller weisen darauf hin, dass hier ein ungeklärter Konflikt besteht zwischen der Grundrissplanung, die als das wesentliche Ausdrucksmittel in der Architektur gilt ('art of architecture'), und den Anforderungen der Haus- und Fertigungstechnik ('making and operating of buildings').

vgl. Lupton, Ellen/ Miller, J.A.: The Bathroom, the Kitchen and the Aesthetics of Waste. A Process of Elimination. New York 1992, S. 8

12 Giedion, Sigfried: Die Herrschaft der Mechanisierung. Frankfurt a.M. 1987, S. 680

13 ebd., S. 679

vom Ort zum Artefakt zum Produkt

1. die Toilette als Ort

keine Anmerkungen

2. die Toilette wird zum Artefakt // S. 26 - 39

2.1. gebaute Toiletten

1 Hart-Davis, Adam: Thunder, Flush and Thomas Crapper. An Eycloopedia. London 1997, S. 74; und Wright, Lawrence: Clean and Decent, The Fascinating History of the Bathroom & the Water Closet and of sundry Habits, Fashions & Accessories of the Toilet principally in Great Britain, France & America. 4. Aufl., London 1963, S. 4

2 Palmer, Roy: Auch das WC hat seine Geschichte. München 1977, S. 11; und Hösel, Gottfried: Unser Abfall aller Zeiten, Eine Kulturgeschichte der Städtereinigung. München 1987, S. 6 f.; und Illi, Martin: Von der Schißgruob zur modernen Stadtentwässerung. Zürich 1987, S. 146 ff.

3 Illi, a.a.O., S. 150

4 Diese Bauweise war ab dem 13. Jh. u.a. in schweizerischen Bauernhäusern üblich. Vgl. Huwyler, Edwin: Die Bauernhäuser der Kantone Obwalden und Nidwalden. Basel 1993, S. 368. Zitiert in: Meyer, Werner: Sprachhaus und Scheißkübel. Bemerkungen zu mittelalterlichen Abtritten. In: Fundgruben. Hg. Historisches Museum Basel, Ausstellungskatalog, Basel 1996, S. 25

5 ebd., S. 26

6 Neudecker, a.a.O., S. 49

7 s.a. Fundgruben, a.a.O., S. 10, 11, 27, 39

8 Illi, a.a.O., S. 185

9 Braunfels, Wolfgang: Abendländische Klosterbaukunst. Frankfurt a.M. 1969, S. 124

10 Helen Rosenau: The Ideal City. Its architectural evolution (1959), London 1974, S. 51. Zitiert in: Krufft,

Hanno-Walter: Geschichte der Architekturtheorie. Von der Antike bis zur Gegenwart. 3. Aufl., München 1991, S. 59

11 Oettingen, Wolfgang von (Hg.): Antonio Averlino Filarete's Tractat über die Baukunst, nebst seinen Büchern von der Zeichenkunst und den Bauten der Medici. Wien 1890, S. 210 f.

12 ebd., S. 152

13 Der Entwurf entstand unter dem Eindruck der großen Pest von 1484/85 in Mailand, bei der etwa ein Drittel der Bevölkerung des Herzogtums starb.

14 „Die Straßen *m* liegen um 6 Ellen höher als die Straßen *ps*, und jede Straße soll 20 Ellen breit sein und von den Rändern bis zur Mitte ein Gefälle von einer halben Elle haben. In dieser Mitte sei im Abstand von je einer Elle ein Spalt, 1 Elle lang und 1 Finger breit, wo das Regenwasser in die Gruben ablaufen soll, die in derselben Ebene angelegt sind wie die unteren Straßen *ps*. ...

Durch die oberen Straßen dürfen weder Wagen noch ähnliche Fahrzeuge fahren, sondern sie sollen nur für die Vornehmen (*gentile uomini*) sein. Durch die unteren Straßen sollen die Wagen und andere Lasten für den Bedarf und die Versorgung des einfachen Volkes verkehren.

Ein Haus muß dem anderen die Rückseite zukehren, mit der tiefer liegenden Straße dazwischen, und durch die Eingänge *n* werden die Vorräte gebracht, wie Holz, Wein und dergleichen. Durch die unterirdischen Gänge muß man die Abtritte, Ställe und dergleichen übelriechende Stätten entleeren. Der Abstand von einem Bogengang zum anderen soll 300 Ellen betragen; d.h. jeder Gang erhält sein Licht durch Ritzen in den Straßen oben. An jedem Bogen muß eine Wendeltreppe sein, und zwar eine rund angelegte, weil in den Ecken der quadratischen oft ein Bedürfnis verrichtet wird. An der ersten Biegung sei eine Tür, die zu den Abtritten und öffentlichen Bedürfnisanstalten führt, und über die genannte Treppe gelangt man von der oberen Straße zur unteren. Die hoch liegenden Straßen beginnen außerhalb der Tore und erreichen an diesen Toren eine Höhe von 6 Ellen. Der genannte Platz soll in der Nähe des Meeres oder irgendeines größeren Flusses angelegt werden, damit der durch das Wasser abgeführte Unrat der Städte weggespült wird.“
Zit. nach: Lücke, Theodor: Leonardo da Vinci. Tagebücher und Aufzeichnungen, Berlin und Darmstadt 1952, S. 808 f. In: Kruff, a.a.O., S. 65 f.

15 Feldhaus, Franz Maria: Ka-Pi-Fu und andere verschämte Dinge. Berlin-Friedenau 1921, S. 102

16 vgl. Rodenstein, Marianne: „Mehr Licht, mehr Luft“, Gesundheitskonzepte im Städtebau seit 1750. Frankfurt a.M./ New York 1988, S. 26

17 Horan, Julie L.: Sitting Pretty. An Uninhibited History of the Toilet. London 1998, S. 53

Hart-Davis (a.a.O.) spricht von 264 Leibstühlen (S. 36).

18 Brief von Liselotte von der Pfalz an ihre Tante, die Kurfürstin von Hannover:

"Fontainebleau, den 9. Oktober 1694

Sie sind in der glücklichen Lage, scheißen gehen zu können, wann Sie wollen, scheißen sie also nach Belieben. Wir hier sind nicht in derselben Lage, hier bin ich verpflichtet, meinen Kackhaufen bis zum Abend aufzuheben; es gibt nämlich keinen Leibstuhl in den Häusern an der Waldseite. Ich habe das Pech, eines davon zu bewohnen und darum den Kummer, hinausgehen zu müssen, wenn ich scheißen will, das ärgert mich, weil ich bequem scheißen will, und ich scheiße nicht bequem, wenn sich mein Arsch nicht hinsetzen kann. Dazu wäre noch zu bemerken, daß uns jeder beim Scheißen sieht: Da laufen Männer, Frauen, Mädchen und Jungen vorbei, Pfarrer und Schweizergarde können einander zusehen; nun, kein Vergnügen ohne Mühe und wenn man überhaupt nicht scheißen müßte, dann fühlte ich mich in Fontainebleau wie ein Fisch im Wasser.

Es ist äußerst betrüblich, daß meine Freuden von Scheißhaufen behindert werden; ich wünschte, daß der, der das Scheißen erfunden hat, er und seine ganze Sippschaft, nur durch eine Tracht Prügel scheißen könnten! Wie war das am Dienstag? Man müßte leben können, ohne zu scheißen. Setzen Sie sich zu Tisch mit der besten Gesellschaft der Welt, wenn Sie scheißen müssen, dann müssen Sie scheißen gehen oder verrecken. Ach, die verdammte Scheißerei! Ich weiß nichts Ekligeres als Scheißen. Sie sehen eine hübsche Person, niedlich, reinlich, Sie rufen: ach wie reizend wäre das, wenn sie nicht schisse! Den Lastenträgern, Gardesoldaten, Sänftenträgern, dem Volk dieses Kalibers billige ich es zu. Aber: die Kaiser scheißen, die Kaiserinnen scheißen, die Könige scheißen, die Königinnen scheißen, der Pabst scheidt, die Kardinäle

scheißen, die Fürsten scheißen und die Erzbischöfe und Bischöfe scheißen, die Pfarrer und die Vikare scheißen. Geben Sie zu, die Welt ist voll von ekelhaften Leuten! Denn schließlich scheidt man in der Luft, man scheidt auf die Erde, man scheidt ins Meer, das Weltall ist angefüllt mit Scheißern und die Straßen von Fontainebleau mit Scheiße, vor allem mit Schweizerscheiße und die pflanzen Haufen - ebensogroße wie Sie, Madame. Wenn Sie glauben, einen hübschen kleinen Mund zu küssen, mit ganz weißen Zähnen - Sie küssen eine Scheißermühle: alle Köstlichkeiten, die Biscuits, die Pasteten, Torten, Füllungen, Schinken, Rebhühner und Fasanen usw. das Ganze existiert nur, um daraus gemahlene Scheiße zu machen ...“

Zitiert in: Pieper, Werner: Das Scheiss Buch, Entstehung, Nutzung, Entsorgung menschlicher Fäkalien.

Löhrbach 1987, S. 183 f.

2.2. mobile Klosetts – die Vielfalt der Varianten

1 Bidets wurden ab dem 18. Jhd. verwendet.

2 „Diese Mobilität aufzugeben aufzugeben hätte unter anderem bedeutet, der Wanne einen Raum dauernd zu opfern.“ (Lachmeyer und Gargerle: Inszeniertes Wohlbehagen – Funktion und Luxus des privaten Bades. In: Lachmeyer, Herbert/ Mattl-Wurm, Sylvia/ Gargerle, Christian: Das Bad, Eine Geschichte der Badekultur im 19. und 20. Jahrhundert. Salzburg/ Wien 1991, S. 58)

Dies galt auch für andere Hygieneeinrichtungen.

3 In London wurde ab dem 17. Jh. Wasser durch Rohrleitungen geführt. Diese Dienstleistung konnten allerdings nur sehr wohlhabende Haushalte in Anspruch nehmen. Erst ab Ende der 1870er Jahre wurden große Teile von London mit Wasser versorgt. Vgl. Muthesius, Stephan: „The Sanitary Revolution“ – Englische Badekultur als Vorbild im 19. Jahrhundert. In: Lachmeyer, Mattl-Wurm, Gargerle, a.a.O., S. 128

In Paris wurden ab 1781, nach der Errichtung einer Pumpe bei Chaillot, private Haushalte mit Wasser über Leitungen beliefert. Vgl: Les premières fois qui ont inventé Paris. Hg. Pavillon de l'Arsenal, les mini PA no. 27, Ausstellungskatalog, Paris 1999, S. 197

4 vgl. Elias, 1989, Bd. 1, S. 177

5 Die amerikanische Fa. 'Gayety's Medical Paper' stellte ab 1857 Toilettenpapier her. (Hart-Davis, a.a.O., S. 107) 1880 wurde in Großbritannien die 'British Patent Perforated Paper Company' gegründet. (Reyburn, Wallace: Flushed with Pride. The Story of Thomas Crapper. London 1998, S. 102)

6 Bei seinem spartanischen Entwurf für ein Kollektivhaus der Brigade Ernst May hat Schwagenscheidt neben den Toiletten immerhin ein Bücherbrett vorgesehen. (siehe Abb. 1.63)

7 Eines der ersten Truhenklosetts war im Besitz des engl. Königs Heinrich VIII., das jedoch nicht erhalten blieb. Lambton zeigt einen Leibstuhl in Form einer Truhe. Unter dem Deckel befindet sich eine samtbezogene Sitzfläche mit einer kreisrunden Öffnung, unter der das Sammelgefäß steht.

(vgl. Lambton, Lucinda: Temples of Convenience and Chambers of Delight. London 1995, S. 40)

Abbildungen von Klosett-Truhen aus dem 19. Jh.: siehe Lambton, 1995, S. 44 und S. 54; und Unno, Niimi, Lischka: History of European Toilets. Japan o.J., S. 52 und S. 72 und S. 78 f.

8 Giedion, a.a.O., S. 306 ff.

9 Havard: Dictionnaire de l'ameublement et de la décoration depuis de XIIIme siècle jusqu'à nos jours. Bd. 1, S. 929, zitiert in: Giedion, a.a.O., S. 343

10 Wright, a.a.O., S. 112 ff.

weitere Abbildungen u.a. in: Lachmeyer, Mattl-Wurm, Gargerle, a.a.O., S. 56, Abb. 38: ein Toilettemöbel von Sheraton, London von 1793; Lambton, 1995, S. 53: Gentleman's Wash-Stand, Biddick Hall, County Durham, 18. Jhd.; und ebd., S. 55 ff.: Mahogany Pot Cupboard, Belvoir Castle, Leistershire, ca. 1810;

2 Bedside Steps, Alnwick Castle

11 Feldhaus, a.a.O., S. 244

- 12 Amaranthes: Nutzbares, galantes und curioses Frauenzimmer-Lexicon. Leipzig 1715. Zitiert in: Kluge, Friedrich: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 20. Aufl., bearbeitet von Walther Mitzka, Berlin 1967, S. 780
- 13 Sperander (F. Gladow): A la Mode-Sprach der Teutschen Oder Compendieuses Hand-Lexicon. Nürnberg 1727. Zitiert in: Kluge, a.a.O., S. 780
- 14 Goethe 1765, Briefe 1, 8. Zitiert in: Kluge, a.a.O., S. 780
- 15 Muthesius, Hermann: Das englische Haus. 2. Aufl., Berlin 1908, Bd. 3, S. 59
- 16 Manfred Klauda, in: „Wat is?“, TV-Sendung von Jürgen von der Lippe, Okt. 1998
- 17 Muthesius, a.a.O., Bd. 3, S. 59
- 18 „Ein Nachttischchen gehört in England nicht mehr notwendigerweise zur englischen Schlafzimmereinrichtung. Es fehlt heute im Schlafzimmersatz und wird nur auf besonderen Wunsch angefertigt. Dies zeigt auf der einen Seite deutlich, daß die Sitte oder Unsitte des Lesens im Bett in England ziemlich unbekannt ist, auf der anderen Seite aber auch, daß die stets sich anschließenden Nebenräume Badezimmer und Abort ihre entlastende Wirkung auf das Schlafzimmer schon ausgeübt haben.“ Muthesius, a.a.O., Bd. 3, S. 225
- 19 „Il vaut mieux prévoir le W.C. à l'étage près de la salle de bains qu'au rez-de-chaussée; cela permet plus aisément la disparition des tables de nuit. Le prix de revient de la salle de bains est compensé par la diminution de surface des chambres à coucher, dont le resserrement est rendu possible par la suppression des tables de nuit et des lavabos.“ Victor Bourgeois: Le programme de l'habitation minimum. (1929) In: CIAM, Internationale Kongresse für Neues Bauen, Dokumente 1928 - 1939. Basel/ Boston/ Stuttgart 1979, S. 53
- 20 Abbildungen u.a. in: Unno, Niimi, Lischka, a.a.O., S. 73 - 77 und S. 122
- 21 HdA, 3. T., 5. Bd., 1883, S. 286 - 289
- 22 HdA, 3. T., 5. Bd., 2. Heft, 3. Aufl., 1908, S. 536
- 23 Heute sind Leibstühle vor allem noch in der Alten- und Krankenpflege üblich. Sie ersparen den BenutzerInnen den Weg zur Toilette und können nach Bedarf umgestellt werden. Außerdem sind die Sitzflächen höher als bei den herkömmlichen Sitz-WCs (d.h. das Aufstehen ist weniger anstrengend), und sie bieten hinten mit der Rückenlehne und seitlich mit den Armstütze zusätzlichen Halt.
- 24 vgl. Lambton, 1995, S. 129; und HdA, 3. T., 5. Bd., 2. Heft, 3. Aufl., 1908, S. 454, Fig. 650 u. 651
- 25 Klauda, Manfred: Geschichte und Geschichten vom Nachttopf. Zentrum für außergewöhnliche Museen, Erstes Nachttopf-Museum der Welt, Katalog, München [o.J.], S. 12
- 26 Abbildung: ebd., S. 5
- 27 s. Abb. 3 bei Meyer, in: Fundgruben, a.a.O., S. 28
- 28 In China hatten die Nachttöpfe immer Deckel. Auch die Exportwaren, die nach Europa ausgeführt wurden, wurden mit Deckeln geliefert.
- vgl. Manfred Klauda, in: „Wat is?“, TV-Sendung von Jürgen von der Lippe, Okt. 1998
- 29 Elias, 1989, Bd. 1, S. 174 - 194
- 30 ebd., S. 183
- 31 Noch 1900 hatte der Sprecher des britischen Unterhauses einen silbernen Nachttopf unter seinem Parlamentsstuhl. (vgl. Klauda, a.a.O., S. 16) Manfred Klauda geht davon aus, dass dieser Topf auch benutzt wurde. Durch das Traditionsbewußtsein der Briten könnte diese Einrichtung aber auch erhalten geblieben sein, weil sie 'schon immer' dagewesen ist. Interessant ist in diesem Zusammenhang jedenfalls, dass das Objekt in den Stuhl integriert war und sicherlich zu Beginn des 19. Jhs. noch bestimmungsgemäß benutzt wurde.
- 32 In der großen Sammlung von Klaudas 'Nachttopf-Museum' befinden sich für sämtliche Varianten zahlreiche Beispiele.
- 33 Abbildungen von Zeichnungen aus dem 16. Jh., die die Nachttöpfe unter den Betten darstellen: siehe Illi, a.a.O., S. 198

3. die Toilette als Produkt // S. 40 - 52

- 1 Auf diesen Zusammenhang weist u.a. Giedion hin, der am Beispiel des Türschlosses die Veränderungen während des Übergangs von der handwerklichen zur mechanischen Produktion beschreibt.
- vgl. Giedion, a.a.O., S. 22 und S. 74 ff.
- 2 vgl. Vigarello, Georges: Wasser und Seife, Puder und Parfüm. Geschichte der Körperhygiene seit dem Mittelalter. Frankfurt a.M./ New York 1988, S. 200 f.
- 3 Marx-Engels-Werke, Berlin [DDR] 1976, Bd. 2, S. 225-650
- Engels schreibt 1892 im Vorwort zur deutschen Ausgabe, die beinahe 50 Jahre nach der Erstpublikation der „Lage der arbeitenden Klasse in England“ erscheint, dass die beschriebenen Zustände größtenteils der Vergangenheit angehören. Die Kanalisation war mittlerweile eingeführt oder verbessert worden und die dichte Bebauung durch neue breite Straßenzüge aufgelöst worden. s. ebd., S. 640
- 4 ebd., S. 259
- 5 ebd., S. 262
- 6 Allein in Preußen starben zwischen 1831 und 1873 mehr als 370.000 Menschen an Cholera.
- vgl. Hösel, a.a.O., S. 166
- 7 Wilderotter, Hans (Hg.): Das große Sterben. Seuchen machen Geschichte. Deutsches Hygiene-Museum Dresden, Ausstellungskatalog, Berlin 1995, S. 219
- 8 ebd., S. 220
- 9 ebd., S. 207 ff.
- 10 Horan, a.a.O., S. 78
- 11 Corbin beschreibt diese Ätiologie ausführlich.
- Corbin, Alain: Pesthauch und Blütenduft. Eine Geschichte des Geruchs. (frz. Orig.-Ausg.: Le Miasme et la Jonquille. L'odorat et l'imaginaire social XVIIIe-XIXe siècle.) Frankfurt a.M. 1988
- 12 Das Prinzip der kommunizierenden Röhren wurde bereits 230 v.Chr. von dem byzantinischen Physiker Philon beschrieben. Doch das Geheimnis einer Erfindung ist nicht unbedingt ihre Neuheit, sondern oft 'nur' die neuartige Anwendung eines bekannten Prinzips.
- 13 vgl. Feldhaus, a.a.O., S. 259
- Beide konnten aus ihren Erfindungen keinen ökonomischen Nutzen ziehen, weil die Toilette Teil eines ganzen Systems ist, das für die effiziente Beseitigung von Fäkalien benötigt wird. Cumming war ein halbes Jahrhundert zu früh mit seiner Erfindung und Madame Benoist lebte im 'falschen' Land, denn schon zu ihrer Zeit wurden Toiletteneinrichtungen in Frankreich als „lieux à l'anglaise“ bezeichnet, d.h. Toiletten wurden nicht in Frankreich produziert, sondern sie waren Importartikel aus England.
- 14 HdA, 3. T., 5. Bd., 2. Heft, 3. Aufl., 1908, S. 242 f.
- 15 Reyburn, a.a.O., S. 12
- 16 Ein frühes Beispiel für den Technologietransfer im Bereich der Sanitärtechnik ist auch das WC in einem Mahogany-Container, das sich Victoria I. 1862 in England anfertigen ließ. Die Kompaktoilette wurde nach Coburg transportiert und im Schloss Ehrenburg, dem Elternhaus von Prinz Albert, installiert. Vermutlich war dies das erste Wasserklosett auf dem Kontinent.
- 17 Amtlicher Bericht über die Industrie-Ausstellung aller Völker zu London im Jahre 1851, von der Berichterstattungs-Kommission der Deutschen Zollvereins-Regierungen, Berlin, 1852: Bd.1 und 2, 1853: Bd.3 (hier: 1852, S. 130 f.), zitiert in: Kretschmer, Winfried: Geschichte der Weltausstellungen. Frankfurt a.M./ New York 1999, S. 33 f.
- 18 Hart-Davis, a.a.O., S. 115; Horan, a.a.O., S. 88 und S. 138
- „He [George Jennings] had introduced his ideas at the Great Exhibition of 1851, with his „Monkey closets“ (forerunners of the „wash-out“) in the 'retiring rooms' of both at Hyde Park and later at Sydenham [der gesamte Kristallpalast im Hyde Park wurde abgebaut und in Sydenham wieder aufgebaut]. This was against the strongest objections, with him being told that the visitors were not coming to the Exhibition merely to wash. He was later awarded a gold medal for his much needed work and by the 1890s – progress in the field was slow – Jennings and his followers had improved the public thorough fares all over

England: thirty-six towns and 'many others' are listed in his catalogue of 1895 as having been improved by public conveniences. He had also supplied them to thirty railway companies in England, one in America, and to others in Buenos Aires, Cape Town and Mexico. The streets of Paris, Berlin and Florence were provided with Jennings public urinals, as were those in Madrid, Frankfurt, Soulina, Hong Kong and Sydney, New South Wales." Lambton, 1978, S. 10

19 Nach Hart-Davis Beschreibung war die Benutzung des Pissoirs ebenfalls gebührenpflichtig.

s. Hart-Davis, a.a.O., S. 115

20 Kretschmer, a.a.O., S. 76

21 HdA, 3. T., 5. Bd., 1883, S. 201 ff.

22 ebd., S. 201

23 ebd., S. 224

24 HdA, 3. T., 5. Bd., 2. Heft, 3. Aufl., 1908, S. 420

25 ebd., S. 456

26 Hart-Davis, a.a.O., S. 67

27 Lein, Peter: Vom Wasserhahn zur elektronisch gesteuerten Armatur. In: Die Vergessenen Tempel. Zur Geschichte der Sanitärtechnik. Festschrift, Marburg 1988, S. 27

28 Palmer, a.a.O., S. 72

29 Die Bezeichnung „pedestal“ verwendete man auch für Nachtschränken und die Unterbauten von Geschirrschränken. (vgl. Abschnitt 2.2. in diesem Kapitel)

30 Palmer, a.a.O., S. 59

31 vgl. HdA, 3. T., 5. Bd., 2. Heft, 3. Aufl., 1908, S. 435

32 ebd., Fig. 572

33 ebd., S. 438

34 vgl. ebd., Fig. 636 - 651

35 Edelstahl wird im Krankenhaus bevorzugt verwendet, da Wassertropfen und andere Rückstände auf dieser Art von Oberflächen sofort sichtbar werden.

36 Muthesius, a.a.O., Bd. 2, S. 227

4. alternative Entwürfe nach der Standardisierung der Toilette // S. 53 - 62

1 Pierre Jeanneret arbeitete in Le Corbusiers Atelier von 1922 bis 1941 als Partner; Charlotte Perriand war von 1927 bis 1937 ihre ständige Mitarbeiterin.

2 Charlotte Perriand zeigte eigene Möbelentwürfe und eine Flüchtlingsunterkunft aus Aluminium (Le refuge bivouac, in Zusammenarbeit mit Aluminium français), die in einem gemeinsamen Projekt mit Pierre Jeanneret und André Tournon entstanden war.

3 Perriand, Charlotte: Un art de vivre. Hg. Musée des Arts Decoratifs, Ausstellungskatalog, Paris 1985, S. 29

4 Zu den in diesem Zusammenhang relevanten Projekten nach 1937 gehören:

1. >> Maison de l'étudiant à Paris, u.a. Gestaltung des Badezimmers. Eines dieser "ensemble sanitaire douche-bains" stellte Perriand 1952 im Pariser Salon des arts ménagers in der Sektion Formes utiles aus. In diesem Badezimmer befindet sich die Kombination einer Badewanne mit einem Duschbereich, der sowohl zum europäischen Duschen im Stehen als auch zur hockenden Reinigung, wie sie u.a. in Japan üblich ist, verwendet werden kann. Vgl. Perriand, 1985, S. 46 f.

2. >> Gestaltung von Sanitärkeramik: wandhängendes W.C. und Bidet (in Zusammenarbeit mit Jean Borot, 1952), vgl. Perriand, 1985, S. 47 und l'architecture d'aujourd'hui, Feb. 1996, Nr. 303, S. 108

3. >> Salle de bains prêt-fabriquée aus Polyester, für die Hotelanlage Arc 1800, 1975

vgl. Perriand, Charlotte: Une vie de création. Paris 1998, Abb. 67 und l'architecture d'aujourd'hui, Feb. 1996, Nr. 303, S. 107

4. >> Außerdem wurde ein Artikel von Perriand zum Thema Badekultur veröffentlicht: Charlotte Perriand: hygiène. In: Techniques et Architecture Nr. 9-10, 1950, Sonderteil l'art d'habiter, S. 47 - 52

5 Im Prototyp des vorgefertigten Badezimmers von Buckminster Fuller von 1938 befindet sich die Toilette unter einer ebenen Sitzfläche, auf der eine gewöhnliche Sitzbrille mit Deckel installiert wurde. Wie bei den ersten water-closets ist also die eigentliche Toilette in einem Kasten versteckt und nur die Öffnung mitsamt ihrer Abdeckung deutet auf die Verwendung dieses Kabinenteils hin.

Eine weitere, bekannte vorgefertigte Sanitär-Kompakteinheit stammt von Jean Prouvé, der 1955 von Abbé Pierre gebeten wurde, Musterhäuser für arme Familien zu entwerfen. Einige dieser „maisons de l'abbé Pierre“ wurden auch gebaut. Bad und Küche waren eine gemeinsame Kompakteinheit, die während des Hausbaus komplett installiert werden konnte. Die Toilette wie auch die anderen Sanitärinstallationen waren handelsübliche Produkte, die Prouvé in die Kompakteinheit integrierte.

Andere Sanitäreinheiten, die in den 1960er und 1970er Jahren entstanden, hatten stets eine Toilette, die dem standardisierten Typ des Sitz-WCs entsprach. Beispiele hierfür sind u.a. das Wohnkapsel-Projekt von Warren Chalk (Archigram, 1964), das Wohnhaus aus Kunststoff von Dieter Schmid (Biberach, 1966), das Visiona-Projekt für die Fa. Bayer (1969) sowie die Total Furnishing Unit (1972) von Joe Colombo und die Wohneinheiten des Nagakin Capsule Towers von Kisho Kurakawa (1972).

6 „De plus le bidet 4 peut prendre les deux positions représentées respectivement en traits pleins et en traits interrompus sur la fig.2, ce qui permet, après usage, d'évacuer suivant ... l'eau de ce bidet. Cette eau tombe en majeure partie sur un dos d'âne 13, qui est ménagé dans le fond 6 et qui dirige latide eau vers l'orifice d'évacuation 14 ménagé dans ce fond 6.

Une partie de l'eau du bidet tombe d'autre part dans la cuvette 5 du water-closet 5 grâce à un orifice 15 ménagé dans la cuvette du bidet 4; cet orifice 15 forme d'ailleurs orifice de trop-plein.“

aus: Brevet d'invention n° 825.279, angemeldet am 6. Aug. 1937

Die beschriebene Funktionsweise ist sehr umständlich und würde den heutigen Hygienevorstellungen nicht mehr entsprechen. Außerdem bleibt unklar, warum das Bidetbecken nicht abnehmbar ist, um es auf diese Weise leeren und reinigen zu können.

7 In einer Monographie über Jean Prouvé ist die „cabine sanitaire pour Le Corbusier et Jeanneret“ als eine Arbeit Prouvés für die Exposition internationale von 1937 verzeichnet. vgl. Coley, Catherine: Jean Prouvé. Hg. Collections du Musée national d'art moderne - Centre de creation industrielle. Paris 1993, S. 66

8 Die gleiche Türform verwendete Prouvé später für eigene Möbelentwürfe.

9 Bei einem Entwurfsprojekt der Produktentwicklung Roericht in Ulm, das 1993 im Auftrag der japanischen Firma Toto stattfand, wurde ebenfalls mit dem Neigungswinkel der Toiletten-Sitzfläche experimentiert.

Dabei wurde offensichtlich, dass die Sitzfläche umso stärker nach hinten geneigt sein muss, je tiefer sie im Verhältnis zur Standfläche ist, weil nur so die Oberschenkel auf der Sitzfläche aufliegen können. Wenn die Sitzfläche nur horizontal (eben) abgesenkt wird, dann liegen das Becken und der empfindliche Bereich um die Oberschenkelgelenke im spitzen Winkel auf.

10 Die Verbindung von Hock-WC und Dusche hat in Frankreich Tradition. In vielen Pariser Mietshäusern waren diese Kombinationen eingebaut.

Noch zu Beginn des 20. Jhs. entwarf Tony Garnier für die Bäder der Wohnhäuser in der nie realisierten Cité Industrielle eine Verbindung von Duschfläche und Toilette.

11 vgl. Fuente, Guillermo Jullian de la & Eardley, Anthony: 35 rue de Sèvres, Disegni inediti di Le Corbusier. University of Kentucky, Lexington, USA 1975. Zit. in: Rüegg, Arthur: Le charme discret des objets indiscrets. Bemerkungen zu den offenen Badezimmern von Le Corbusier. In: archithese I-85, S. 45 (Bei Fuente und Eardley sind die beiden Zeichnungen auf 1960 datiert, bei Rüegg auf 1950.)

12 "Chez Varma// expérience LC// A banquette 27 de long 7 haut// B hauteur favorable = 31 cm// on n'emploie pas le couvre siège// bord horizontal// on est assis directement sur la faïence = accroupi = effectif// Pour personnes âgées il faudrait poignées pendantes pour se lever" Notizen zu Zeichnung Nr. 267 in: Skizzenbuch Nr. 56, janvier 1959 New Delhi, 31 mars 59 Chandigarh. Le Corbusier Sketchbooks, Vol. 4

- 13 Zeichnung Nr. 287, datiert auf Februar 1959, in: Skizzenbuch Nr. 56. Le Corbusier Sketchbooks, Vol. 4
 14 Zeichnung Nr. 346, undatiert, in: Skizzenbuch Nr. 57, Chandigarh 2. April 1959. Le Corbusier Sketchbooks, Vol. 4. (Arthur Rüegg weist in seinem Artikel in der Archithese I-85 auf diese Zeichnung hin. Die Zeichnung wurde von ihm falsch datiert – sie stammt nicht von 1953, wie im Artikel erwähnt.)
 15 Boesiger, Willy (Hg.): Le Corbusier. 7. unveränderte Neuaufl., Basel/ Boston/ Berlin 1998, S. 200
 16 domus Nr. 408, November 1963, S. 17 - 20
 17 Bei Kira ist ebenfalls die Zeichnung der Pozzi-Toilette mit den seitlichen runden Fußstützen abgebildet, die im Wesentlichen der Zeichnung in Abb. 1.36 gleicht. (s. Kira, 1976, S. 129)
 18 Auch mit der Farbgestaltung, die im folgenden Text nicht mehr berücksichtigt wird, zeigte sich ebenfalls der Wunsch, etwas Neuartiges zu zeigen, denn nur insgesamt vier Modelle der ersten zehn Presiträger waren vollständig in reinem oder gebrochenem Weiß gehalten. Bei allen anderen Entwürfe wurde mindestens ein Farbton verwendet.
 19 Die Studie ging nie über die Prototypenphase hinaus.

Grundrissplanung: die Positionierung der Toilette im Wohnbereich // S. 63 - 76

- 1 Gleichmann, Peter: Zur Verhäuslichung körperlicher Verrichtungen. In: Gleichmann/ Goudsblom/ Korte: Materialien zu Norbert Elias' Zivilisationstheorie, 2. Aufl., Frankfurt a.M. 1982, S. 255
 2 Die Einführung von Klosetts war nicht direkt an die Zeitschiene für die Einführung von Wasserversorgungssystemen gebunden, da die ersten Toiletten nicht notwendigerweise mit Wasser gespült wurden.
 3 Gleichmann, 1982, S. 261
 4 Lachmayer, Mattl-Wurm, Gargerle, a.a.O., S. 59
 5 Die Reihung von Klosetts ohne weitere Abtrennung ist ein altes Planungsprinzip. Die öffentlichen Latrinen des kaiserzeitlichen Roms bestanden aus einem einzigen Raum, in dem längs der Wand Sitzreihen ohne Abtrennungen angebracht waren. (vgl. Neudecker) In mittelalterlichen Klöstern und Burgen waren Anlagen mit und ohne Abtrennungen zwischen den Sitzen üblich. (siehe Illi, a.a.O. S. 184 - 188; HdA, 3. Teil, 5. Bd., 2. Heft, 3. Aufl., 1908; Wright, a.a.O., S. 47).
 In der umfangreichen Dokumentation zum Berliner Mietshaus von Jonas Geist und Klaus Kürvers finden sich entsprechende Beispiele aus dem 19. Jh.. Eine polizeiliche Beschreibung vom April 1828 zu den Toilettenanlagen der dokumentierten Gebäude vor dem Hamburger Tor, die zum ersten Typ der Berliner Mietkasernen gehören, lautet: „Für alle Bewohner der sämtlichen Häuser ist nur ein in der Mitte des Gehöftes gelegenes Abtrittsgebäude vorhanden, dessen Abteilungen
 a) mit 8 Sitzen für Weiber
 b) mit 15 Sitzen für Kinder weiblichen Geschlechts
 c) mit 12 Sitzen für Männer
 d) mit 13 Sitzen für Kinder männlichen Geschlechts bestimmt sind. ...
 Jede Abteilung hat nur einen Zugang, und die einzelnen Sitze sind durch Querlatten (statt der Brillen) voneinander geschieden.“ (zit. in: Geist, Johann Friedrich/ Kürvers, Klaus: Das Berliner Mietshaus 1740- 1862. Eine dokumentarische Geschichte der „von Wülcknitz Familienhäuser“ vor dem Hamburger Tor, der Proletarisierung des Berliner Nordens und der Stadt im Übergang von der Residenz zur Metropole. München 1980, S. 98)
 Im zweiten Band der Dokumentation über das Berliner Mietshaus zwischen 1862 und 1945 sind Planzeichnungen von Meyer's-Hof abgebildet, aus denen hervorgeht, dass die Klosetts nur durch seitliche Wände abgetrennt waren und die so entstandenen Kabinen nicht durch Türen geschlossen werden konnten. (vgl. Geist, Johann Friedrich/ Kürvers, Klaus: Das Berliner Mietshaus 1862 - 1945. Eine dokumentarische

- Geschichte von „Meyer's Hof“ in der Ackerstraße 132 - 133, der Entstehung der Berliner Mietshausquartiere und der Reichshauptstadt zwischen Gründung und Untergang. München 1984, S. 140 f.)
 Für Massenaborte an Arbeitsstätten und in Schulen oder Kasernen waren bis zu Beginn des 20. Jhs. noch Reihenaborte üblich. Im Handbuch der Architektur (3. T., 5. Bd., 2. Heft., 3. Aufl., 1908) werden verschiedene Massenaborte, darunter einige amerikanische Fabrikate, dargestellt (s.S. 537 ff.).
 6 Laporte beschreibt die zahlreichen staatlichen Versuche in Frankreich ab dem 16. Jh., in die häusliche Organisation von Abfällen regulierend einzugreifen. Dabei setzte die Auseinandersetzung bereits bei der Definition an, was eigentlich Abfall sei. Die Widerstände der Bevölkerung gegen die verschiedenen Erlässe schwankten zwischen Nichtbeachtung und heftigen Protesten. (vgl. Laporte, Dominique: Eine gelehrte Geschichte der Scheiße. Frankfurt a.M. 1991)
 Bei Hösel finden sich weitere zahlreiche Beispiele, welche Regelungen in unterschiedlichen Ländern und Zeiten versucht wurden. (vgl. Hösel, Gottfried: Unser Abfall aller Zeiten, Eine Kulturgeschichte der Städtereinigung. München 1987)
 7 Veröffentlichung des Statistischen Amtes der Stadt Berlin von 1904 für die im Jahr 1900 erfassten Wohnbauten. Zit. in: Berlin und seine Bauten. Teil 4: Wohnungsbau, Bd. A: Die Voraussetzungen. Die Entwicklung der Wohngebiete. Hg. Architekten- und Ingenieurverein zu Berlin, Berlin/ München/ Düsseldorf 1970, S. 25
 8 vgl. Illi, a.a.O., S. 32 f.
 9 Im Unterschied zum amerikanischen Kompaktbad hatte das englische Badezimmer keinen festgelegten Grundriss. vgl. Giedion, a.a.O., S. 739 ff.
 10 Toiletten wurden den verschiedenen Schlafräumen zugeordnet, oft wurde auch die althergebrachte Verbindung zur Küche beibehalten. Für die Bediensteten war häufig eine eigene Toilette in der Nähe ihrer Zimmer vorhanden.
 In großen Landhäusern wurden zusätzliche Toiletten z.B. in der Nähe des Billardzimmers eingerichtet. Der Billardraum war ein zentraler Wohnraum, in dem man sich bei schlechtem Wetter die Zeit im Haus vertreiben konnte. Da sich hier auch Gäste aufhielten, sollte mit der zusätzlichen Toilette verhindert werden, dass diese die Wohnbereiche der Gastgeber aufsuchen mussten.
 11 „Mit dem kleinen Ablegeraum am Eingang ist immer ein für unsre Anschauung sehr weitgehend ausgestatteter Waschraum verbunden (...). An diesen schließt sich ein Abort an. Der hier gelegene Abort ist im mittleren Hause wohl der einzige im Erdgeschoß, im größeren tritt noch ein anderer, z.B. beim Billardzimmer oder der Bibliothek auf. Der Hauptabort im ersten Stockwerke wird im allgemeinen als für den weiblichen Teil der Hausmitglieder und Besuchern vorbehalten betrachtet.“ Muthesius, a.a.O., Bd. 2, S. 60
 12 ebd., S. 56
 13 Obwohl das eheliche Schlafzimmer im heutigen Sprachgebrauch als master bedroom bezeichnet wird, gehörte dieser Teil des englischen Hauses zum Wohnbereich der Frau, in dem der Mann im Grunde nur Gast war. (Muthesius, a.a.O., Bd. 2, S. 56) Dies könnte neben der generellen Beauftragung der Frau mit der häuslichen Hygiene ein weiterer Grund sein, dass auch das Badezimmer als 'weiblich' assoziiert wird.
 Die Verbindung des Familienbads mit dem Schlafzimmer hatte zur Folge, dass die Kinder oft noch mobile Sanitärgegenstände wie Waschschüsseln oder kleine Badewannen verwendeten. (vgl. Muthesius, a.a.O., Bd. 3, S. 232)
 14 Muthesius, a.a.O., Bd. 2, S. 56
 15 Bidets dienen der Reinigung des Intimbereichs, wo sich auch After und Harnleiteröffnung befinden. Deshalb bildet das Bidet in diesem Zusammenhang eine Einheit mit Toilette und Urinal, obwohl es der Körperreinigung und nicht der Aufnahme von Exkrementen dient.
 16 In Europa werden Bidets heutzutage nur noch in südlichen Ländern wie Spanien, Italien oder Frankreich verwendet. Bei Neubauten mit kleinen Bädern sind Bidets allerdings die Sanitärinstallationen, die aus ökonomischen Gründen zuerst eingespart werden.
 17 „In der Entwicklung des Badezimmers ist England allen Ländern des Festlandes vorausgeschritten. Das Badezimmer war hier schon zu einer Zeit eine Selbstverständlichkeit, in der es im deutschen Hause noch

zu den Ausnahmen gehörte. Heute wird es dort auch in der kleinsten Wohnung angelegt, es wird sogar in allen neuen Arbeiterwohnungen, die nur aus ein paar Zimmern bestehen, als ein nicht mehr zu vermissender Wohnungsbestandteil betrachtet.“ Muthesius, a.a.O., Bd. 3, S. 235

18 siehe Anm. 7 in diesem Kapitelteil

19 Es fehlte allerdings der Hinweis, daß die Toilette sich innerhalb der Wohnung befinden muss.

s. Berlin und seine Bauten, 1970, Teil 4, Bd. A, S. 62

20 Giedion, a.a.O., S. 746 ff.

21 Loos, Adolf: Ins Leere gesprochen 1897 – 1900. Innsbruck 1932, S. 76

22 Giedion, a.a.O., S. 746

23 ebd., S. 752

24 ebd., S. 746

25 ebd., S. 747

26 ebd., S. 753

27 Neues Bauen – Neues Gestalten. Das Neue Frankfurt/ die neue Stadt. Eine Zeitschrift zwischen 1926 und 1933. Ausgewählt und eingeleitet von Heinz Hirdina, Hg. Amt für industrielle Formgestaltung, Dresden/ Berlin [BRD]: VEB Verl. der Kunst/ Elefant Press, 1984, S. 200

Das Bad wurde von der Frankfurter Firma Bamberger, Leroi & Co. (BELCO) unter dem Namen BELCO-CAMERA-BAD vertrieben. Die Sitzbadewanne CELLA war ebenfalls ein normiertes Bauteil für die Frankfurter Siedlung.

28 Schwagenscheidt, Walter: Zum 70. Geburtstag von Ernst May. In: baukunst und werkform, 9. Heft, 1957, Jahrgang IX, S. 477

29 ebd., S. 479

30 Denkschrift des Stuttgarter Oberbürgermeisters Dr. Karl Lautenschlager und Geheimrat Dr. Peter Bruckmann, 27. Juni 1925, zit. in: Kirsch, Karin: Die Weissenhofsiedlung. Werkbund-Ausstellung „Die Wohnung“ – Stuttgart 1927. Stuttgart 1987, S. 20

31 Im Unterschied dazu befanden sich die Toiletten in der von Walter Gropius geplanten Siedlung Dessau-Törten, die zwischen 1926 und 1928 entstand und weniger Ausstellungszwecken diente, sondern für Familien mit niedrigem Einkommen gebaut wurde, in einem gartenseitigen Anbau an den Wohnhäusern. Diese Toiletten waren nicht an die Kanalisation angeschlossen.

32 Die Nummerierung der Häuser entspricht der von Karin Kirsch in ihrem Standardwerk „Die Weissenhofsiedlung“ verwendeten.

Nur in den Bädern der Häuser von Le Corbusier und Pierre Jeanneret waren ebenfalls Bidets installiert worden.

33 siehe: CIAM, Internationale Kongresse für Neues Bauen, Congrès Internationaux d'Architecture Moderne, Dokumente 1928-1939. Basel/ Boston/ Stuttgart 1979, S. 16 ff.

Das Programm sollte als Diskussionsgrundlage für das Treffen in Sarraz dienen und wurde im Wesentlichen von Le Corbusier verfasst. vgl. ebd., S. 14

34 Victor Bourgeois: Le programme de l'habitation minimum. In: ebd., S. 53

35 ebd.

36 vgl. Faller, Peter: Der Wohngrundriss. Entwicklungslinien 1920 - 1990, Schlüsselprojekte, Funktionsstudien. Stuttgart 1996, S. 225 f.

37 Mahler, Dr. Karl: Aufgaben und Gliederung der Interbau 57. In: Interbau Berlin 1957. Amtlicher Katalog der Internationalen Bauausstellung Berlin 1957. (Red.) Ewald Weitz; Jürgen Friedenber, Berlin 1957, S. 33

38 ebd., S. 276

39 Berlin und seine Bauten, 1970, T. 4, Bd. A, S. 31

40 Die Entscheidung für eines der beiden Prinzipien hing offenbar nicht mit der Wohnungsgröße zusammen, denn die Bäderplanung in den Wohnungen der einzelnen Häuser war jeweils identisch. Die Grundrisse der Sanitärräume waren demnach von den Planungsgrundsätzen der jeweiligen Planer abhängig.

41 Interbau Berlin 1957, a.a.O., S. 276 f.

42 Berlin und seine Bauten, 1970, T. 4, Bd. A, S. 62

43 Im Grundrissatlas Wohnungsbau (Schneider, 1997) sind nur bei sechs der insgesamt 141 Bauten, die zwischen 1970 und 2000 entstanden, separate Toilettenräume mit Fenster geplant worden. Bei den anderen Häusern sind die Klosetts meistens im Badezimmer installiert. Bad und Toilette bilden oft den Wohnungskern und sind deshalb ohne natürliche Beleuchtung oder Ausblick. Bei den wenigen Toiletten, die in einem eigenem Raum untergebracht wurden, ist dieser klein, innenliegend und ohne Fenster.

44 Die amerikanische Bezeichnung "fixtures" wird nicht nur für alle Arten von Sanitärinstallationen verwendet, sondern auch für die zugehörigen Rohrleitungen und Verbindungsstücke. Die Sanitärobjekte werden also nicht nur als unbeweglich bezeichnet, weil sie an Wand oder Boden befestigt werden, sondern auch weil sie an feste Versorgungssysteme angeschlossen sind.

45 vgl. Abb. in: Badewonnen. Gestern, Heute, Morgen. Köln 1993, S. 146, S. 153, S. 155, S. 157, S. 162

46 Vor allem im privaten Bereich ist es einfach, das Klosettbecken sauber und geruchlos zu halten, wenn alle Zu- und Ableitungen funktionieren. Der Ekel vor Toiletten bezieht sich eigentlich auf die Körperausscheidungen, die von ihnen aufgenommen werden.

Le Corbusier - ein Beispiel aus der modernen Architektur // S. 77 - 83

1 „Das >Rückgrat< der Einrichtung wurde durch die normierten Casier standards gebildet, welche alle bisherigen Kommoden, Anrichten etc. ersetzten. Diese Kastenelemente stellen das erste befriedigende Ergebnis einer Studie dar, die auch in den folgenden [Ausstellungs-] Beiträgen fortgesetzt wurde.“ Rüegg, Arthur: Vom Interieur zum Equipement. Ausstellungsbeiträge von Le Corbusier 1925 – 1935. In: archithese I-83, S. 10

s.a.: ders.: Der Pavillon de l'Esprit Nouveau als Musée imaginaire. In: L'Esprit Nouveau, Le Corbusier und die Industrie 1920 - 1925. Hg. Stanislaus von Moos, Museum für Gestaltung Zürich, Ausstellungskatalog, Berlin 1987, S. 134 - 143

2 Die Betten waren ein Entwurf des Schweizer Architekten Alfred Roth, der die Bauarbeiten im Auftrag von Le Corbusier und Pierre Jeanneret vor Ort betreute. vgl.: Die Zwanziger Jahre des Deutschen Werkbunds. Hg. Deutscher Werkbund und Werkbund-Archiv, Giessen (a.d.Lahn) 1982, S. 266 f.

3 Neben den Raumteilern (Schränke) und Tischgestellen handelt es sich dabei um insgesamt vier Sitzmöbel: die Liege *chaise longue*, der Drehstuhl *siège tournant*, der Sessel mit beweglicher Rückenlehne *fauteuil à dossier basculant* und der Clubstuhl *fauteuil grand confort*. Die Urheberschaft der Entwürfe wird heute Charlotte Perriand, Le Corbusier und Pierre Jeanneret zugeschrieben.

4 Loos plädierte ebenfalls für die Verwendung von weißen Badinstallationen und schwärmte z.B. über „vorzügliche, ganz glatte und daher elegante amerikanische Kopfdouchen“. Loos, a.a.O., S. 79

5 In „L'art décoratif d'aujourd'hui“ (Esprit Nouveau Nr. 24, 1924) bezeichnet Le Corbusier den veränderten 'Voltaire'-Stuhl als eine Sitzmaschine.

6 In „Besoins types. Meubles types“ (Esprit Nouveau 23, Mai 1924) argumentiert Le Corbusier, dass Typen-Objekte Körperextensionen seien und aufgrund der prinzipiellen Gleichförmigkeit der menschlichen Körper ebenfalls gleichförmig sein müssten – im Unterschied zu *objets d'art*, die wiederum individuellen Bedürfnissen und Vorstellungen entsprächen. Obwohl Le Corbusier sich in seinen Schriften stets für die Industrialisierung der Künste im Allgemeinen und der Architektur im Besonderen aussprach, tragen seine realisierten Entwürfe trotzdem eine sehr individuelle künstlerische Handschrift.

7 zitiert in: Rüegg, Arthur: Le charme discret des objets indiscrets. Bemerkungen zu den offenen Badezimmern von Le Corbusier. In: archithese I-85, S. 45

8 In der halbhohe Mauer ist eine Laufschiene eingelassen, in der das Bett direkt an die Wand geschoben werden kann. Dadurch steht bei Bedarf mehr Bodenfläche zur Verfügung.

9 vgl. Rüegg, 1985

10 Giedion, a.a.O., S. 741

11 Nach Aussage von Arthur Rüegg arrangierte Le Corbusier das Bidet in seinem Schlafzimmer wie ein Ausstellungsstück. Tatsächlich ergibt sich in der ursprünglichen Möblierung ein reizvoll-provokantes Ensemble aus dem Bidet als *objet type*, einem Ölbild von Fernand Léger und einigen kunsthandwerklichen Objekten, die auf dem halbhohen Wandschrank standen.

12 Mit der Fa. Innovation, die außer Schrankkoffern auch Einbauschränke herstellte, hatte Le Corbusier im September 1923 einen Vertrag für eine Inseratsreihe in zwölf Nummern des *Esprit Nouveau* abgeschlossen. (*L'Esprit Nouveau*, Le Corbusier und die Industrie 1920 - 1925, a.a.O., S. 270) Außerdem wurden die Produkte in der Zeitschrift lobend erwähnt.

Dass jedoch ausgerechnet einer dieser Schrankkoffer neben den eigenen *Casiers standards* plazierte wurde, erscheint seltsam.

Übrigens wurden nicht nur innerhalb des Pavillons 'Schamwände' hochgezogen. Die Leitung der Internationalen Kunstgewerbeausstellung verbarg den Pavillon anfangs hinter einem 6 m hohen Zaun, der erst nach den Interventionen des Kulturministers de Monzie beseitigt wurde.

13 Der Pavillon wurde 1977 in Bologna rekonstruiert. Dort ist das Bidet unverdeckt ausgestellt.

14 Tournikiotis, Panajotis: Adolf Loos. New York 1994. Zitiert in: N. Lahiji und D.S. Friedman: *At the Sink. Architecture in Abjection*. In: *Plumbing. Sounding modern architecture*. Hg. Lahiji, Nadir und Friedman, Daniel S., New York 1997, S. 40

In diesem Artikel wird ebenfalls die Analogie zu Weihwasserbecken und Reinigungssymbolik aufgebaut.

15 „Jemandem Wasser über die Hände zu gießen, ist ... Zeichen aufmerksamer Gastfreundschaft: >Sie geben [ihm] das Wasser auf die Hände und das Handtuch zum Abtrocknen; dann bringen sie ihm zu essen<...“ Zitat aus dem 12. Jh., in: Vigarello, Georges: *Wasser und Seife, Puder und Parfüm. Geschichte der Körperhygiene seit dem Mittelalter*. Frankfurt a.M./ New York 1988, S. 60

16 Bei der Arbeit an der VDI-Richtlinie 6000 zu Blatt 1 „*Ausstattung von und mit Sanitärräumen, Wohnungen*“ (Weißdruck 1999) wurde nach kontroversen Diskussionen keine Empfehlung für separate Waschbecken in Schlaf- oder Kinderzimmern gegeben. Das letztendlich ausschlaggebende Argument war nicht die Frage der Nutzung (Ist ein Waschbecken an dieser Stelle für die Bewohner sinnvoll ?) sondern der Haustechnik und Ökonomie (z.B. Bedenken wegen möglicher Verschmutzung und Wasserschäden).

17 Le Corbusier et Pierre Jeanneret: *Oeuvre complète 1910 - 1929*. 2. Aufl., Zürich 1974, S. 46

Diese einschränkende Aussage bezieht sich nur auf die Raumgröße. Das Konzept bewirkte u.a. auch, dass Le Corbusier das WC nicht in das Badezimmer integrierte.

Allerdings wurden später nicht nur kleine Toilettenräume sondern auch minimale Badezimmer weithin üblich. So ließ sich beispielsweise Gio Ponti, obwohl er 1953 eine formvollendete Sanitärkeramikserie für Ideal Standard gestaltet hatte, zu folgender Äußerung hinreißen: „*The most frequent mistake ... is the luxurious bathroom. A bathroom is a bathroom, even if ... [it is] beautiful.*“ Gio Ponti: *In Praise of Architecture*. New York 1960, S. 143, zit. in: Kira, 1976, S. 170 (für Ponti-Entwürfe siehe: Fiell, Charlotte u. Peter: *Industrial Design A-Z*. Köln 2000, S. 430; Hiesinger, Kathryn/ Marcus, George: *Landmarks of Twentieth Century Design. An Illustrated Handbook*. New York/ London/ Paris 1993, S. 192; Ponti, Lisa Licitra: *Gio Ponti. The Complete Work 1923 – 1978*. London 1990, S. 162 f.)

18 Loos, a.a.O., S. 76

19 Bidets waren, wie die anderen Sanitärobjekte auch, zuerst mobile Gegenstände. Sie wurden in der Regel im Schlafzimmer bei oder in bzw. in der Nähe der Garderobe verwendet.

20 Für das Konstruktionssystem meldete Corbusier ein Patent an (Brevet 226 x 226 x 226).

21 Die Wohnungen für „*Roq*“ (die Bezeichnung ist die Abkürzung für den Bauort Roquebrune) sollten ein Volumen der Modulmaße 226 x 226 x 226 haben. Für das „*Cabanon*“ wurden die Dimensionen vergrößert auf 366 x 366 x 226. Für „*Rob*“ (die Bezeichnung ist das Kürzel des Bauherrn Roberto Rebutato) wurde das Grundflächenmaß 366 x 366 beibehalten.

22 Fuente, Guillermo Jullian de la/ Eardley, Anthony: 35 rue de Sèvres, Disegni inediti di Le Corbusier. University of Kentucky, Lexington (KEN.) 1975, zit. in: Rüegg, 1985, S. 45

23 Rüegg, 1985, S. 44

24 Auch die *Cabine Sanitaire* (S. 53 ff.) ist im eigentlichen Sinne kein Hybrid, sondern eher eine räumliche Verbindung zwischen WC und Dusche. Die Tatsache, dass es sich hier um eine Abweichung vom Corbusierschen Badekonzept handelt, ist nach meiner Meinung ein weiterer Hinweis dafür, dass die Cabine nicht maßgeblich von ihm gestaltet wurde.

Exkurs

ein Dialog: Le Corbusiers Bidet und Duchamps Urinal // S. 84 - 88

1 *Esprit Nouveau* No. 20, Jan./ Feb. 1924. Weitere Veröffentlichung in: Le Corbusier: *L'art décoratif d'aujourd'hui*. Paris 1925, S. 15-23

2 Erst mit einer Veröffentlichung in der eigenen Zeitschrift machte sich Duchamp von den Bedingungen des Kunstmarkts unabhängig. Le Corbusier nutzte durch die Herausgabe des *Esprit Nouveau* die Möglichkeit, seine Ideen autonom und unzensiert publizieren zu können.

3 Der Artikel ist abgebildet in: Colomina, Beatriz: *Privacy and Publicity. Modern Architecture as Mass Media*. MIT Cambridge, MASS./ London 1994, S. 175

4 Corbusier baute mit dem Layout im *Esprit Nouveau* häufig Spannungen zwischen Text und Bild auf, die inhaltlich zumindest auf den ersten Blick kollidieren. Stanislaus von Moos und Beatriz Colomina sehen in Corbusiers Umgang mit Bildern eine Parallele zu Duchamps Readymades, da beide industriell hergestellte Waren als Material verwendeten. Nach meiner Ansicht sind allerdings die Manipulationen, die Le Corbusier im Kontext der Zeitschrift mit seinen Vorlagen vornimmt, vergleichsweise geringer und vor allem pragmatischer als die in Duchamps Readymades.

5 Le Corbusier: *L'art décoratif d'aujourd'hui*, a.a.O., S. 19

6 ebd., S. 17

7 Die Fountain und andere Readymades entfalteten ihre volle Wirkung auf die Kunstszene erst in den 1960er Jahren, namentlich nach der Mailänder Ausstellung von 1964, für die Duchamps Readymades neu aufgelegt und signiert wurden. Insbesondere für die Entwicklung der konzeptionellen Kunst war das Gesamtwerk von Duchamp ein zentraler Referenzpunkt. Durch die heutige Präsenz seines Œuvres werden Arbeiten, die nach dem Brunnen (Fountain) Sanitärinstallationen verwenden bzw. menschliche Ausscheidungen thematisieren, als Zitate verstanden.

8 vgl.: Fondation Le Corbusier, B2-14 Ouvrage: *L'art décoratif d'aujourd'hui*, 8-12 Manuscrit

9 vgl. Moos, Stanislaus von: *Standard und Elite. Le Corbusier, die Industrie und der "Esprit Nouveau"*. In: *Die nützlichen Künste*. a.a.O., S. 311; und ders.: *Le Corbusier und Loos*. In: *L'Esprit Nouveau, Le Corbusier und die Industrie 1920 - 1925*, a.a.O., S. 124; und ebd., S. 275; und Colomina, a.a.O., S. 148 und S. 185 ff.

10 Le Corbusier: *L'art décoratif d'aujourd'hui*, a.a.O., S. 16

11 vgl. Interview von Otto Hahn mit Marcel Duchamp. Zitiert in: Colomina, a.a.O., S. 364

12 In: Loos, a.a.O., S. 72 - 79

13 Duchamp, Marcel: Vortrag im Museum of Modern Art New York, 19.10.1961. Zit. in: *Die Epoche der Moderne. Kunst im 20. Jahrhundert*. Hg. Christos M. Joachimides und Norman Rosenthal, Katalog zur Ausstellung im Martin-Gropius-Bau Berlin, Ostfildern, 1997, S. 549

14 Norbert Elias, *Über den Prozeß der Zivilisation*, Band I, S. 163, Zit in: Blok, Anton: *Hinter Kulissen*. In: Gleichmann/ Goudsblom/ Korte: *Materialien zu Norbert Elias' Zivilisationstheorie*, 2. Aufl., Frankfurt a.M. 1982, S. 170

15 Die Jahresangabe gilt für Frankreich. Vgl. Goubert, Jean-Pierre: *Du luxe au confort*. Edition Belin, 1988, in der Chronologie

Über das Aufkommen des Bidet in Frankreich s.a.: Vigarello, a.a.O., S. 129 ff. und Guerrand, Roger-Henri: *L'âge d'or du bidet*. In: *L'Histoire*, Paris. 1983. Nr. 157

16 McLeod, Mary: *Furniture and Femininity*. *The Architectural Review*. No. 1079, Januar 1987, S. 43 - 46

Anfänge der Vernetzung/ Technologietransfer // S. 89 - 92

1 Hamburg war die erste deutsche Stadt, in der ein modernes Kanalisationssystem gebaut wurde. Nach dem großen Brand von 1842 war ein Viertel des Stadtgebiets zerstört worden. Im Rahmen des Wiederaufbaus wurde neben der Abwasserentsorgung vor allem auf die effektive Wasserzuleitung geachtet, um bei Bränden ausreichend Löschwasser zur Verfügung zu haben. Deshalb verfügte die Stadt Hamburg bereits 1849 über eine zentrale Trinkwasserversorgung.

Trotzdem brach hier 1892 eine der schwersten Choleraepidemien in Deutschland aus, bei der über 8.600 Menschen starben, während sich die Seuche im benachbarten Altona, wo das Trinkwasser bereits sandfiltriert wurde, nicht ausbreiten konnte. Noch im selben Jahr wurde ein Bebauungsplangesetz erlassen, das die umfassende Sanierung der Hamburger Altstadtgebiete einleitete, in deren Rahmen dann Kläranlagen gebaut wurden.

(vgl. u.a.: Simson, John v.: Kanalisation und Städtthygiene im 19. Jahrhundert. Düsseldorf 1983)

2 Es wurden z.B. zentrale Wasserleitungen entlang der Schachtdecken der großen Abwassersammler gelegt. Da diese Schächte begehrbar und verhältnismäßig groß sind, können die Wasserrohre sehr viel leichter kontrolliert und gewartet werden.

3 Ein ähnliches Problem bestand bei den Bauten für die Untergundbahnen, die ebenfalls weitgehend unsichtbar sind. Deshalb wurden die Eingangsbauten oft aufwendig gestaltet, wie z.B. für die Pariser *Metropolitain*. Hector Guimard plante sie für alle Stationen zwischen 1898 und 1901 in dem für ihn typischen Stil mit ornamentalen Geländern und weitausschwingenden Schildern. Dadurch markieren sie deutlich die Anbindungspunkte im städtischen Raum.

4 Chevallier, Gabriel: Clochemerle. Neuausg., Frankfurt a.M. 1994, S. 11

5 Da Kirchen in der Regel an zentralen Plätzen liegen, wurden Bedürfnisanstalten häufig in ihrer Nähe errichtet. In Zürich wurde ein großes Pissoir direkt neben dem Kircheneingang installiert. (vgl. Illi, Martin: Von der Schießgruob zur modernen Stadtentwässerung. Zürich 1987, S. 108f.)

6 Chevallier, a.a.O., S. 100

7 1779 wurde in Coalbrookdale (England) die erste Gusseisenbrücke gebaut. Sie hat eine Spannweite von 30 m und eine Gesamtlänge von 60 m. Ihre Konstruktion simuliert erstmalig nicht die Verbindungstechniken der Holzbauweise, sondern die einzelnen Gussteile wurden miteinander verschraubt.

8 Benjamin, Walter: Das Passagen-Werk. Frankfurt a.M. 1982, Bd. 1, S. 216

9 Hösel, Gottfried: Unser Abfall aller Zeiten, Eine Kulturgeschichte der Städtereinigung. München 1987, S. 166

10 Einwohnerzahlen von London: 1800: 1.117.000, 1850: 2.685.000, 1880: 4.770.000, 1910: 7.265.000
Einwohnerzahlen von Paris: 1800: 547.000, 1850: 1.053.000, 1880: 2.269.000, 1910: 2.888.000 (Zahlen aus: Simson, a.a.O., S. 8)

11 Simson, a.a.O., S. 25

12 ebd., S. 28 ff. Die gesamten Baukosten betragen über 4 Mio. £, die später durch eine Besteuerung der Grundstückseigentümer getilgt wurden. (ebd., S. 33)

13 ebd., S. 35

14 In London war die Wahl auf eine Kanalisation im Mischsystem gefallen. Bereits zu einem frühen Zeitpunkt hatte man auf die Weiterverwertung von Fäkalien als Dünger verzichtet, um sie stattdessen mit Wasser so schnell wie möglich aus den Wohnungen und Häusern abzutransportieren. Zusammen mit allem übrigen Schmutz- und Regenwasser werden sie über ein gemeinsames Kanalsystem abgeleitet.

15 vgl. Simson, a.a.O., S. 21

1 vgl. Corbin, Alain: Pesthauch und Blütenduft. Eine Geschichte des Geruchs. Ungek. Ausg., Frankfurt a.M. 1988, S. 124

2 ebd.

3 s. Usemann, Klaus W.: Lönholdt's Patent-Feuer-Closett. Kuriositäten und Anekdoten früherer Haustechnik. Düsseldorf 1980, S. 192 f.

4 Illi, a.a.O., S. 221 f.

5 ebd., S. 223

6 s.a.: Simson, a.a.O., Kapitel über die Londoner Kanalisation, S. 16 ff.

7 Montfaucon war auch eine Richtstätte und Sammelplatz für alle als unsauber erachteten Gewerbe, wie z.B. Abdeckereien oder Darmsaitereien. Als die Stadt an die Deponie heranwuchs, wurde sie 1761 an die neue Peripherie verlegt – dorthin, wo heute der Buttes Chaumonts ist. Die Zustände dort müssen ebenfalls entsetzlich gewesen sein. Die Deponie bestand aus zwei offenen Becken mit einer Gesamtfläche von zehn Hektar. Die herbeigekarteten Fäkalien und alle anderen Abfälle wurden in die obere Grube geworfen, wo sich die festen Bestandteile mit der Zeit absetzten und die übrige Brühe in das untere Becken überfloss.

(vgl. Corbin, a.a.O. und Willms, Johannes: Paris. Hauptstadt Europas 1789-1914. München 1988)

8 „*Sie besteht aus zwei ineinander steckenden Metallcylindern, deren innerer mit einer Reihe von großen Löchern versehen ist. Dieser filtriert die festen Fäkalien ab und läßt die flüssigen durchtreten. Letztere fließen in den Abzugskanal, während erstere abgefahren werden müssen. ... Die Tinetten steht in der Tonnenstube, deren Sohle undurchlässig sein muß. Über diese Apparate wird vielfach geklagt, weil sich die Löcher des inneren Cylinders leicht verstopfen. Dann sammeln sich die Fäkalien in dem Fallrohr an und rufen einen abscheulichen Geruch in den Abtritten hervor. ... Die Zahl der Tinettes filtrantes stieg im Laufe des Jahrzehnts 1867-77 auf ungefähr 14.000 und betrug im Jahre 1885 schon 33.800. Diese Vermehrung ist ein packender Beweis für die fortschreitende Assanierung der Stadt, weil die Anwendung der Tinettes das Vorhandensein der Abzugskanäle voraussetzt.*“ Weyl, Theodor: Die Assanierung der Städte in Einzeldarstellungen, 1. Bd., Heft 1: Die Assanierung von Paris. Leipzig 1900, S. 2

9 Pariser Häuser mit Tinettes filtrante >> 1894: 34 636; 1895: 32 768; 1896: 31 806; 1897: 29 207; 1898: 28 281; s. ebd., S. 3

10 Der deutsche Chemiker Justus von Liebig (1803-1873) kämpfte vehement für die Weiterverwertung von menschlichen und tierischen Fäkalien. Bei der Einführung der Schwemmkanalisation in Berlin mischte er sich mit lauten Kassandrarufern in die Diskussionen ein. Für ihn hing die Zu- bzw. Abnahme der Bevölkerung weniger von Kriegen oder anderen Einflüssen sondern vielmehr von der Fruchtbarkeit des Bodens ab. In England habe man, so Liebig, mit Wasserkanalisation und Mischkanalisation dafür gesorgt, dass die für die Ernährung von dreieinhalb Millionen Menschen notwendigen Bodenbestandteile in die Flüsse geleitet werden.

Doch nicht zuletzt durch seine Forschungen wurden die anorganischen Dünger entwickelt, die die organischen schließlich ablösten, da sie billiger hergestellt und einfacher gehandhabt werden können.

11 Die industrielle Verwertung von Fäkalien war anfänglich so gewinnbringend, dass keine Mühen gescheut wurden. Bspw. wurden von einem städtischen Depot im Pariser Stadtteil Villettes Fäkalien über ein elf Kilometer langes unterirdisches Rohr zur Deponie in Bondy gepumpt, um sie dort zu schwefelarmem Ammoniak zu verarbeiten. Aus den Resten wurde außerdem noch minderwertige Poudrette hergestellt. Die stark kalkhaltigen Abwässer mussten anschließend um das Siebenfache verdünnt werden, wurden dann wieder nach Paris zurückgepumpt und in Gennevilliers auf den Rieselfeldern versprüht. Theodor Weyl berichtet in seiner Beschreibung über die „*Assanierung von Paris*“, dass während einem seiner Besuche die Leitung zu den Rieselfeldern verstopft war und versucht wurde, sie mit Salzsäure wieder zu öffnen. (vgl. Weyl, a.a.O., S. 6)

In der zweiten Hälfte des 19. Jhs. wurden die Fabriken nach einer relativ langen Phase der Rentabilität immer unwirtschaftlicher, denn die Transportkosten wurden im Verhältnis zum Ertrag zu hoch und Dünger konnte mittlerweile einfacher und billiger produziert werden. Außerdem wurden die Fäkalien zunehmend

bereits in den Häusern verdünnt, da sich trotz aller Vorbehalte langsam die water closets durchsetzten.

12 Colors Nr. 9: Shopping, Dec 94 - Feb 95, S. 108 f.

13 Der Ingenieur Eugène Belgrand wurde von Haussmann mit der Leitung des „*Service des Eaux et Égouts*“ beauftragt und steuerte ab 1854 den Ausbau. Für die Trinkwasserversorgung kaufte die Stadt mehrere Quellen, deren Wasser über Aquädukte in die Stadt geleitet wurde.

Bis 1874 waren 82 Prozent der Häuser mit einem Wasseranschluss versehen, allerdings gab es in der Regel nur eine Zapfstelle im Erdgeschoss des Hauses. „*L'eau-à-l'étage*“ blieb bis zu den 1880er Jahren nur wenigen Privilegierten vorbehalten. (vgl. Willms, a.a.O., S. 352 f.)

14 Weyl nennt nur die Toilettentypen, erläutert aber ihre Funktionsweise nicht. Vgl. Weyl, a.a.O., S. 3

15 „*Die Hausanschlüsse (Branchements particuliers) bestehen zumeist in unterirdischen gemauerten Gallerien von 1,80 m Höhe, welche im Keller des betreffenden Hauses beginnen und auf kürzestem Weg den Straßenkanal erreichen. Sie werden durch die Wand des Straßenkanals abgeschlossen und enthalten das Hauptentwässerungsrohr des Hauses, welches ... in den Sammler mündet.*“ ebd., S. 32

16 Gleichmann beschreibt die sozialen Spannungen, die das von staatlicher Seite geforderte bzw. regulierte Hergeben der eigenen Ausscheidungen auslöste.

vgl. Gleichmann, Peter: Zur Verhäuslichung körperlicher Verrichtungen. In: Gleichmann/ Goudsblom/ Korte: Materialien zu Norbert Elias' Zivilisationstheorie, 2. Aufl., Frankfurt a.M. 1982

17 ebd., S. 262

Pissoirs – die ersten Bedürfnisanstalten // S. 96 - 100

1 Mittlerweile wird Urinieren in der Öffentlichkeit in einigen Ländern sogar strafrechtlich verfolgt.

vgl.: Abschied vom „*pipi rustique*“, Spiegel 26/ 2000, S. 102

2 vgl. Elias, Norbert: Über den Prozeß der Zivilisation, 14. Aufl., Frankfurt a.M. 1989, Bd. 1, S. 266 ff.;

Gleichmann, Peter: Städte reinigen und geruchlos machen, menschliche Körperentleerungen, ihre Geräte und Verhäuslichung. In: Sturm, H. (Hg.): Ästhetik und Umwelt. Sonderdruck, Tübingen 1979, S. 99-132; und Gleichmann, 1982

3 s.a. Kapitel zu Bekleidung, S. 155 ff.

4 HdA, 4. Teil, 9. Halbbd.: Der Städtebau. 1. Aufl., Darmstadt, 1890, S. 329

5 Ihr Name bezieht sich auf den röm. Kaiser Vespasian, der anfang, die Färber und Gerber für die öffentliche Aufstellung ihrer Urinsammelgefäße zu besteuern. Als er von seinem Sohn Titus kritisiert wurde, soll er ihm mit dem Kommentar „*Pecunia non olet!*“ (Geld stinkt nicht) eine Münze unter die Nase gehalten haben. Die Vespasiennes von Paris konnten gebührenfrei benutzt werden. Die Regelung, dass die Benutzung von Urinalen kostenlos ist, hat sich bis heute erhalten.

6 Willms, a.a.O., S. 504

7 In München waren es bspw. zuerst nur drei Pissoirs, die probeweise aufgestellt wurden und sehr bald schon wieder versetzt oder ganz beseitigt wurden, da es zu viele Beschwerden von seiten der Anwohner gab.

vgl.: Kiechle-Klemt, Erika/ Sünwoldt, Sabine: Anrühig. Bedürfnisanstalten in der Großstadt. München 1990, S. 21 ff.

8 Noch 1894 waren nur 4,5% der Grundstücke direkt an die Kanalisation angeschlossen.

vgl. Weyl, a.a.O., S. 3

9 Pierrand, Pierre: La vie ouvrière à Lille sous le Second Empire. Paris 1965, S. 53, zit. in: Corbin, a.a.O., S. 355

10 Thézy, Marie de (Hg.): Marville Paris. [Paris?] 1994, S. 247 - 261

11 ebd., S. 258

12 Vor der Einführung der seitlich an der Bordsteinkante liegenden *bouches d'égout*, die unter Henry Charles Emmerys Leitung in den 1830er Jahren eingeführt wurden, waren Einlässe in der Straßenmitte liegende üblich: „*Die ersten in Paris hergestellten Regeneinlässe bestanden in senkrechten, direkt in die Kanäle führenden Brunnen, welche sich auf dem Fahrdamm befanden und mit einem einfachen eisernen Gitter verschlossen waren. Diese Anlagen verstopften sich aber leicht durch die Unreinlichkeiten aller Art, welche sich auf den Gittern ansammelten.*“ Weyl, a.a.O., S. 28

13 Der brit. Künstler Steve McQueen fotografierte 1998 in seiner Serie „*Barrage*“ die gerollten Teppiche und Lumpen, die die Pariser Straßenfeger verwenden, um das Wasser von den Rinnsteinen in die *bouches d'égout* zu lenken. (s.a. Katalog anlässlich der Ausstellung in der Berliner DAAD-Galerie, McQueen, 2000)

14 HdA, 4. Teil, 9. Halbbd., 1890, S. 332

15 Heute werden Urinale aus ökologischen oder ökonomischen Gründen oft auch ohne Wasser betrieben. Die Becken sind dann in der Regel aus Kunststoff, auf deren besonders dichten Oberflächen keine Urinreste haften bleiben können. Die Geruchsverschlüsse funktionieren immer noch nach demselben Prinzip wie die Ölsiphons: Eine Flüssigkeit, die leichter ist als Urin, bildet eine Schicht und verhindert dadurch den Austritt des Uringeruchs.

16 Wulf Schirmer dokumentierte Berliner Entwürfe des 19. Jhs. für Bedürfnisanstalten, die u.a. bei zwei interne Wettbewerbe des Architektenvereins (1861 und 1865) entstanden.

Schirmer, Wulf: Eine Gruppe von Pavillons. Berliner Entwürfe des 19. Jahrhunderts. [Masch.-schr.] Festschrift [o.J.]. Der Artikel wurde 1973 in der Bauwelt veröffentlicht.

Julius Posener reimte dazu:

Dies war die Absicht schon bei Schinkeln:

Es soll der Mensch in Schoenheit pinkeln.

Klar zeigt sich nun im Pavillon

Die Ueberhoehung der Funktion.

Mensch, wisse, (falls Du's noch nicht weisst):

Jedewede Tätigkeit wird Geist.

Erhaben ist der Architekt,

den auch die unterste nicht schreckt.

17 Da die Berliner Straßenbeleuchtung auch mit Gas betrieben wird, verwaltete die Berliner Gasgesellschaft GASAG die letzten Exemplare dieses speziellen Berliner Bautyps gemeinsam mit der Stadtreinigung (BSR). Ab 1994 übergab die BSR die Bauten der Fa. Wall, während die GASAG ihre Zuständigkeit erst 2001 mit der Schließung ihrer Beleuchtungsabteilung aufgab. Im Rahmen der Sanierungsmaßnahmen durch die Fa. Wall wurden aber schon vorher die Gasleuchten durch strombetriebene ersetzt und die Aufsatzleuchten auf der Wand vor dem Eingang, falls sie noch vorhanden waren, einfach nur abmontiert.

Zur Geschichte dieses Laternentyps „*Berliner Laterne*“ siehe: Röck, Sabine: Berliner Außenraumleuchten.

Eine Geschichte der öffentlichen Beleuchtung Berlins von 1826 bis 1989 mit historischen, stadtgestalterischem und sozialem Schwerpunkt. Diss., Hochschule der Künste Berlin, Berlin 2002

18 „*Oft läßt sich diese Lüftung durch eine Gasflamme, welche die Anstalt beleuchtet, zweckmäßig verstärken.*“ HdA, 4. Teil, 9. Halbbd., 1890, S. 335

19 Die Berliner Stadtreinigung (BSR) beauftragte 1993 eine Fotodokumentation aller noch vorhandenen historischen Pissoirs. Die Fotografien sind noch im Besitz der BSR, während anderes Archivmaterial mit Übernahme des Betriebs und der Verwaltung der öffentlichen Bedürfnisanstalten ab 1.1.1994 an die Fa. Wall weitergegeben wurde.

20 Die Standorte von 1993: Gartenstr./ Liesenstr., Ackerstr./ Gartenplatz, Hussitenstr./ Gustav-Mayer-Allee, Liesenstr./ Neue Hochstr., Pekinger Platz, Malplaquetstr./ Utrechter Str. (alle im Bezirk Wedding); Goslarer Str. (Charlottenburg); Huttenstr./ Wiebestr., Unionplatz, Stephanplatz (alle im Bezirk Tiergarten); Schönleinstr./ Boppstr., Grimmipark, Yorckstr./ Hagelberger Str., Großbeerenstr./ Kreuzbergstr., Chamissoplatz (alle im Bezirk Kreuzberg); Cyclopstr./ Waidmannsluster Damm, Alt-Renickendorf (beide im Bezirk Renickendorf); Karl-Marx-Str./ Kirchhofstr. (Neukölln), Borussiastr./ Ringbahnstr. (Tempelhof).

21 s.a. Anm. 37, Abschnitt „Das erste Zeitfenster öffnet sich...“, Kap. Frauenerinale, S. XXXII

22 Das Umsetzen von Bedürfnisanstalten wird heute noch praktiziert: Während meines ersten Entwurfsprojekts fotografierte ich 1987 das Café Achteck in der Berliner Bergmannstraße (in der Nähe des Kreuzberger Wasserfalls). Damals war das Pissoir schon im Gelände des öffentlichen Parks, aber noch direkt am Wegrand installiert. Es stand unter einem großen Baum und war von niedrigen Büschen umgeben. Mit seinem grünen Anstrich war die kleine Rotunde schon damals sehr unauffällig. Als ich dann 10 Jahre später noch einmal Aufnahmen machen wollte, war das Häuschen von seinem Platz verschwunden. Man hatte es allerdings nicht vollständig beseitigt, sondern etwa 10 m weiter nach hinten ins Dickicht versetzt. Dort steht es noch heute, unbenutzt und von einem Bauzaun notdürftig geschützt.

23 vgl. Gleichmann, 1982, S. 258

24 HdA, 3. Teil, 5. Bd., 1883, S. 202

25 Handbuch der Hygiene, 2. Bd., 1. Abteilung, 1894, S. 155

26 HdA, 3. Teil, 5. Bd., 2. Heft, 1908, S. 566

27 (Weyl's) Handbuch der Hygiene, 2. Bd., 5. Abteilung: Ortsentwässerung. Leipzig 1919, S. 238

28 Der Urinalstand wird von der Fa. Thal vertrieben und wurde auf der Kölner ENTSORGA '94 zum ersten Mal gezeigt.

Vollanstalten – Bedürfnisanstalten mit Toiletten // S. 101 - 105

1 s.a. im Kap. über Frauenurinale: das Münchner Beispiel, S. 126 ff.; und Artikel von Penner, Barbara: A World of Unmentionable Suffering. Women's Public Conveniences in Victorian London. In: Journal of Design History, Vol. 14, No. 1, S.35 - 51

2 Handbuch der Architektur, 4. Teil, 9. Halbbd.: Der Städtebau. Darmstadt 1890, S. 335

3 vgl. Penner, a.a.O., S. 39

4 In München wurden die ersten Versuchspissoirs 1852 aufgestellt (Kiechle-Klemt/ Sünwoldt, a.a.O., S. 21 f.) und 1865 eine Bedürfnisanstalt mit Klosetts (ebd., S. 35). In Zürich war es vermutlich um 1880, dass das erste Pissoir gebaut wurde, die erste städtische Toilette gab es 1893 (Illi, a.a.O., S. 106). In Köln wurde 1856 das erste Pissoir (Hösel, a.a.O., S.149) und 1889 die erste öffentliche Toilette errichtet (Lindemann, Hugo: Die deutsche Städteverwaltung – ihre Aufgaben auf den Gebieten der Volkshygiene, des Städtebaus und des Wohnungswesens. 1. Aufl., Stuttgart 1901, S. 80. Zit. in: Hösel, a.a.O., S. 149).

5 s.a. Kap. über Frauenurinale

6 Nur selten bewarben sich auch Männer um eine Wärterstelle.

7 Die Arbeitsbedingungen der Münchner Wärterinnen wurden von Erika Kiechle-Klemt und Sabine Sünwoldt eingehend beschrieben.

8 vgl. Kiechle-Klemt/ Sünwoldt, a.a.O., Anm. 71 und Penner, a.a.O., S. 42

9 Die Wärterinnen bekamen in manchen Bedürfnisanstalten keinen Festlohn sondern nur einen prozentualen Anteil ihrer Einnahmen.

10 Cavanagh, Sue/ Ware, Vron: At Women's Convenience. A Handbook on the Design of Women's Public Toilets. Hg. Women's Design Services, London 1990, S. 15

11 Der Damen-Pissort in einer Ludwigsburger Bedürfnisanstalt wurde in einer Quelle des Münchner Stadtarchivs erwähnt. (siehe Antrag des Stadtbaurat Schachner, 13. Feb. 1906; Stadtarchiv München, Bedürfnisanstalten 3; s.a. Text in Anm. 27 zu: das Münchner Beispiel, im Kap. über Frauenurinale, S. XXIX) Bei meinen Nachforschungen stellte sich heraus, dass es sich dabei nicht um ein Frauenurinal handelte, sondern dass der Damen-Pissort ein herkömmliches Klosett in einer öffentlichen Bedürfnisanstalt war, die nicht ständig von einer Wärterin betreut, sondern (vermutlich) nur von der Stadtreinigung regelmäßig gesäubert wurde. Die Benutzung der Anlage war kostenlos. Eine derartige Einrichtung sollte nach der damals üblichen Regelung sowohl von Frauen als auch von Männern ausschließlich als Pissoir (d.h. nur zum Urinieren) verwendet werden. (vgl.a. Kap. über Frauenurinale)

12 Die Umsetzung der Pläne ist belegt durch ein Foto vom Marktplatz. (Stadt-A. LB, S 15)

13 Ludwigsburger Zeitung, 01.08.1908, S. 3

14 ebd., 11.05.1910, S. 2

15 ebd., 15.05.1911, S. 1 (unter der Rubrik: Vom Rathaus. Gemeinschaftl. Sitzung der bürgerlichen Kollegien am Mittwoch den 10. Mai)

16 Die Zeichnung ist auf den 5. April 190 datiert. vgl. Planzeichnung, Stadt A. LB, o. Kenn-Nr.

17 Brief aus dem städt. Vermessungsamt an den Stadtvorstand, 17.05.1927, Stadt-A. LB, L3I 6161

18 Antrag des städt. Tiefbauamts, 05.05.1927, Stadt-A. LB, L3I 6161

19 Brief aus dem Stadtplanungsamt an den Techn. Ausschuß des Gemeinderats, 21.01.1957, Stadt-A. LB, L3II 6160

20 Die Firma von Jean-Claude Decaux begann bereits in den 1960er Jahren, Public Design als Dienstleistung an die Kommunen zu verkaufen. Sein erstes Produkt waren auf eigene Kosten aufgestellte Wartehallen, mit denen er nur durch die Vermietung von Werbeflächen Gewinne erzielte. 1972 kamen Vitrinen hinzu, die auf der einen Seite einen Stadtplan und auf der anderen Seite Werbeflächen hatten. Dieses Produkt war in Frankreich sehr erfolgreich.

21 Die geschlossene Beckenform wurde bald ersetzt durch die herkömmlichen Art mit umlaufendem Sitzrand und einem Spülabfluss.

Einleitung // S. 108 - 111

1 Bettina Möllring: *Damen, Donne, Dames. Toiletten für öffentliche Bereiche*. Entwurfsprojekt im Rahmen der 1. Abschlussprüfung, Hochschule der Künste Berlin, Fachbereich Design, 1987

(Das Projekt erhielt 1988 eine Anerkennung im Rahmen des Mia Seeger-Preises und wurde 1990 beim DesignPlus-Wettbewerb mit einem Sonderpreis prämiert.)

2 *spaces 1: Toiletten für öffentliche und private Bereiche*. Studienprojekt, Leitung: Bettina Möllring, Hochschule der Künste Berlin, Fachbereich Architektur und Fachbereich Design, Wintersemester 1993/94

3 Veröffentlichungen in Printmedien:

Pippinellas und Kotflügel. In: die tageszeitung, 24. Februar 1994, S. 24

Befriedigung statt Klostraphobie. In: Neue Zeit, 25. Februar 1994, S. 19

Das Aktentaschen-Klo. In: Der Tagesspiegel, Nr. 14838, 50. Jhg., 27. Februar 1994, S. 19

Pissnelke. In: Der Tip. Nr. 5/1994, S. 12

Neue Formen für die stillen Örtchen. In: Horizont, Nr. 9/94, 4. März 1994

Meditatives am stillen Ort. In: Die Zeit, Nr. 12, 49. Jhg., 18. März 1994, S. 81

Reform des Örtchens. In: Der Stern, Nr. 41, 6. Oktober 1994

Weitere Veröffentlichungen im Fernsehen, u.a. *brisant* und *ticket*.

4 Die Studierenden, die an dem Projekt „*spaces 1/ Toiletten*“ teilnahmen, bearbeiteten vor dem Einstieg in ihre selbständige Entwurfsarbeit die unterschiedlichen Aspekte der Nutzungsanforderung an öffentliche und private Toiletten in Kleingruppen. Anja Riedel und Stefanie Bartels konzentrierten sich dabei auf das Themenfeld > Urinieren/ Frauen/ öffentliche Toiletten. Anja Riedel entwarf anschließend ein Gesamtkonzept für ein Pissoir für Frauen, Stefanie Bartels legte ihren Schwerpunkt auf die Gestaltung eines Urinals, das sie später als Gebrauchsmuster eintragen ließ. (*Urinal speziell für Frauen*. Stefanie Bartels, 1994, eingetragenes Gebrauchsmuster, Rollennummer G 94 19 958.2)

5 *Urinale für Frauen*. Forschungsprojekt an der Fachhochschule Gelsenkirchen in Kooperation mit der Hochschule der Künste Berlin, gefördert durch das Deutsche Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie (BMBF), 1997/98

6 *Der neue Mensch. Obsessionen des 20. Jahrhunderts*. Deutsches Hygiene-Museum Dresden, Ausstellung, 22. April bis 8. August 1999

7 *Urinal für Frauen*. Bettina Möllring, 1994-96, Gipsmodell, Ausstellungsexponat Nr.6/24

8 *Lady P.*, Hersteller: Konikklijke Sphinx Gustavsberg, Gestaltung: Marian Loth, 1999

9 Hösel, Gottfried: *Unser Abfall aller Zeiten, Eine Kulturgeschichte der Städtereinigung*. München 1987, S. 148

10 Leserzuschrift aus der Zeitung „Vorwärts“ vom 01.01.1900, zitiert in: Lindemann, Hugo: *Die deutsche Städteverwaltung – ihre Aufgaben auf den Gebieten der Volkshygiene, des Städtebaus und des Wohnungswesens*. 1. Aufl., Stuttgart 1901, S. 82, und in: Hösel, a.a.O., S. 149 f.

11 Den Hinweis auf das Münchner Damenurinal verdanke ich der Arbeit von Erika Kiechle-Klemt und Sabine Sünwoldt. In ihrer gemeinsamen Publikation „Anrürlich. Bedürfnis-Anstalten in der Großstadt.“ gehen sie davon aus, dass das von Schachner 1906 entworfene Urinal produziert und installiert wurde. (s. Kiechle-Klemt, Erika/ Sünwoldt, Sabine: *Anrürlich. Bedürfnisanstalten in der Großstadt*. Hg. Stadtarchiv München, München 1990, S. 36)

Nach meinen Recherchen gibt es dafür keine Belege. Vor einer Umsetzung hätten z.B. Kostenvoranschläge für die Herstellung des Damenurinals erstellt werden müssen. Derartige Unterlagen oder eine Beauftragung durch das Stadtbauamt bzw. Rechnungen für ausgeführte Arbeiten sind in den Akten des Münchner Stadtarchivs jedoch nicht vorhanden. Auch in anderen Quellen sind keine Indizien zu finden.

12 Angelika Wetterer kritisierte in ihrem Vortrag über das Verhältnis von Profession und Geschlecht den Begriff 'geschlechterspezifisch' (7.7.1999, Freie Universität Berlin). Sie bezeichnet den Begriff als vorsozial, da dadurch von einer Unterscheidung zwischen Männern und Frauen a priori ausgegangen und eine solche

letztendlich auch akzeptiert wird. Mit dem Terminus 'geschlechterkonstituierend' wird dagegen auch der Prozess bezeichnet, der zunächst zu einer Unterscheidung und im Folgenden dann meist zu einer Hierarchisierung der Geschlechter führt.

13 Die Berliner Firma WALL hat für mehrere Großstädte – wie bspw. Berlin (seit 1. Januar 1994), New York und St. Petersburg – den Betrieb der Bedürfnisanstalten übernommen. Gekoppelt ist diese nicht sonderlich ertragreiche Verpflichtung gegenüber den Kommunen mit der Erlaubnis, zusätzlich Werbeflächen im öffentlichen Stadtraum aufstellen und gewinnbringend vermieten zu dürfen.

In Berlin betreibt Wall neben den Bedürfnisanstalten auch Wartehäuschen für den öffentlichen Personenverkehr (Bus/ Tram) und Litfaßsäulen, durch deren Ertrag der Unterhalt der Toiletten finanziert wird.

14 Indizien für eine vollzogene Reinigung sind z.B. der Geruch nach Reinigungs- bzw. Desinfektionsmitteln.

Körperbedürfnisse / Körperpositionen / Körperpolitik // S. 112 - 123

1 Die Hockposition ist beim Defäzieren die physiologisch sinnvollste Position, weil durch sie der Druck auf den Unterleib erhöht und die Muskulatur dementsprechend weniger beansprucht wird. Schon aus diesem Grund ist die durchgängige Verwendung von Sitztoiletten – auch im privaten Bereich – unzweckmäßig.

2 Auch bei Hilfsmitteln, die zum Urinieren verwendet werden, wird in der Regel zwischen den Geschlechtern differenziert. Die üblichsten Hilfsmittel sind Röhren, mit denen der Urin vom Körper weggeführt werden kann. Im Kapitel über Bekleidung sind in den Abb. 4.39 - 4.41 Windelpfeifen zu sehen, die jeweils unterschiedliche Formen für Mädchen und Jungen haben.

Urinflaschen, die in kleineren Flugzeugen verwendet und von Piloten auch als „*Reichweitenverlängerer*“ oder „*Mr. John*“ bzw. „*Lady Jane*“ bezeichnet werden, haben ebenfalls unterschiedlich geformte Einflusstrichter.

3 Bourke, John Gregory: *Das Buch des Unrats*. Frankfurt a.M. 1992, S. 18 f.

Die gleiche Umkehrung der bei uns üblichen, geschlechtsbezogenen Körperhaltung wird auch aus Irland (hist.) und Neuseeland (Ureinwohner/ Maori) berichtet.

Horan schreibt, dass bei den Apachen-Indianern die Männer hockend und die Frauen stehend urinieren (S. 136) und auch bei den Moslems die Männer in die Hocke gehen (S. 199).

Horan, Julie L.: *Sitting Pretty. An Uninhibited History of the Toilet*. London 1998

4 Doinet, Rupp: *Reform des Örtchens*. In: Der Stern, Nr. 41, 6.10.1994

5 Diese Regel gilt nicht nur für die Miktion, sondern auch andere Körperhaltungen (wie z.B. die Art zu Sitzen) sind geschlechterkonstituierend.

6 „*In both sexes, predictability and accuracy are equally difficult to achieve, if for no other reason than the tendency to attempt to empty the bladder deliberately and forcefully near the end. Each such voluntary expulsive movement results in short bursts of urine that are unpredictable as to distance.*“ Kira, Alexander: *The Bathroom*. New and revised edition, New York 1976, S. 143 f.

(Bei beiden Geschlechtern ist die Vorhersehbarkeit und Treffsicherheit gleichermaßen schwierig zu erreichen, insbesondere aufgrund der Tendenz zu versuchen, die Blase zum Schluss bewusst und kraftvoll zu entleeren. Jede dieser willkürlichen austreibenden Bewegungen hat zur Folge, dass der Urin schwallartig austritt und die Entfernung nicht vorhersehbar ist.)

7 Kira, Alexander: *Das Badezimmer. Private und öffentliche Sanitäranlagen für Nichtbehinderte und Behinderte*. Düsseldorf 1987, S. 119

8 Während der Recherchen für diese Arbeit erzählten mir drei Frauen (unabhängig voneinander), dass sie in ihrer Kindheit häufig Frauen gesehen hatten, die im Stehen urinieren, „es einfach laufen liessen“. Nach ihrer Erinnerung war dies jedoch nur in ländlichen Gegenden üblich.

Die Methode war und ist auch üblich in Kulturen, in denen enganliegende lange Röcken oder Kleider Teil der Frauentrachten sind, wie z.B. in Japan (Kimono), Indien (Sari) oder Südostasien (Sarong).

9 Mädchen, die in Jungengruppen aufwachsen, lernen häufig auch die Miktion im Stehen. Meist gleichen sie sich aber mit zunehmendem Alter dem Verhalten ihrer Altersgenossinnen an.

Das traditionelle Verhaltensmuster wird u.U. ebenfalls aufgebrochen, wenn Kinder von dem jeweils andersgeschlechtlichen Elternteil (Mutter & Sohn/ Vater & Tochter) allein erzogen werden: „*Interestingly enough some reports show that single female parent families have their male offspring sitting and urinating and single male parent families have their female offspring standing, which suggests that the rigid social norms have already broken down to a more equitable situation. Furthermore as most parents know with mixed offspring it is often the case that the younger female sibling of a male brother will stand and urinate until she is told it is wrong or not to - the usual reason for her doing this is mixed up also with sibling rivalry.*“

Levinson, Orde: The Womens Urinal: facts and fables. Vortrag anlässlich des Better Public Toilet Seminar der British Toilet Association (BTA), [Masch.-schr.], April 1999

10 Geschlechtszugehörigkeit wird u.a. bei der Benutzung von öffentlichen Toiletten mit der Entscheidung für den einen oder anderen Eingang immer wieder bestätigt. Dieser Ablauf wird besonders deutlich, wenn Irritationen auftreten. So berichten beispielsweise „*Butches*“ (Lesben, die sich männlich darstellen), dass sie trotz ihres eindeutigen biologischen Geschlechts Vorbehalte gegen die Benutzung von Damentoiletten haben. Ähnliches gilt selbstverständlich auch für Transvestiten und Transsexuelle.

(siehe dazu auch: Buttgeriet, Silke: Das Eintreten ins Austreten. Butches im Spiegel des Toilettenbesuchs. In: Kuhn, Stefanie (Hg.): Butch - Femme. Eine erotische Kultur. Berlin 1997, S. 144 - 151

Buttgeriet schlägt vor, „*all die Bildchen, Schriftzüge und anderen Zeichen [an den Eingangstüren], also die Frage »Was bist du?« durch die Frage »Wo willst du hin?« zu ersetzen...*“ (S. 147.)

11 Mit der Forderung nach gleichgeschlechtlichem Sitzen auf privaten Klosetts wurden Klosprüche üblich: „*Stand up for your rights, but sit down when you piss!*“ oder „*Hinsetzen oder Sitzbrille küssen!*“ gehören dabei noch zu den einfallsreicheren Hinweisen. Oftmals sind sie von entschiedener 'Schwanz ab'-Mentalität geprägt.

12 Es wurde zwar mehrfach nachgewiesen, dass Toilettensitze größtenteils weniger verschmutzt sind als die Klinken der Kabinen- und Eingangstüren, aber diese Information wird kaum eine Frau, die es gewohnt ist, sich nicht zu setzen, dazu bewegen, es dennoch zu tun – schon weil die tatsächliche bakterielle Verschmutzung nicht nach Augenschein beurteilt werden kann. (siehe auch: Fissler, Jürgen: Untersuchung zur Bemessung und Ausstattung sanitärer Anlagen in Gaststätten aus funktioneller, ergonomischer und hygienischer Sicht. (Diss.) Techn. Univ. Berlin, Fachbereich Umwelttechnik, Berlin 1983, Kap. 2.3. und 3.7.)

13 vgl. z.B.:

Fissler, a.a.O.: Gästezahl 30: D = 1 WC, H = 1 WC + 1 PP, Gästezahl 30 - 50: D = 2 WC, H = 1 WC + 2 PP, Gästezahl 81 - 120: D = 4 WC, H = 2 WC + 3 PP, Gästezahl 161 - 220: D = 6 WC, H = 3 WC + 5 PP, Gästezahl 501 - 650: D = 14 WC, H = 7 WC + 9 PP, Gästezahl 1301 - 1500: D = 24 WC, H = 12 WC + 14 PP.

Feurich, Hugo: Sanitärtechnik. 7., erw. Aufl., Düsseldorf 1995: Hier werden für die Klosettanlagen keine quantitativen Empfehlungen gemacht. Zu den Urinalanlagen gibt er folgenden Hinweis: „*Die Anzahl der Urinale in einer Abortanlage wird in der Regel abhängig von der Anzahl der für Männer vorzusehenden Klosettbecken ein Urinal geplant. Ausnahmen bestehen für kurzzeitig besuchte Gebäudearten mit einem Stoßbetrieb in der Benutzung wie Sportstätten, Theater, Bahnhöfe, usw. Hier werden 2 bis 3 Urinale auf ein Klosettbecken gerechnet. Allgemein gelten folgende Richtwerte:*

1 Urinal für 10 bis 15 Personen in Gebäuden mit ganztägiger Benutzung.

1 Urinal für 20 bis 40 männliche Besucher in Gebäuden bei kurzzeitiger Benutzung.“ (S. 473)

Bei den Grundrissbeispielen, die unter dem Kapitel „*Sanitärräume*“ dargestellt werden, sind die Flächen entweder gleichmäßig aufgeteilt, so dass durch die kleineren Bewegungsflächen der Urinale insgesamt mehr Sanitärobjekte in Herrentoiletten installiert werden können, oder es wird wie bei einigen Beispielen sogar verhältnismäßig mehr Grundfläche für die Herrentoilette vorgeschlagen. (s. Bild 2.103, S. 331)

ArbStättV vom 20. März 1975: In der Arbeitsstättenverordnung werden keine quantitativen Angaben

gemacht, sondern nur Toiletten in „*ausreichender*“ Anzahl verlangt.

14 „*A »pissing while« as defined in the Oxford English Dictionary, is »a very short time«. But how short is it? According to one study conducted among college students in the USA, men take about 45 seconds to use the toilet, while women average 79.*“ aus: Colors, Nr. 26, April - May 98, S. 24

In der deutschen Übersetzung (im Colors-Magazin) werden die angegebenen Sekunden nur als Zeit für die Miktion beschrieben. Nach meiner Einschätzung beziehen sich die Angaben jedoch eher auf die Verweildauer, d.h. also auf die Benutzung der Toilette insgesamt.

15 Daten wurden erhoben und bereitgestellt von Adamsez, Ltd., zitiert in: Kira, 1976, S. 232

16 „*In .. the French public survey of 5 and 6 March 1998, of 521 women over age of 15, the following results were given: 1. 58% found public toilets dirty and held back urination 2. 78% hover 3. 48% of pregnant women will not use a public toilet.*“ Levinson, a.a.O.

17 Urinal für Frauen. Schlussbericht zu Forschungsprojekt an der Fh Gelsenkirchen, 1998, S. 96

18 Kira nennt diese Position „*hovering posture*“ – schwebende Körperhaltung.

19 Kleine Jungen lernen, dass das Zurückklappen des Toilettensitzes zum Pinkeln im Stehen am Sitz-WC dazugehört. Mädchen wird dieses Verhalten nicht antrainiert, weil sie entweder die Sitzhaltung oder eben die 'Abfahrtsposition' einnehmen.

20 „*Untersuchungen über die Miktion mittels röntgenkinomatographischer Methoden bei gleichzeitiger Druckregistrierung haben gezeigt, daß mit der Kontraktion des M. detrusor vesicae [Muskulatur der Harnblase] der urethrale Sphinkterdruck [Harnröhren-Schließmuskeldruck] abfällt, so daß ein geringer Detrusordruck der Blase von 20 - 40 cm Wasserdruck zu einem konstanten Urinfluß und einer kompletten Entleerung der Blase ausreicht.*“ Gynäkologie und Geburtshilfe. Grundlagen, Pathologie, Prophylaxe, Diagnostik, Therapie. Hg. O. Käser/ V. Friedberg/ K.G.Ober/ K.Thomsen/ J.Zander, 2., neubearb. Aufl., Bd. 3/ 1, Stuttgart/ New York 1985, S. 7.4

Während sich die Schließmuskeln der Harnröhre entspannen, zieht sich die Muskulatur der Harnblase zusammen und treibt den Urin aus der Blase. Durch Druck im Enddarm bzw. im Unterbauch wird der Druck auf die Blase zusätzlich erhöht und die Entleerung erleichtert. Deshalb ist in ergonomischer Hinsicht die Hockposition nicht nur für die Darmentleerung, sondern auch für die Blasenentleerung die ideale Körperhaltung.

21 Dies kann zu gesundheitlichen Beeinträchtigungen führen, denn im zurückbleibenden Harn siedeln sich leicht Keime an, die Blasen- oder Harnwegsinfekte verursachen können.

22 Die Website ist sehr erfolgreich: bereits im März 1999 zählte sie täglich 1297 Besucher.

23 1. Klappen Sie den Toilettensitz nach oben. 2. Waschen Sie Ihre Hände oder reinigen Sie sie mit einem Feuchtigkeitstuch. 3. Rücken Sie Ihre Kleidung zurecht. Hosen sollten nach unten gezogen und Röcke angehoben werden. Die Unterwäsche sollte am Hüftzug nach unten oder im Schritt zur Seite gezogen werden. 4. Reinigen Sie Ihre Schamlippen. 5. Machen Sie mit dem Zeige- und Mittelfinger einer Hand ein "V", um die kleinen Schamlippen zu spreizen. (die inneren Lippen) 6. Ziehen Sie nun die Schamlippen mit den Fingern zum erwünschten Winkel nach oben, dann pinkeln. (Wenn Sie die Schamlippen nicht auseinanderhalten und anheben, könnte es Ihre Beine herunterlaufen.) 7. Wischen Sie sich ab, falls nötig. 8. Klappen Sie den Toilettensitz in seine ursprüngliche Position zurück. Waschen sie ihre Hände und Sie sind fertig!

24 Einige sind nach eigenem Bericht sogar in der Lage, durch den geöffneten Hosenschlitz zu urinieren, ohne dabei die Hose herunterzulassen.

25 „*A survey and experiment ... was conducted in 1992 for a master's degree on women's ability to stand while urinating. The results were summarized by the author and I quote: Older women had the lowest success rate [for first attempt to urinate standing], and urinals would be almost universally accepted. The youngest to respond was 13 years old, the oldest was 78. For some statistics [for first attempt to urinate standing]: the average age was 32. There was a success rate among respondents of 84 percent. Among women under the age of 30, success was a whopping 98 percent. Women over 50 seemed to have difficulty conquering this. I'm not sure of the reasons behind this, except that maybe childbirth and gravity have taken their toll. Dozens stated that they will or do stand nearly 100 percent of the time.*“

Levinson, a.a.O.

26 Bei Recherchen im Deutschen Patentamt fand ich zahlreiche Anmeldungen für Urinierhilfen, von denen allerdings die meisten für Inkontinente oder Bettlägerige gedacht waren. Es gab auffallend viele Erfindungen für Frauen, die den Körper penetrierten. Die meisten Urinierhilfen wurden von Männern gestaltet.

27 Rundbrief der Fa. Klomoda, 17.12.1997

28 Das Gebrauchsmuster wird unter der Nr. DE 44 11 824 A1 geführt.

29 Zitat der Vetriebsleiterin der Fa. Piss Liberación, aus: Colors, Nr. 18, Dec. 96 - Feb. 97, S. 71

30 Kommentar im Gästebuch der Webseite 'www.pippilissi.de' am 23.05.2002.

31 Globetrotter Ausrüstungen, Katalog, 1996, S. 260

Nach zwei Jahren wurde der Artikel wieder aus dem Sortiment genommen, um dann nach einjähriger Pause noch einmal als Neuheit im Katalog von 1999 zu erscheinen.

32 Die Webseite „restrooms of the future“ wurde anfangs von einem Sanitärhersteller mitfinanziert. Als 1998 die erste Version des TravelMates produziert und über die Webseite vertrieben wurde, gingen die Erlöse ebenfalls in deren Finanzierung. („All profits from sale of items in the store go to pay »www.restrooms.org« web site expenses.“) Die zweite Version des TravelMates, die im September 2000 auf den Markt gebracht wurde, scheint profitabel zu sein. Im Juni 2001 gewann die Urinierhilfe den „Medical Design Excellence Award“.

33 „Praise for the TravelMate...“

Anchorage woman writes: I tried your TravelMate and it worked the first time. You don't even have to part your lips. I was quite surprised by the vacuum it creates and how clean the process is.

Los Angeles woman writes: ...the TravelMate keeps urine off of your labia and pubic hair thus requiring very little toilet paper or even none at all. For me this is a significant benefit because I don't have to worry about searching out toilet paper when there's none to be found as is often the case in poorly-maintained facilities.

Spaulding woman writes: I decided to get your TravelMate. I got a few of them and they worked wonderful. I take one everywhere with me.

*Santa Barbara woman writes: Well, I did my first 'field test' of your TravelMate last weekend and it worked perfectly. ...I thought before about how the TravelMate felt like 'faking it', some sort of threat to my femininity, but when faced with a dirty seat, the ability to stay clean and dry felt a *WHOLE LOT* better.*

Preston woman writes: I want to thank you so much for your TravelMate. The other day I was with my boyfriend. We had been out all day long. I brought my TravelMate along with me because I hate using dirty restrooms. We were leaving our last destination, and although I had to pee bad, I figured I'd wait until we got home. Well, we hit major traffic. After sitting in the car for over an hour, my bladder seemed ready to burst. I was in a lot of pain, and there was no where for me to go. I couldn't sit still. We had an empty soda bottle so I took the bottle, and got into the back seat. Then I took my TravelMate out, placed the end in the bottle and went. I filled the bottle very close to the top. It was amazing, I couldn't believe it. If I didn't have the TravelMate with me, I think I would of been in for a big mess. Thanks to the TravelMate I stayed dry.

Long Island woman writes: I use the TravelMate all the time. I will never again suffer with a full bladder. Men don't have the advantage anymore. ... I can stand up and pee outside with the best of them now.

Placerville woman writes: I tried the TravelMate ... Not a drop on my clothes - a very clean process. ... I think the key is pressure against the lips creates a vacuum. The TravelMate is a nifty device when you have to use something. I only need to undo one button on the jeans - no one will notice a thing (well, except for the stream). The length of the fly doesn't seem to make much difference. I'm quite pleased with the TravelMate because in six uses, it has never dripped!!!“

aus: http://www.restrooms.org/boutique_ps.html

34 Beizettel von: MAN PAPER®. Das weltneue Hygienepapier für Herren.

35 Rudofsky bezeichnet die Urinierhilfen sogar wörtlich als Penisersatz: „... die emanzipierte Frau urinierstehend. Die Beweggründe sind einleuchtend: jedwede Berührung mit dem Klosettsitz und Klosettdackel ist nicht nur zuwider, sondern bedroht die Gesundheit. Ein faltbarer Papiertrichter, der nach Gebrauch

weggeworfen wird, dient als Ersatz für den Penis, womit auch jede Verunreinigung der Kleidung vermieden wird. Kurz, das Urinbecken ist im zivilisierten Haushalt genauso unentbehrlich wie das Bidet.“ Rudofsky, Bernard: Sparta/Sybaris. Hg. Österreichisches Museum für angewandte Kunst Wien, Ausstellungskatalog, Salzburg/ Wien 1987, S. 80

Das erste Zeitfenster öffnet sich... // S. 124 - 134

1 Im Katalog der Lady P. (von 1999) heißt es bspw.: „Endlich. Lady P. von Sphinx. Das erste Frauenurinal der Welt.“

2 Rudofsky, Bernard: now I lay me down to eat. Notes and Footnotes on the Lost Art of Living. New York 1980, S. 117

3 Bourdaloues waren vor allem im 19. Jh. weitverbreitet. Es gab sogar kleine Puppenbourdaloues, mit denen Mädchen wohlhabender Familien stilvollendet spielen konnten. (Ein Exemplar befindet sich in der Sammlung von Manfred Klaua.)

Hin und wieder waren Buordaloues sogar im 20. Jh. im Gebrauch: Noch in den 1980er Jahren waren die Schlafwagen der Mitropa damit ausgestattet.

4 HdA, Ergänzungsheft zu Teil 3, Bd. 5, Stuttgart 1897, S. 187 und S. 191 f.

5 ebd., S. 191

6 HdA, Teil III, Bd. 5, Heft 2, 3. Aufl., Leipzig 1908, S. 566

7 In vielen traditionellen 'Männer-Betrieben' (Handwerk, Schwerindustrie usw.) wurden die fehlenden Sanitärräume als Begründung verwendet, dass keine Frauen eingestellt werden. Dies betraf generell alle Frauen, die Arbeit suchten, aber in besonderem Maße junge Frauen und Mädchen, die einen Ausbildungsplatz suchten. Erst 1975 wurden in Deutschland die rechtlichen Bestimmungen (s.u.) geändert und dadurch die Anstellung von Frauen auch ohne eine separate Damentoilette im Betrieb ermöglicht.

„§ 37 Toilettenräume

(1) Den Arbeitnehmern sind in der Nähe der Arbeitsplätze besondere Räume mit einer ausreichenden Zahl von Toiletten und Handwaschbecken (Toilettenräume) zur Verfügung zu stellen.

Wenn mehr als fünf Arbeitnehmer verschiedenen Geschlechts beschäftigt werden, sollen für Frauen und Männer vollständig getrennte Toilettenräume vorhanden sein.

Werden mehr als fünf Arbeitnehmer beschäftigt, müssen die Toilettenräume ausschließlich den Betriebsangehörigen zur Verfügung stehen.“ ArbStättV, S. 42

„Amtliche Begründung zu §34:

Die Arbeitsstättenverordnung vom 20. März 1975 schrieb für Frauen und Männer getrennte sanitäre Anlagen vor. In Kleinbetrieben, vor allem in solchen, in denen es üblich war, nur Männer zu beschäftigen, konnte die Einstellung von Mädchen bei Fehlen getrennter Sanitäreinrichtungen scheitern.

Die Arbeitsstättenverordnung sah für diese Fälle zwar eine Ausnahmemöglichkeit vor. Es handelte sich allerdings um ein allgemeines Problem, das durch Änderung der Arbeitsstättenverordnung zu lösen war, auch um Kleinbetrieben bürokratische Antragsverfahren und die Aufsichtsbehörden von Verwaltungsaufwand zu entlasten. Durch Änderungsverordnung vom 1. August 1983 ist die Mußvorschrift in eine Sollvorschrift umgewandelt worden.“ ebd., S. 40

8 Jedenfalls ist kein Beispiel für eine Installation dieser Damenuinale in öffentlichen Bedürfnisanstalten bekannt.

9 Es gab auch einige Bedürfnisanstalten mit Pissoir (Urinalanlage) und einem oder zwei Klosetts, die ohne ständige Wärterin betrieben wurden und kostenfrei benutzt werden konnten. Diese Einrichtungen wurden aber wieder abgeschafft, weil man u.a. den nötigen Anstand für nicht gewahrt hielt, wenn sich Frauen in diesen 'unbetreuten' (also unbeaufsichtigten) öffentlichen Bereichen bewegten.

10 vgl.: Vorschrift für die Wärterinnen der Münchner Bedürfnisanstalten. Magistratsbeschluss vom 5. März 1901. Stadtarchiv München. Bedürfnisanstalten 7

Zum Vergleich: 1 kg Kartoffeln kostete 0,10 Mark und ein 1 Liter Vollmilch 0,18 Mark.

11 In Zürich setzte sich der Arbeiterinnenverein gegen die Erhebung von Eintrittsgelder ein, und 1906 wurde schließlich der Versuch unternommen, „*die nicht rentierende Bedürfnisanstalt Sihlstrasse/ Gessnerallee kostenlos der Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen*“. Wie sich bei einer Auswertung des Versuchs zeigte, „*strebten die statistischen Werte gegen das Verhältnis zwischen Frauen und Männern von zwei zu eins, weil der stets unengeltliche Pissoirbesuch nicht erhoben wurde.*“ vgl: Illi, a.a.O., S. 111
Es gab übrigens auch Freiaborte für mittellose Männer.

12 Die einzige Ausnahme waren (vermutlich) die Freizellen der Berliner Anstalten, in deren Grundrisszeichnungen runde Bodenöffnungen eingezeichnet sind. (vgl. S. 133 und Abb. 3.31)

13 Stadtarchiv München, Bedürfnisanstalten 13

14 vgl.: Verzeichnis der Bedürfnisanstalten der Stadtgemeinde, Dezember 1901. Stadtarchiv München, Bedürfnisanstalten 3

15 vgl.: Mitteilung der Hochbauämter vom 20. Januar 1903. Stadtarchiv München, Bedürfnisanstalten 3

16 Programm für die Erbauung von Bedürfnisanstalten, o. J. (vermutlich 1902), Stadtarchiv München, Bedürfnisanstalten 3

17 Anfrage des Referats IIa vom 22.01.1902 an das Stadtbauamt. Stadtarchiv München, Bedürfnisanstalten 3

18 Brief an Referat IIa vom Stadtbauamt (Stadtbaurat Eggers) vom 23.01.1902. Stadtarchiv München, Bedürfnisanstalten 3

19 Magistratsbeschluss vom 13.02.1902. Stadtarchiv München, Bedürfnisanstalten 3

20 Brief an Verwaltungsrat Kirchmair vom 13. Februar 1902 über den Beschluss des Bauausschusses. Stadtarchiv München, Bedürfnisanstalten 3

21 Anfrage des Münchner Magistrats vom 13.02.1903. Stadtarchiv München, Bedürfnisanstalten 3

22 Antwortschreiben der Städtischen Bau-Deputation, Abteilung II, Berlin vom 21. Februar 1903. Stadtarchiv München, Bedürfnisanstalten 3

23 Antwortschreiben des Stadtbauinspektor vom Tiefbauamt Leipzig, 18. Februar 1903. Stadtarchiv München, Bedürfnisanstalten 3

24 Antwortschreiben aus Halle: „*..., daß in hiesiger Stadt besondere Pißstände für Frauen nicht vorhanden sind. Es sind nur in den öffentlichen Bedürfnisanstalten ein bis zwei Aborte mit freistehenden Klosettbecken für die Benutzung durch Frauen reserviert.*“ Stadtarchiv München, Bedürfnisanstalten 3

25 vgl.: Mitteilung der Hochbauämter vom 20. Januar 1903. Stadtarchiv München, Bedürfnisanstalten 3

26 Antrag vom 13. Februar 1903, Stadtbaurat Schachner. Stadtarchiv München, Bedürfnisanstalten 3

27 vollständiger Text:

„Antrag des Stadtbauamtes vom 13. Februar 1906

Unter Anlage einer Skizze zur Errichtung von Pißorten für Frauen zum Referat IIa mit nachfolgenden Ausführungen:

Die Frage der Bereitstellung von Pißorten für Frauen und zwar zur kostenlosen Benützung bei gleichzeitiger Vermeidung von besonderen Ausgaben für eine ständige Wärterin beschäftigt schon seit Jahren viele Stadtverwaltungen, ohne daß sie bis heute einer befriedigenden Erledigung zugeführt werden konnte. Daß sowohl hier wie auch in anderen Städten die in hygienischer Hinsicht gewiß nicht unwichtigen Einrichtungen noch fehlen, liegt viel weniger an etwaiger Unzulänglichkeit technischer Hilfsmittel zur Ausgestaltung von Pißorten für Frauen, als vielmehr an dem Mangel an Ordnungssinn und ausreichendem Verständnis weiterer Kreise der Frauenwelt, nicht minder auch an einer ganz und gar verfehlten Ansicht und Auffassung bezüglich der natürlichen menschlichen Bedürfnisse. Diese mit Prüderie verbundene, besonders bei Damen sogenannter gebildeter (unleserlich: vermutlich Kreise oder Stände) anzutreffende, infalscher Schamhaftigkeit begründete und auf ganz und gar verkehrten, unmodernen Anschauungen beruhende Ignorierung natürlicher Notwendigkeiten ist nicht zum geringsten daran schuld, daß bis heute für

die natürlichen Bedürfnisse der Frauen nur in mangelhafter Weise gesorgt ist. Würde die Frauenwelt sich von den spießbürgerlichen und philiströsen Anschauungen frei machen, außerdem aber auch den für Frauenpißorte maßgebenden Vorschriften entsprechen, dann würde auch in ausgedehnter Weise ihren Bedürfnissen Rechnung getragen werden können.

Wenn nun im Nachfolgenden wieder ein Vorschlag über die Einrichtung eines Pißortes für Frauen gemacht wird, so geschieht dies nicht vielleicht deshalb, weil man der Ansicht ist, die technische Ausgestaltung gebe eine einwandfreie Lösung der Frage der Errichtung von Pißorten für Frauen, sondern es wurde nur der Versuch gemacht, Vorkehrungen zu treffen, welche es ermöglichen sollen, auch bei ungünstigen Verhältnissen den Betrieb eines solchen Pißortes aufrecht zu erhalten. Die Frauenwelt selbst kann erst dadurch, daß sie der in Aussicht genommene Einrichtung das nötige Verständnis entgegen bringt und sie ordnungsgemäß benützt, dazu beitragen, daß sich die Einrichtungen einbürgern und zum Vorteile der Frauenwelt besonders in hygienischer Beziehung eine größere Verbreitung erhalten.

Es wurde bereits Erwähnung getan, daß einige Stadtverwaltungen Versuche gemacht haben, Pißorte für Frauen zu errichten, jedoch diese Versuche wieder aufgaben. (Es ist nur bekannt, daß zur Zeit in der Stadt Ludwigsburg auf einem großen freien Platze in der Stadt eine Bedürfnisanstalt mit Pißort und Abort für Männer und Frauen ohne ständige Kontrolle besteht.) Wenn nur auch von seiten der Stadtverwaltungen öffentliche Pißgelegenheiten oder Aborte für Frauen ohne ständige Beaufsichtigung, wie man annehmen kann, nur in wenigen Fällen bereitgestellt sind, so haben doch alle Bahnverwaltungen bei den einzelnen Bahnstationen Bedürfnisanstalten für das reisende Publikum eingerichtet, welche zum größten Teil ohne ständige Überwachung sind. Diese für Männer und Frauen zum Teil kostenlos zugänglichen Bedürfnisanstalten dürften auch als eine Art öffentlicher Einrichtung anzusehen sein. Wenn nun auf Bahnhöfen Aborte für Frauen zur kostenlosen Benützung bereit gestellt werden können, ohne daß dort eine ständige Aufsicht vorhanden ist und diese Verhältnisse bis heute belassen werden mußten und konnten, so dürfte doch auch die Einrichtung von Freipißorten für Frauen in den Städten auf keine ganz und gar unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen können. Man sollte sich durch die voraussichtlich wohl wiederholt eintretenden Verunreinigungen nicht ohne weiteres abschrecken lassen, sondern solche Pißorte unbedingt weiter aufrecht erhalten. Es darf wohl angenommen werden, daß das Publikum mit der Zeit den Wert solcher Einrichtungen in immer höherem Grad schätzen lernt. Das Publikum wird zu größerer Reinlichkeit erzogen, allmählich ein Interesse an der Erhaltung solcher Anstalten gewinnen und mit der Zeit auch durch gegenseitige Kontrolle eine Besserung in den Reinlichkeitsverhältnissen herbeiführen.

Bezüglich der Ausgestaltung der Pißortanlagen für Frauen möge Folgendes erwähnt sein:

Nach der Skizze ist der Bau in einfachster Ausführung in Holzkonstruktion mit in Ölfarbe gestrichener Blech- oder Schindelabdeckung gedacht. Derselbe besteht aus einem Vorplatze A und zwei Zellen B. In jeder Zelle soll ein sich nur ca. 30 cm über dem Boden erhebendes Becken Aufstellung finden, welches eine zwischen den Klosettschüsseln und Bidets das Mittel einhaltende Form besitzen soll. Zweckmäßige Damenurinale, welche ohne weiteres Verwendung finden könnten, sind zur Zeit noch nicht im Handel. Die Becken sollen aus Gußeisen hergestellt werden und mit Emailüberzug versehen sein. Ein Sitzbrett ist nicht vorzusehen. Hingegen dürfte sich vielleicht empfehlen, über dem Becken Messingstangen anzubringen, welche von einer Wand nach der anderen reichen und dort befestigt sind. Ältere und schwächliche Personen könnten an dieser Stange Halt gewinnen. Für beide Becken wäre eine intermittierende Spülung eventuell alle 10 Minuten vorzusehen, welche von einem in dem gesonderten rückwärtig gelegenen Raum C aufgestellten Spülkessel (Reservoir) aus zu erfolgen hätte. Die Zusammenfassung der Abwasser aus den Becken ist gleichfalls dem rückwärts gelegenen Raum C gedacht, allwo auch ein gußeiserner Syphon in einen Schacht eingebaut werden soll. Der erwähnte Raum C ist für eine Aufsichtsperson ohne Betreten der Zellen B zugänglich. Durch diese Anordnung ist es unmöglich, daß durch Unbefugte irgendwelche Manipulationen an den Zu- und Ableitungen vorgenommen werden können. Um eine leichte Reinigung der Zellen B bewerkstelligen zu können, müßte denselben ein Gefälle nach dem Raum C gege-

ben werden, wo ein neben dem Syphon anzulegender Gully das zur Reinigung benötigte Reinigungswasser aufzunehmen hätte. In der Zelle C wäre auch ein Hahn zur Wasserentnahme anzubringen und ein Spüleimer mit Besen und Bürsten aufzubewahren. Die beiden zum Raum A führenden Türen sollen Türklinken, jedoch keine für das allgemeine Publikum zur Verfügung stehende Absperrvorrichtung erhalten, die beiden zu den Zellen B führenden Türen nur mit Vorschubriegeln versehen werden. Die zu den Zellen B führenden Türen sollen fernerhin nur in einer Höhe von ca. 1.50 m hergestellt werden, um eine eventuelle aus irgendwelchen Gründen veranlaßte Nachsicht ohne weiteres bewerkstelligen zu können. Zu allen Türen wären der Aufsichtsperson Absperrvorrichtungen bereit zu stellen.

Die Kosten für ein solches Häuschen werden sich je nach den notwendigen Anschlußleitungen für Gas, Wasser und Kanalisation auf ca. 1500-2000 M stellen.

Der Betrieb ist in ungefähr folgender Weise gedacht: Die Pißorte sollen je nach der Jahreszeit von morgens 6-8h an geöffnet sein und bis abends 7-9h geöffnet gehalten werden. Während der Nachtzeit wären die Häuschen zu schließen. Jeden Morgen müßten die Häuschen durch die Organe des Stadtbauamtes, welchen die tägliche Nachsicht in den städtischen Bedürfnisanstalten obliegt, gereinigt und die Spülvorrichtung geregelt bzw. in Betrieb gesetzt werden. Die Schutzmannschaft wäre vor allem für die erste Zeit darauf aufmerksam zu machen, daß an oder in den Häuschen kein Unfug geschieht.

Für die ersten Versuche mit Aufstellung von Frauenpißorten dürfte es sich vielleicht empfehlen, die Standorte derselben in der Nähe von Spielplätzen zu wählen, damit Kindermädchen oder sonstige die Aufsicht über die Kinder führende weibliche Personen dieselben benützen könnten. Erst für den Fall sich die Einrichtung bewähren sollten, würde sich die allgemeine Einrichtung in den verschiedenen Stadtbezirken (besonders in städtischen Anlagen) empfehlen.

Es wird in Vorschlag gebracht, vielleicht in der Nähe der Eingänge zum Englischen Garten nächst der Gunezrainerstraße oder Veterinärstraße oder in den rechtsuferigen Anlagen der Isar an der Frühlingsstraße probeweise einen Frauenpißort zu errichten.

Am 13. Januar 1906

Stadtbaurat Schachner

Steining [?]"

Stadtarchiv München, Bedürfnisanstalten 3

28 Die Beschriftung von Architekturplänen (in der Sanitärtechnik) ist heute mit der DIN 1986 Teil 1 geregelt.

29 vgl.: Kiechle-Klemt/ Sünwoldt, a.a.O., S. 105 ff.

30 „Bericht des Kontrolleurs Weberndorfer zum Referat IIa

»Die Freipißorte« in den Bedürfnisanstalten, welche als Wohlfahrtseinrichtung für minderbemittelte Frauen geschaffen wurden, haben im Laufe der Zeit sehr viele Mißstände gezeigt.

Diese Pißorte werden nicht nur von den ärmeren Volksklassen sondern auch von besser situierten Frauen aufgesucht.

Nicht nur daß der größte Teil der Besucherinnen der Pißorte die Notdurft verrichtet, sondern sie beschmutzen (in Ermangelung von Papier) mit den Händen die Wände.

Durch das Fehlen von Sitzgelegenheiten kommt es sehr häufig vor, daß die Kabinen mit Koth und Urin sehr beschmutzt werden. Auch sind manche Frauen, welche Kinder mitbringen so rücksichtslos, daß sie die Kinder infolge der fehlenden Sitzgelegenheit, einfach auf den Boden setzen.

Die Frauen welche in vorgezeichneter Weise unreinlich sind, werden sehr grob und beschimpfen die Wärterinnen sobald eine Zurechtweisung erfolgt.

Die Zahl der Besucherinnen vermehren sich von Jahr zu Jahr und die Einnahmen vermindern sich.

Nachdem der größte Teil der Besucherinnen von dieser Wohlfahrtseinrichtung nur Mißbrauch treibt, worüber von sämtlichen Wärterinnen Klage geführt wird, so dürfte wohl der Frage näher getreten werden, ob nicht sämtliche Freipißorte aufgelassen werden sollen.

Die Einnahmen welche in den Frauenabteilungen zurückgehen, würden dadurch eine Erhöhung erfahren.

Bemerken will ich noch, daß in der Anstalt an der Schellingstr. vor längerer Zeit das Freiklosett aufgelassen wurde, hierdurch sind die Klagen verstummt und der Verkehr wickelt sich glatt ab, dasselbe ist auch in den Anstalten am Salvatorplatz und der Theresienhöhe der Fall, wo keine Freiaborte vorhanden sind.

Am 4. August 1913

Weberndorfer"

Stadtarchiv München, Bedürfnisanstalten 3

31 „Beschluß

des Magistrats vom 23. September 1913

In den Frauenabteilungen fast sämtlicher öffentlicher Bedürfnisanstalten ist ein Freiabort (Pissort) eingerichtet.

Diese für minderbemittelte Frauen geschaffene Wohlfahrtseinrichtung hat im Laufe der Zeit viele Mißstände gezeigt.

Nicht genug, daß nach den Aussagen der Wärterinnen der größte Teil der Besucherinnen den Freiabort in mißbräuchlicher Weise benützt, werden nicht selten auch die Wände und Zellentüren gröblich beschmutzt. Den Wärterinnen verursacht daher die Reinhaltung der Freiaborte verhältnismäßig mehr Arbeit als die Bedienung der übrigen Zellen. Es ist Tatsache, daß die jüngsten Beschwerden über die Wärterinnen gerade von Besuchern des Freiabortes geführt wurden.

Unter den gegebenen Umständen wird es nicht zu umgehen sein, die Freiaborte künftig aufzulassen.

Dadurch würden nicht nur die Klagen der Wärterinnen, sondern auch berechnigte oder unberechnigte Beschwerden des Publikums verstummen. Die Auflassung empfiehlt sich nicht zuletzt aus dem Grunde, daß die Freiaborte, die doch nur für minderbemittelte Personen geschaffen wurden, auch vom zahlungskräftigen Publikum immer mehr benützt werden und dadurch der Gemeinde nicht geringe Einnahmen entgehen. In der Bedürfnisanstalt an der Schellingstr. wurde wegen der geringen Anzahl der Kabinen schon vor längerer Zeit der Freiabort in eine Kabine II. Klasse umgewandelt. Über die Auflassung des Freiabortes ist vom Publikum keine Klage geführt worden.

In den Männerabteilungen, in denen kein Freiabort eingerichtet ist, wurde schon bisher mittellosen Besuchern die Benützung einer Kabine II. Klasse ohne Gebühr gestattet. Solche Fälle kommen jedoch nur selten vor. Nach Aufhebung der Freiaborte kann die unentgeltliche Benützung in Ausnahmefällen auch mittellosen Frauen gewährt werden.

Nach Mitteilung des Stadtbauamtes entstehen bei Umänderungen der Freiaborte keine besonderen Kosten, da für die Türen der meisten Freiaborte die Zählapparate und Schlösser, wie auch die Sitzbretter vorhanden sind. Die Kosten für Herstellung und Anbringung von Ersatzteilen können aus laufenden Mitteln gedeckt werden. Der Magistrat beschliesst in Würdigung dieser Verhältnisse die sämtlichen Freiaborte aufzulassen, bzw. in Kabinen II. Klasse, an denen ohnehin Mangel ist, umzuändern und bei Neubauten von Bedürfnisanstalten bis auf weiteres keine Freiaborte mehr einzurichten.

Am 23. September 1913

Stadtmagistrat München

Hörburger

Dr. von Brunner

Schlicht

[an den Magistratsbeschluß wurden folgend auch die nötigen Anweisungen für die Umsetzung des Beschlusses gegeben:]

I. An die Stadthauptkasse

Abchrift des Plenar-Beschlusses vom 23. September 1913 zur Kenntnis.

II. An das Revisionsamt

Abchrift des Plenar-Beschlusses vom 23. September 1913 zur Kenntnis und mit dem Ersuchen, die Wärterinnen durch den Kontrolleur entsprechend verständigen und anweisen zu lassen, nach Umänderung der Freiaborte in Kabinen II. Klasse dem Publikum die Aufhebung der Freiaborte in ruhiger und taktvoller Weise bekannt zu geben.

III. An das Stadtbauamt

Abschrift des Plenar-Beschlusses von 23. September 1913 zu Kenntnis und mit dem Ersuchen, die erforderlichen Arbeiten baldmöglichst ausführen zu lassen.

IV. Zum Referat IIa

Zur gefl. Kenntnis.

V. Frist: 6 Wochen (Vollzug)“

Stadtarchiv München, Bedürfnisanstalten 3

32 Schreiben der Direktion der städtischen Badeanstalten an das Referat IIa des Münchner Magistrats vom

6. April 1922. Stadtarchiv München, Bedürfnisanstalten 3

33 Die im folgenden beschriebenen Sanitärinstallationen sind alle Damenurinale bzw. 'Damen-Pissorte', für die ich während meiner langjährigen Recherche stichhaltige Belege finden konnte. In der einschlägigen Literatur sind noch weitere Hinweise zu finden, die entweder unwahrscheinlich waren oder nicht überprüft werden konnten.

34 Akte des Bezirksamt Kreuzberg, Bauamt, Straßenreinigung, „betreffend: die Errichtung einer sieben-ständigen Bedürfnisanstalt auf dem Platze an der Johanniter Straße und dem Planufer, Bedürfnisanstalten No. 30, städtische Baudeputation Abt.II“, 1891-1892, Archiv der Berliner Stadtreinigung (BSR)

Die Baukosten beliefen sich laut Rechnungsaufstellung vom 29. Februar 1892 auf insgesamt 4345,79 Mark.

35 Berlin und seine Bauten, 1896, S. 43

36 ebd., S. 44

37 Renoviert wurden nach meinen Recherchen bis Juni 1999 nur zwei Café Achteck: eine am Rathaus Neukölln (Karl-Marx-Str./ Ecke Kirchhofstr.) und eine weitere am Chamissoplatz. Die Renovierung wurde allerdings nicht nach denkmalpflegerischen Aspekten durchgeführt. Die Anstalten sind heute mit polierten schwarzen Steinplatten ausgekleidet, die Pissrinne und die Unterteilungen fehlen, die äußeren beiden Gasleuchten wurden nicht ersetzt und die Leuchte im Innenraum wird mit Elektrizität (statt originalgetreu mit Gas) betrieben.

38 Zu Anfang betrug die Benutzungsgebühr 1,- DM, später wurde sie auf 50 Pf. reduziert. Mit Einführung des Euro (2002) betrug die Gebühr dann 50 Cents, d.h. sie wurde beinahe verdoppelt.

39 Mayer, Lorenz: Berliner Bedürfnisanstalten. In: Die Vergessenen Tempel. Zur Geschichte der Sanitärtechnik. Festschrift, Marburg 1988, S. 92

40 Antwortschreiben aus Berlin vom 21. Februar 1903 auf die Anfrage des Münchner Magistrats vom 13. Februar 1903. Stadtarchiv München, Bedürfnisanstalten 3

41 Cavanagh, Sue/ Ware, Vron: At Women's Convenience. A Handbook on the Design of Women's Public Toilets. [Hg.] Women's Design Services, London 1990, S. 15

42 Wilson, Elizabeth: The invisible flaneur. New Left Review, vol. 191, 1992, S. 67. Zit. in: Penner, Barbara: A World of Unmentionable Suffering. Women's Public Conveniences in Victorian London. In: Journal of Design History, Vol. 14, No. 1, S. 39

43 Adburgham, Alison: Shopping in Style: From the Restoration to Edwardian Elegance. London 1979, S. 141. Zit. in: Penner, a.a.O., S. 39

44 Die Urinettes werden in mehreren Publikationen erwähnt und verschiedentlich auch als Damenurinale bezeichnet. (s. bspw.: Hart-Davis, S. 147 f. und Levinson) Leider sind die Belege bisher nicht weiter recherchiert worden.

45 Ein Vestry ist ein Stadtbezirk mit eigenem Rat.

46 Penner, a.a.O., S. 48

das zweite Zeitfenster: Entwürfe und Projekte zwischen 1976 und 2001 // S. 135 - 146

1 Ende 1998 wurde auf den Internetseiten von „restrooms of the future“ angekündigt, dass Orde Levinson ein Urinal entwickelt. Aus patentrechtlichen und wohl auch geschäftlichen Gründen veröffentlichte Levinson lange Zeit keine weiteren Informationen, und auch meine regelmäßigen Besuche der zugehörigen Webseite (www.standolet.com) erbrachten nichts Neues. Schließlich entdeckte ich zufällig im Frühjahr 2002 bei einer Recherche in der Datenbank des nordamerikanischen Patentamts Levinsons Anmeldung.

2 s.a. Möllring, Bettina: Design – women & work. In: Musen Mythen Markt. Jahrbuch VIII der Frauenbeauftragten der Hochschule der Künste Berlin, Hg. Sigrid Haase, Berlin 2000, S. 61 - 63

3 In „Damen, Donne, Dames“ (1986) 'erfand' ich für die Haltung die Bezeichnung „Abfahrtshaltung“, die später vielfach übernommen wurde. (s. bspw.: Harald Schmidt: Bitte setzen? Magazin Focus, 39/1997)

4 Gebrauchsmusterschrift, Rollennr. G 94 19 958.2, Abs. 2.1

5 Des1gnbuch. Status Quo 1997. Hochschule für Bildende Künste Braunschweig, Salzgitter 1997, S. 104 f.

6 Werbefaltblatt für das Lady P. von Sphinx, 1999

7 Gelegentlich wird dieses Tabu gebrochen. Über Jahre befand sich z.B. im Berliner „Schwarzen Café“ nur eine ca. 1 m hohe Trennmauer zwischen den beiden Klosetts der Damentoilette. Mittlerweile wurde die Mauer durch eine Kabinenwand mit einer herzförmigen Öffnung ersetzt, die von beiden Seiten mit verschließbaren Klapptürchen versehen ist.

8 Die Fa. Marmot besitzt die Schutzrechte für den „WizZip“. Die Artikel mit diesem speziellen Reißverschluss waren 2002 unter 'www.marmot.com' im Internet zu finden.

9 „Underall“-Hose der Fa. Helly Hansen, in: Globetrotter-Katalog, Herbst/ Winter 1998/99, S. 101

10 „Consider wearing baggy shorts. You can pull your panties to one side and pee through a leg opening pretty easily without getting yourself wet, and you don't have to expose your rear end!!“

„A woman from Arizona wrote that she decided to wear men's pants or shorts since the zipper was longer.“

„A Placerville woman wrote that »not all men's jeans have long flys. I've discovered that The Gap jeans have the shortest flys and Levis 501 original fit have the longest (5 button) fly«.“

„Here's an idea for the few-drops-on-the-jeans problem if you're handy with a needle and thread. Get yourself a two-inch (5 cm) wide piece of fabric strap (elastic works OK) that's about six inches (15 cm) long. Sew one end on the inside bottom of the fly. When you want to relieve yourself in the standing position, pull out the other end of the short strap through the fly. The last few drips should then hit the strap instead of your jeans. The strap inside a pair of loose fitting jeans is not even noticeable.“

alle Zitate aus: www.restrooms.org, 1999

Einleitung // S. 147 - 149

1 Schuhe werden selten als Beispiel für körpermodellierende Bekleidungsstücke angeführt, da sie den Fuß beinahe unbemerkt in Form bringen. Die Deformation der Füße beginnt bereits in der Kindheit. Zwar entsprechen noch die ersten Schuhe zu Beginn des Laufalters der natürlichen Fußform des Kindes, aber spätestens ab dem vierten oder fünften Lebensjahr sind Kinderschuhe wie bei den Erwachsenen symmetrisch und folgen nicht mehr der asymmetrischen Anatomie des Fußes. Die Veränderung der Knochenstellung ist in der Kindheit ein schmerzloser Vorgang, und darin ist wohl auch der Grund zu suchen, dass diese 'Kultivierung' relativ unbeachtet vor sich geht.

Außerdem werden durch Absätze, die bei Frauen je nach Mode beträchtliche Höhen erreichen können, die normalen Bewegungsabläufe modifiziert (durch den verlagerten Schwerpunkt) und die Körpersilhouette anders konturiert.

2 Der Sänger George Michael kam im Frühjahr 1998 in die Schlagzeilen, weil er in Hollywood nahe seines Wohnhauses in einer öffentlichen Toilette einem Zivilpolizisten eindeutige sexuelle Avancen gemacht hatte. In vielen us-amerikanischen Bundesstaaten wird bereits homosexuelle Kontaktaufnahme als Erregung öffentlichen Ärgernisses geahndet. Nach der Festnahme kolportierte die Presse v.a., dass George Michael unter seiner Jeans keine Unterhose, sondern lediglich ein Nikotinplaster getragen habe. Diese Nachricht wurde beinahe so eingehend behandelt wie das Delikt, das George Michael vorgeworfen wurde.

Mit der Entscheidung, auf Unterhose oder Unterwäsche überhaupt zu verzichten, ist die Lust verbunden, blanke Haut zu zeigen bzw. gegen die Regel zu verstoßen, dass sexuell konnotierte Körperteile wie Brüste oder Schamhaare mit Wäsche bedeckt sein sollten.

Die englische Modegestalterin Vivienne Westwood machte durch Weglassen der Unterwäsche gleich mehrmals Furore. Auf dem Weg in den Buckingham Palace im Winter 1992 schwenkte sie ihren Rock so gekonnt, dass die anwesenden Fotografen das Fehlen der Unterwäsche dokumentieren konnten. Vier Jahre später sorgte ein transparentes Kleid, das sie ebenfalls ohne Unterwäsche trug, für Aufsehen.

3 Das Korsett ist selbstverständlich das naheliegendste Beispiel für Unterwäsche, die den Körper modelliert. Doch auch mit Unterröcken, oft in mehreren Schichten getragen, wurde die Körpersilhouette modifiziert und die Beweglichkeit schon allein durch die Stoffmengen eingeschränkt.

Exkurs: Funktionen der Unterwäsche // S. 150 - 152

4 Vigarello, Georges: Wasser und Seife, Puder und Parfüm. Geschichte der Körperhygiene seit dem Mittelalter. Frankfurt a.M./ New York 1988, S. 58 ff.

5 Die Krankheitserreger nannte man „*Miasmen*“, die als kleine feste Partikelchen in der Luft vermutet wurden. Man befürchtete ihr Eindringen in den Körper nicht nur beim Atmen, sondern auch ihre Diffusion durch die Haut, und ging davon aus, dass die Miasmen, wenn sie einmal im Körper sind, die inneren Organe schwächen und Krankheiten auslösen.

6 vgl. Vigarello, a.a.O., S. 95

7 ebd., S. 74

8 Die Farbe Weiß blieb weiterhin ein Zeichen für Reinheit und Sauberkeit. Auch heute noch wird mit Unterwäsche stets das reine Weiß assoziiert. Für die alltägliche Unterwäsche haben sich jedoch noch andere Kriterien durchgesetzt. Aufgrund von verbesserten Färbetechniken kann nun auch bunte Wäsche mit höheren Temperaturen gewaschen werden, ohne zu entfarben. Durch die Einführung von neuen Fasern und Geweben, die einfacher gepflegt und in brillanten Farben getönt werden können, stieg zusätzlich die

Bereitschaft, auch nicht kochbare bzw. farbige Unterwäsche zu verwenden. Da farbige Wäsche den Schmutz weniger zeigt als Weißwäsche, wird mit ihr auf eine andere Art versucht, Sauberkeit darzustellen.

9 Vigarello, a.a.O., S. 75

10 Die zunehmende Wichtigkeit der Weißwäsche lässt sich in den Inventarlisten, die für die einzelnen Haushalte erstellt wurden und als Quellenmaterial heute noch zur Verfügung stehen, relativ genau ablesen. Im 15. Jh. gehörten ein bis zwei Hemden zu einer Garderobe, gegen Ende des 16. Jhs. lassen sich wohlhabende Personen mitunter bereits drei bis vier Hemden pro Jahr anfertigen. Bis zum Ende des 17. Jhs. pendelt sich die Zahl auf ungefähr 30 Hemden ein. vgl. ebd., S. 83

11 „*Die Geschichte der Sauberkeit ist ein Spiegel des Zivilisationsprozesses, durch den sich nach und nach das Körpergefühl verändert. Sie ist eine Geschichte der Verfeinerungen der Umgangsformen und eine Ausweitung der Privatsphäre und der Selbstkontrolle: man betreibt Körperpflege um seiner selbst willen, das Intime und das Öffentliche beeinflussen sich gegenseitig immer stärker. Ganz allgemein gesagt ist dies die Geschichte des wachsenden Einflusses der Zivilisation auf das unmittelbare Empfinden der Menschen. Sie zeigt, in welchem Maße die Zivilisation hier einen sensibilisierenden Effekt hat: denn wenn man unter Sauberkeit das regelmäßige Waschen versteht, dann setzt dies eine differenziertere Wahrnehmungsfähigkeit und größere Selbstkontrolle voraus, als wenn man Sauberkeit im wesentlichen nach dem Weißheitsgrad der Wäsche und der Häufigkeit ihres Wechselns beurteilt.*“ ebd., S. 10 f.

12 Das weiße Baumwollhemdchen blieb bis heute Teil der Unterwäsche. Nach einer umfangreichen Marketingumfrage, die in Auftrag der Zeitschrift *Textilwirtschaft* (Nr. 49, 03.12.1998) durchgeführt wurde, besteht die bestplazierte Wäsche-Kombination aus einem Trägerhemdchen mit Spitzeneinsatz und einem leicht angeschnittenem Unterhöschen.

13 Aus diesem Grund wird Unterwäsche häufig zum Fetisch, da sie zum Ersatzobjekt werden kann für den Körper bzw. den Teil des Körpers, den sie verhüllt. vgl. Steele, Valerie: Fetisch. Mode, Sex und Macht. Berlin 1996

Frauen: Wäschewechsel // S. 153 - 155

14 Wolter, Gundula: Die Verpackung des männlichen Geschlechts. Eine illustrierte Kulturgeschichte der Hose. Marburg 1988, S. 7

15 vgl. Wolter, Gundula: Hosen, weiblich. Kulturgeschichte der Frauenhose. Marburg 1994

16 Um genügend Bewegungsfreiheit zu bieten, müssen Röcke weitgeschnitten sein. Dann allerdings kann der Stoff sehr hinderlich werden. Bei körperlichen Tätigkeiten sind deshalb weitgeschnittene Hosen die angenehmere Alternative. Engsitzen Hosen, die die Gelenke zu eng umschließen, schränken die Beweglichkeit allerdings wieder ein.

17 Als in den späten 70er Jahren die Strumpfhose sich allgemein durchgesetzt hatte (d.h. erschwänglich geworden war), wurden Strumpfgürtel oder Strapse mit langen Feinstrümpfen nur noch zu besonderen Gelegenheiten angezogen. Die Unterhose wurde dann oftmals darunter getragen, als hätten die Frauen vergessen, in welcher Reihenfolge diese Wäschestücke 'richtig' angezogen werden. (Um die Unterhose ohne weiteres nach unten ziehen zu können, muss sie über dem Strumpfhalter getragen werden.) Die 'falsche', also umgekehrte Anordnung ist dagegen besser geeignet, den Strumpfhalter deutlich zu zeigen. Der Strumpfgürtel wurde dadurch zu einem Bekleidungsteil, das vorrangig der Kunst der erotischen Verhüllung dient.

18 Erst in den 60er Jahren – zur selben Zeit, als der Minirock aufkam – wurden Strumpfhosen industriell hergestellt. Das hatte zur Folge, dass noch kürzere Röcke getragen werden konnten, da diese nicht mehr bis über Strümpfe und Strapse reichen mussten. Die Neuerung in der Frauenmode, die Beine beinahe in ihrer gesamten Länge zu zeigen, wurde also durch die geschlossene und visuell gebändigte Strumpfhose ausgeglichen.

Valerie Steele weist darauf hin, dass Strumpfhalter und Strumpfabchlüsse die Schamgegend einrahmen:

„Die Beine sind der Weg zu den Genitalien. Strümpfe lenken die Augen des Betrachters beinaufwärts, während Hüfthalter die Genitalien rahmen. ... Aber der Saum des Strumpfes bildet eine Linie quer über den Schenkel, wie ein Cowboy sie mit seinem Gewehr durch den Sand zieht und die besagt: bis hierher und nicht weiter! Besonders schwarze Strümpfe lassen einen Teil des Beines graphisch hervortreten und enden wenige Zentimeter unterhalb des Geschlechts.“ Steele, a.a.O., S. 138

19 Salomon-Godeau, Abigail: Die Beine der Gräfin, 1986. In: Weissberg, Liliane (Hg.): Weiblichkeit als Maskerade. Frankfurt a.M. 1994, S. 117 f.

20 Diese Verschiebung, bei der das sexuelle Begehren auf ein unbelebtes Objekt statt auf den Körper gerichtet wird, hat eine fetischistische Tendenz. „Während sich manche Männer darüber beklagten, daß es weniger Gelegenheit gab, einen Blick auf das weibliche Geschlecht zu erhaschen, seit Frauen Unterhosen trugen, wurde ein neuer Voyeurismus geboren, der sich auf die Unterhose selbst richtete.“ Steele, a.a.O., S. 125

21 Ihre frühere Funktion, eine Schutzschicht zwischen Kleidung und Körper zu bilden und außerdem die Körperreinigung zu unterstützen, war nicht mehr vorrangig. Es entstanden neue Formen von Bekleidung, d.h. es wurde mehr und v.a. auch andersartige Unterwäsche getragen. „Die Entwicklung einer speziellen Kategorie von Unterwäsche im frühen modernen Europa war eine wichtige historische Etappe in der sich herausbildenden Erotik der Kleidung. Statt des traditionellen Gegensatzpaares nackt und bekleidet gab es nun eine Zwischenposition, da eine Person in Unterwäsche sowohl angezogen als auch ausgezogen ist.“ ebd., S. 121f.

22 Ab Beginn des 20. Jhs. wurde das Korsett durch leichtere elastische Mieder ersetzt oder fiel ganz weg. Die Brüste wurden dann mit Büstenhaltern, statt wie zuvor durch das Korsett und ein darunterliegendes Hemd, gehalten und modelliert.

23 Junker, Almut/ Stille, Eva: Zur Geschichte der Unterwäsche 1700-1960. Historisches Museum Frankfurt, Ausstellungskatalog, Frankfurt a.M. 1988, S. 290

24 „Bei den Frauen faßte die Wirkwäsche erst Mitte der 20er Jahre Fuß in Form von anliegenden Hemdhosen. ... Diese Hemdhosen mit Vollachsel und offenem Schritt erhielten bald hübschere Konkurrenten mit zuknöpfbarem Schritt, mit schmalen abknöpfbaren Trägern, verzierten Kanten, kürzeren Beinlingen und elastischen Beinabschlüssen.“ ebd., S. 302

„Unterwäsche war jahrhundertlang aus gewebten Leinen- und Baumwollstoffen hergestellt worden und dementsprechend weit und bauschig. In den figurbetonten 30er Jahren konnte der körpernahen »Maschenware« endlich der Durchbruch gelingen. Die Trikotageindustrie war erfolgreich dazu übergegangen, neben Baumwolle, Wolle und Seide neuerdings auch Spinnfasern wie Kunstseide und Zellwolle (beide aus dem Grundstoff Zellulose) zu verarbeiten. Kunstseide war altbekannt (schon 1885 erfunden), aber Zellwolle mit dem Namen Vistra und Wollstra war ein junges Produkt. ... Kunstseide und Zellwolle wurden auf Rundstühlen zu besonders geschmeidiger, auf Kettstühlen zu absolut maschenfester Ware verwirkt und auf Strickmaschinen, wie der Interlock-Machine, zu enganliegender, sehr dehnbarer Unterwäsche verstrickt. Mit diesen guten Eigenschaften, dazu noch weich, warm und preiswert, konnte die neue Wirk- und Strickware die Frauen bald als dauerhafte Kundinnen gewinnen.“ ebd., S. 297

25 „Nachdem es [Anfang der 30er Jahre] gelungen war, Gummi langfädig zu produzieren, verwendete die Miederwarenindustrie elastische Teile in großem Umfang: Gummi in Form von breiten oder schmalen Einsätzen, als Zwickel im Rücken- oder Vorderteil, Gummi als elastischen Trikot und Gummi als poröses luftdurchlässiges Gewebe.“ ebd., S. 295 f.

26 TextilWirtschaft, Nr. 49, Jhg. 53, 03.12.1998, S. 52-70. Studie des Münchner Marktforschungsinstituts IMAS im September und Oktober 1998. Es wurden 2037 Männer und Frauen ab 16 Jahren durch persönliche Befragungen anhand von Bildvorlagen und eines standardisierten Fragebogens interviewt.

27 Lediglich eines der 14 Outfits, die den Befragten vorgelegt wurden, bestand nur aus einer Unterhose (Platz 10) und vier waren Bodies bzw. einteilige Mieder (Platz 5, 8, 13, 14). Alle übrigen Wäschekombinationen bestanden aus Unterhose mit Hemd bzw. mit Bustier oder BH.

Das imText angegebene Verhältnis zwischen Wäschesets mit Unterhose und Bodies sind aus den Ergebnissen der Erhebung ermittelt, bei der eine der Fragen war, ob das auf der Bildvorlage gezeigte Outfit der von der Befragten selbst getragenen Wäsche entspricht.

28 Während eines Projekts an der Hochschule der Künste Berlin im WS 98/99 hatte ich Gelegenheit, die teilnehmenden Studentinnen zu befragen.

Weitere Gesprächspartner waren Frauen aus meinem Bekanntenkreis bzw. den Bekannten meiner Mutter. Die Befragung kann deshalb nicht als repräsentativ angesehen werden, sie gibt aber Hinweise auf alltägliche Lösungsstrategien.

29 Bodies ohne speziellen Verschluss wurden erst möglich durch Stoffe, die z.B. durch Lycra oder Dorlastan ausreichend elastisch sind.

30 Die gesamte Präferenzliste lautet: 1. bequemer Sitz: 80%; 2. lange Haltbarkeit: 54%; 3. günstiger Preis: 53%; 4. farbecht, verfärbt nicht: 53%; 5. bei 60 Grad oder mehr waschbar: 50%; 6. modisches, attraktives Aussehen: 44%; 7. gute Marke: 42%; 8. Naturfasern: 38%; 9. ist verführerisch, hebt weibliche Reize hervor: 29%; 10. kaschiert Problemzonen: 25%.

Umfrageergebnis aus: TextilWirtschaft, Nr. 49, Jhg. 53, 03.12.1998

31 Der am höchsten bewertete Einteiler auf Platz 8 ist ein Mieder ('Party-Corselet'), der auf Platz 13 wird als 'Luxusbody' bezeichnet und der auf Platz 14 als 'Männertraum'. Dieses Outfit (ein Body aus Spitze und mit Strumpfhaltern), das von den Frauen letztplatziert wurde, wählten die befragten Männer mit 56% auf den ersten Rang der männlichen Bewertungsskala. Lediglich der sog. 'Allrounder' auf Platz 8 kann als Funktionswäsche bezeichnet werden. (Quelle: siehe Anm. 30)

32 Der ursprüngliche Titel ist „Der Neugierige“; bei Junker und Stille wurde die Zeichnung mit „Frau auf Abtritt“ betitelt. vgl. Junker/ Stille, a.a.O., Abb. 50

33 „... folgende Anekdote: »Eine russische Dame ging mit einer Französin spazieren, und zwei große Bedienten folgten ihnen nach. Auf einmal rief ihnen die Dame, ließ sich von ihnen unter die Arme fassen und entfernte sich ein wenig vom Wege. Hier ließ sie sich hinter einem Gesträuch durch ihre zwei Pagen die Röcke aufheben und verrichtete, von ihnen gehalten, ein dringendes Bedürfnis. ...«“ Englisch, Paul: Das skatologische Element in Literatur, Kunst und Volkskunst. Stuttgart 1928, S. 15 f.

34 Die Bourdaloues wurden nach dem charismatischen Geistlichen Louis Bourdaloue (1632-1704) benannt, der für seine langen Predigten bekannt war. Kirchgängerinnen, die nichts davon verpassen wollten, nahmen ihre Urinbehälter (z.B. im Muff versteckt) mit in die Kirche.

35 Zuvor wurde das Hosentragen bei Frauen nur zu besonderen Anlässen, z.B. beim Reiten oder bei großer Kälte, geduldet.

36 Es gab zahlreiche erotische Darstellungen von Frauen, die über ihre ausgestellten Röcke oder beim Reiten vom Pferd stürzten, von Frauen auf Schaukeln oder bei dem Versuch, Zäune zu überwinden, die – wie die „Frau auf dem Abtritt“ – in erster Linie dazu gemacht waren, um kaum bekleidete Frauenbeine oder den nackten Unterleib zu zeigen.

37 vgl. Junker/ Stille, a.a.O., S. 243

38 ebd.

39 Die einzige Ausnahme sind bislang die Hersteller der sog. Outdoor-Bekleidung. Teilweise sind bei den Overalls, die in kalten Gegenden getragen werden, besonders lange Reißverschlüsse eingenäht, die durch den Schritt bis zum unteren Rückenansatz reichen. Die Fa. Marmot hat ihren „WizZip“ sogar markengeschützt. („WizZip, a Marmot exclusive: An extension of the main zipper or pant fly that runs through the garment's crotch area and up your back side as high as the sacrum. Such a potential parting of the fabric lets one response to nature's calling without the hassle and possible danger of removing a climbing harness.“ www.marmot.com, 2002)

Abgesehen von diesen raren und speziellen Kleiderschnitten bleibt als Alternative nur, die eigenen Kleider zu schneiden oder umzunähen. Denise Decker, die die Webseite 'Restrooms of the Future' unterhält, veröffentlichte die Zuschrift einer US-Soldatin, die ihre Uniform veränderte, damit sie im Stehen urinieren kann. („A woman in the Army said she solved the problem of peeing in the field by altering her uniform. She installed a longer zipper in the crotch. The woman found this modification to be very effective and began to wonder why all women's pants did not have this feature.“ www.restrooms.org, 1999)

40 Ein weiterer Hinweis, dass sich die Aufmerksamkeit zunehmend auf die Modellierung des weiblichen Unterkörpers richtete. (vgl. S. 154)

Männer: Schlitz, Eingriff und Zwickel // S. 160 - 163

41 Der wesentliche Grund für diese Übereinstimmung ist die Anatomie des Darmtrakts und -ausgangs, die bei den beiden Geschlechtern identisch ist.

42 Auf die Differenzierung der Körperhaltung während der Miktion wurde bereits an anderer Stelle hingewiesen. (vgl. S. 112 ff.)

43 Loschek, Ingrid: Reclams Mode- und Kostümllexikon. Stuttgart 1987/ 1994, S. 260

44 ebd.

45 ebd., S. 393

46 ebd., S. 463

47 Die Culotte wurde als Symbol für das alte aristokratische System verstanden und, nach der frz.

Revolution und mit Erstarken der Bourgeoisie, von den Pantalons abgelöst. Ursprünglich waren Pantalons die Tracht der Arbeiter in den Hafenstädten.

48 „Auf dem Land galten selbst um 1910 Männerunterhosen noch nicht als immer notwendig.“ Stille/ Junker, a.a.O., S. 186

Auch Männer der Arbeiterschicht mussten aus finanziellen Gründen auf Unterhosen verzichten.

49 Allmählich entwickelte sich die Herrenunterwäsche jedoch zu einer Bürde, denn sie war schwer und im Sommer zu warm. Ein Hygieneprofessor wog im Juli 1925 (die Temperatur betrug 32°C im Schatten) die vollständige Bekleidung seines Assistenten. „Für die Leibwäsche aus Unterhose, Unterjacke, Socken, Sockenhaltern, Hemd und Kragen kam er auf 675 Gramm (heute etwa die Hälfte), zusätzlich 2554 Gramm für Hose, Sacko, Schuhe, Hut und Krawatte – das macht über sechs Pfund Gesamtgewicht für die Männerkleidung an einem heißen Sommertag!“ Stille/ Junker, a.a.O., S. 183

50 „In Deutschland wurde zu dieser Zeit [in den 1930er Jahren] der kurze »Sportschlüpfer« zusammen mit der »Unterjacke mit Vollachsel« oder mit kurzem Arm zur Standardwäsche des Mannes.“ ebd., S. 297

51 Rayon Lingerie, Un siècle de publicité. Bibliothèque Forney/ Syros Alternatives, o.J., S. 92

52 Die Elastanfaser 'Lycra' wurde ab 1962 verwendet, 'Dorlastan' kam zwei Jahr später auf den Markt.

53 TextilWirtschaft Nr. 23, 53. Jhg., 04.07.1998

54 Calvin Klein, Modedesigner

Kinder: Windeln und weiteres // S. 164 - 175

55 Françoise Dolto: Fragrance. In: Sorcières, Nr. 5, S. 12. Zit. in: Corbin, Alain: Pesthauch und Blütenduft. Eine Geschichte des Geruchs. Frankfurt a.M. 1988, S. 282

56 Durch Leinsamen soll der Kot des Kindes weicher werden, Schokolade und Kakao wirken stopfend. Tee aus Fenchel, Anis und Kümmel ist milchbildend bei der Mutter, und den Stillkindern soll es über die Muttermilch gegen Blähungen und Bauchkrämpfe helfen.

57 Auf den Verpackungen von Fertigbreien wird jeweils auch der Hinweis gegeben, ob diese „stuhlauflockernd“ oder „stuhlnormalisierend“ sind.

58 Diese Zeitangabe ist in (zeitgenössischen) Erziehungsratgebern zu finden und bezieht sich auf Deutschland. In anderen europäischen Ländern wie z.B. Großbritannien absolvieren Kinder schon früher ihr „potty training“.

59 vgl. Leserbrief von Eva K. aus Kamp-Lintford, zitiert in: Thomas, Carmen: Ein ganz besonderer Saft - Urin. 11. Aufl., Köln 1994, S. 86

Frau K. datiert diese Bekleidungsart, die sie aus ihrer Kindheit kennt, ungefähr auf das Jahr 1924.

60 Junker, Almut: Das „Einpacken“ der Kinder 1750 - 1790. In: Junker/ Stille, a.a.O., S. 49

61 Rudofsky, Bernard: Sparta/Sybaris. Hg. Österreichisches Museum für angewandte Kunst Wien, Ausstellungskatalog, Salzburg/ Wien 1987, S. 78

62 Corbin, a.a.O., S. 282

63 Der Technologieimport kam sowohl bei den Toiletten als auch bei den Windeln aus England. Diese Übereinstimmung ist sicherlich kein Zufall, war doch die viktorianische Gesellschaft besonders prüde hinsichtlich aller körperlichen Angelegenheiten.

64 Sigmund Freud, Geleitwort in: Bourke, John Gregory: Das Buch des Unrats. Frankfurt a.M. 1992, S. 6

65 Polyacrylate sind biologisch nicht abbaubar. vgl. Öko-Test Ratgeber: Kleinkinder. Überarbeitete Neuaufl., Hamburg 1998, S. 169

66 Zu allem Überfluss waren in den gelben und roten Benetton-Windeln krebserregende Amine, die für die Herstellung der Foliendruckfarben verwendet werden. vgl. ebd., S. 174

67 Über 10 Prozent der Eltern in den USA nehmen diese Dienste in Anspruch, in Deutschland sind es ungefähr 7 Prozent. vgl. ebd., S. 171

68 Die verwendeten Begriffe wurden aus den Prospekten der deutschen Fa. Turmalin und disana (Marke der Fa. Turmalin) entnommen. (o.J./ ca. 1990)

69 „Ein ganz besonderer Saft – Urin“, Radiosendung von Carmen Thomas, Westdeutscher Rundfunk, 21.7.1988, in der Sendereihe „Hallo-Ü-Wagen“

70 Thomas, a.a.O., S. 147

71 ebd., S. 156

72 Wettbewerbspublikation, Geberit AG, 1989, S. 18

73 Birgit Richard hat in ihrem Vortrag „Girlie, Hexe, Punkerin“ darauf hingewiesen, dass die Mode der Technoszene typische Motive von kindlicher Bekleidung wiederaufnimmt. Dazu gehören z.B. Trägerhemdchen und kurze Trägerkleidchen, kleine Täschchen und Rucksäckchen, Schnuller oder Teddies als Accessoires, die Zopffrisuren der Frauen und die Vorliebe für kräftige und leuchtende Farben.

Der Vortrag wurde am 01.02.1999 im Rahmen der Veranstaltungsreihe „Mode und Maskerade“ des Zentrum für interdisziplinäre Frauenforschung und gender studies an der Hochschule der Künste Berlin gehalten.

74 Dessai, Elisabeth: Kinderfreundliche Erziehung in der Stadtwohnung, Frankfurt 1975. Zitiert in: Grimm, Gunhild/ Bodenburg, Inga: So werden Kinder sauber. Schwierigkeiten und Erfolge. Hamburg 1991, S. 61 ff.

75 ebd., S. 62

76 ebd., S. 45

77 Die größten Unterschiede zwischen Kinder- und Erwachsenenbekleidung bestehen bei Schuhen und allen modellierenden Kleidungsstücken, wie z.B. Korsetts oder Büstenhalter, die heute nicht mehr von Kindern getragen werden.

78 Ariès, Philippe: Geschichte der Kindheit. 12. Aufl., München 1996, S. 112 f.

79 ebd., S. 120

80 ebd., S. 123

81 Ariès bezieht sich hier auf die Kinder der oberen Gesellschaftsschicht. Die Kniehose (Culotte) war bis in das 19. Jh. das standesgemäße Beinkleid der adligen Männer gewesen. In der bürgerlichen Bekleidung wurde zu Beginn des 19.Jhs. die lange Hose dann Teil des Herrenanzugs.

82 ebd., S. 124 f.

83 Die Mädchen wiederum wurden wie erwachsene Frauen eingekleidet.

84 Ariès, a.a.O., S. 121 f.

85 Junker/ Stille, a.a.O., S. 175

86 Eine vergleichbare Situation beschreibt Cécil Saint-Laurent für das Mittelalter. Bis in das 15. Jh. hatte sich ein deutlicher Unterschied in der Tagesbekleidung von Männern und Frauen herausgebildet. Da man – so Saint-Laurents These – eine prägnante Differenz auch nachts im Bett beibehalten wollte, wurden keine Nachthemden getragen, da diese nicht ausreichend das jeweilige Geschlecht verdeutlichten. „Nach all der Sorgfalt, die man auf die feinen Unterschiede in der Bekleidung verwandte, wäre es ein Widerspruch gewesen, wenn Männer und Frauen im Bett Nachthemden getragen hätten und sich damit plötzlich ähnlich geworden wären.“ Saint-Laurent, Cécil: Drunter. Eine Kultur- und Phantasie-Geschichte der weiblichen Dessous. Wien 1988, S. 57; vgl.a. ebd., S. 54 ff.

87 Diese Fähigkeit erlernen die meisten Kinder zwischen dem 25. und 30. Lebensmonat.

88 zit. in: Junker/ Stille, a.a.O., S. 89

89 ebd.

90 Bis zur Jahrhundertwende wurde häufig auf die Unterhose für Mädchen besonders hingewiesen, denn sie war immer noch ein exponierter Bestandteil der Kinderbekleidung. Bei den Knabenunterhosen war dies anders, denn sie waren bereits seit der Zeit des Absolutismus üblich.

„Das Tragen von Beinkleidern ist bei Mädchen jetzt allgemein Sitte, in den Städten wenigstens...“

Hochfelden, Brigitta/ Niedner, Marie: Das Buch der Wäsche. Ein Leitfaden zur zeit- und sachgemäßen Herstellung von Haus-, Bett- und Leibwäsche, sowie zu deren gründlicher Behandlung und Pflege. Reprint, Hannover 1983, S. 13

91 Junker/ Stille, a.a.O., S. 168

92 ebd.

93 „... man nimmt sie [die Beinkleider] für kleine Mädchen meist in geschlossener Form und in der hinteren Hälfte zum Hoch- und Herabknöpfen eingerichtet, größeren Kindern gibt man die mit Abb. 9 [hier: Abb. 4.54] ... vorgeführte, hinten offene Form, die jedoch – falls man geschlossenes [sic!] Beinkleid vorzieht – so gearbeitet werden kann wie Abb. 2 und 5.“ Hochfelden/ Niedner, a.a.O., S. 13

Fazit // S. 176 - 177

94 Es gab Modeerscheinungen, die dieser Tendenz nicht entsprachen, wie z.B. der Minirock oder die bauchfreie Mode. Allerdings sind nur wenige Min Röcke mit weitem Saum, d.h. also, dass auch hier die Öffnung nach unten möglichst klein gehalten wird. Die bauchfreie Kleidung, wie sie seit etwa drei Jahren üblich ist, wird fast ausschließlich von jungen Frauen getragen und kann deshalb nicht als allgemeines Beispiel gelten.

95 Wolters vertritt diese These bei ihrer Beschreibung der Männerhose, allerdings bezieht sie sich dabei nur auf Überhosen. Meiner Ansicht nach gilt jedoch dasselbe auch für Männerunterhosen.

96 Junker/ Stille, a.a.O., S. 171

Schlussbemerkungen // S. 178 - 180

1 Die Einzelurinale waren aus Keramik gefertigt, mit schlichten Formen und glatten Oberflächen und in der Regel weiß, ohne applizierte Dekorationen.

2 In diesem Zusammenhang bestätigt sich auch Sennetts These, dass der öffentliche Raum etwas wird, „das man durchquert, worin man sich nicht aufhält[, ...] der öffentliche Raum wird zu einer Funktion der Fortbewegung.“ vgl. Sennett, Richard: Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität. Frankfurt a.M. 1986, S. 29

Literaturliste:

- Abrams, M./ Bernstein, H.: Der Zukunftskatalog. München 1992

- Absolut modern sein: Zwischen Fahrrad und Fließband – culture technique in Frankreich 1889 – 1937. Hg. Neue Gesellschaft für Bildende Kunst (NGBK) Berlin, Ausstellungskatalog, Berlin 1986

- Acht Jahrhunderte Stadtgeschichte. Vergangenheit und Gegenwart im Spiegel der Kommunalarchive in Baden-Württemberg. Hg. Walter Bernhardt, Katalog zur Ausstellung der Arbeitsgemeinschaft Kommunalarchive im Städtetag Baden-Württemberg, Sigmaringen 1981

- Alberti, Leon Battista: Zehn Bücher über die Baukunst. Ins Deutsche übertragen, eingeleitet und mit Anmerkungen und Zeichnungen versehen durch Max Theuer. Unveränd. reprographischer Nachdr. der 1.Aufl. Wien/ Leipzig 1912, Darmstadt 1991

- Amsel, Alexander/ Lanz, Klaus: Seuchenherd Wasserklo. Ein Klo geht um die Welt. In: Greenpeace Magazin, Heft 3/ 1992, S. 8 - 13

- An jeder Ecke. Berliner Straßenmöbel. Hg. Bezirksamt Mitte von Berlin, Abteilung Jugend, Familie, Kultur und Bildung, Kulturamt/ Museum Mitte von Berlin, Berlin 1998

- ArbStättV: siehe Verordnung über Arbeitsstätten

- Ariès, Philippe: Geschichte der Kindheit. (frz. Orig.-Ausg.: L'enfant et la vie familiale sous l'ancien régime. Paris: Plon, 1960), 12. Aufl., München 1996

- Arndt, Konstanze: Weiss, Rein, Klar. Hygienevorstellungen des Neuen Bauens und ihre soziale Vermittlung durch die Frau. Diplomarbeit, Univ. GH Kassel, 1993. Hg. Fachbereich Stadtplanung und Landschaftplanung, GH Kassel, Heft 114, 1994

- Arnold, Janet: Patterns of Fashion. The cut and construction of clothes for men and women. Bd. c.) 1560–1620. London 1985

- Ausstattung von und mit Sanitärräumen. VDI-Richtlinie 6000, Blatt 1: Wohnungen (Gründruck Jan. 2000), Blatt 3: Versammlungsstätten und Versammlungsräume (Gründruck März 2000), Blatt 4: Hotelzimmer (Weißdruck Jan. 1999), Hg. Verein Deutscher Ingenieure, Düsseldorf

- Baacke, Dieter: Heimliche Kommunikation auf dem Hochschulcampus. Beobachtungen und Deutungsversuche. In: Müller, 1985, S. 39 - 54

- Bachmann, Felicitas/ Madeyka, Christa/ Meyer-Schneidewind, Mechthild: Wäsche. Mode, Markt und Marketing. Frankfurt a.M. 1994

- Bad und WC im Wohnungsbau. Arbeitsmaterialien September 1983, Bearb. von Ch. Fries und D. Kuban, 3.Aufl.: Ulrike Werner, Hg. Institut für Ausbau und Innenraumplanung, Techn. Univ. Berlin, Prof. Heinz Wagner, Berlin 1983

- Badewonnen. Gestern, Heute, Morgen. Mit Beiträgen von Karl Michael Armer, Ulrika Kiby, Klaus Kramer und Erich Küthe, Hg. Hansgrohe, Köln 1993

- Balzac, Honoré de: Verlorene Illusionen. Zürich 1977

- Barré-Despond, Arlette: Union des Artistes Modernes. Paris 1986

- Becker, Heidede: Gegenwärtig: Das öffentliche Klo. In: Bauwelt 11/ 1989, S. 426 - 434

- Benjamin, Walter: Das Passagen – Werk. 2 Bde., Frankfurt a.M. 1982

- Berg, Kirsten/ Lämmle, Hajo: Die öffentliche Toilette als Zivilisationsprodukt. Über das Müssen und Können in deutschen Städten. Studienarbeit, Univ. GH Kassel, WS 1993/ 94, Hg. Fachbereich Stadtplanung und Landschaftsplanung, GH Kassel, Arbeitsberichte Heft 126, 1997

- Berger, Wolfram: Aus Scheiße wird Erde. Diplomarbeit, Univ. GH Kassel 1977

- Berlin und seine Bauten. 2 Teile, Hg. Architekten-Verein zu Berlin, Berlin 1877

- Berlin und seine Bauten, Bd. I. Hg. Architekten-Verein zu Berlin und die Vereinigung Berliner Architekten. Berlin 1896

- Berlin und seine Bauten. Teil 4: Wohnungsbau, Bd. A: Die Voraussetzungen. Die Entwicklung der Wohngebiete. Hg. Architekten- und Ingenieurverein zu Berlin, Berlin/ München/ Düsseldorf 1970

- Berlin und seine Bauten. Teil 4: Wohnungsbau, Bd. B: Die Wohngebäude – Mehrfamilienhäuser.

Hg. Architekten- und Ingenieurverein zu Berlin, Berlin/ München/ Düsseldorf 1974

- Berndt, Heide: Hygienebewegung des 19. Jahrhunderts als vergessenes Thema von Stadt- und Architektursoziologie. In: Die alte Stadt. Zeitschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie und Denkmalspflege, 14. Jg, Nr. 1/87, S. 140 - 163

- Beutelspacher, Martin: Kultivierung bei lebendigem Leib. Alltägliche Körpererfahrung in der Aufklärung. Weingarten 1986

- Bielicki, Julian S.: Aus dem Tagebuch eines Skatologen. In: Bauwelt 11/ 1989, S. 392 - 425

- Blok, Anton: Hinter Kulissen. In: Gleichmann/ Goudsblom/ Korte: Materialien zu Norbert Elias' Zivilisationstheorie, 2. Aufl., Frankfurt a.M. 1982, S. 170 - 193

- Boberg, Jochen/ Fichter, Tilman/ Gillen, Eckhart (Hg.): Exerzierfeld der Moderne, Industriekultur in Berlin im 19. Jahrhundert. München 1984

- Böhme, Hartmut (Hg.): Kulturgeschichte des Wassers. Frankfurt a.M. 1988

- Bösch, Karl: Sanitärräume im Wohnbau. Schweiz 1978

- Boesiger, Willy (Hg.): Le Corbusier. 7. unveränderte Neuaufl., Basel/ Boston/ Berlin 1998

- Boltanski, Luc: Die soziale Verwendung des Körpers. In: Dietmar Kamper und Volker Rittner (Hg.): Zur Geschichte des Körpers, München/ Wien 1976, S. 138 - 177

- Bourke, John Gregory: Das Buch des Unrats. (am. Orig.-Ausg.: Scatalogic Rites of all Nations. Washington, D.C. 1891; dt. Erstausg.: dt. Übers. und Bearb. von Friedrich S. Krauss und Hermann Ihm, mit einem Geleitwort von Sigmund Freud, als 6. Bd. der Beiwerke zum Studium der Anthropophyteia. Jahrbücher für folkloristische Erhebungen und Forschungen zur Entwicklungsgesch. der geschl. Moral, unter dem Titel: Der Unrat in Sitte, Brauch, Glauben und Gewohnheitsrecht der Völker. Leipzig: Ethnologischer Verlag, 1913), Frankfurt a.M. 1992

- Braunfels, Wolfgang: Abendländische Klosterbaukunst. Frankfurt a.M. 1969

- Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien. Gesamtdarstellung aller Gebiete der gewerblichen und industriellen Arbeit. 9., neugestaltete Aufl., 1. Bd., Leipzig 1896

- Buttgerit, Silke: Das Eintreten ins Austreten. Butches im Spiegel des Toilettenbesuchs. In: Kuhnen, Stefanie (Hg.): Butch – Femme. Eine erotische Kultur. Berlin 1997, S.144 - 151

- Calvino: Die unsichtbaren Städte. (ital. Orig.-ausg.: 1972) Ungek. Lizenzausg., München 1985

- Campbell, Barbara-Ann: Paris. Ein Führer zur zeitgenössischen Architektur. Köln 1997

- Carter, Alison: Underwear – the Fashion History. London 1992

- Cavanagh, Sue/ Ware, Vron: At Women's Convenience. A Handbook on the Design of Women's Public Toilets. Hg. Women's Design Services, London 1990

- Chevallier, Gabriel: Clochemerle. Aus dem Französischen von Roland Schacht, Neuaufl., Frankfurt a.M. 1994

- CIAM, Internationale Kongresse für Neues Bauen, Congrès Internationaux d'Architecture Moderne, Dokumente 1928 – 1939. ETH Zürich, Inst. für Geschichte und Theorie der Architektur, Hg. Steinmann, Martin, Basel/ Boston/ Stuttgart 1979

- Cloaca Maxima. Hg. Museum der Stadtentwässerung Zürich, Ausstellungskatalog, Ostfildern 1994

- Coburg. Schoss Ehrenburg. Amtlicher Führer von Herbert Brunner und Lorenz Seelig. Hg. Bayerische Verwaltung der staatl. Schlösser, Gärten und Seen, München 1990

- Coley, Catherine: Jean Prouvé. Hg. Collections du Musée national d'art moderne – Centre de creation industrielle. Paris 1993

- Colomina, Beatriz: Privacy and Publicity. Modern Architecture as Mass Media. MIT Cambridge, MASS./ London 1994

- Colors: 1000 extra/ordinary objects, Köln 2000

- Conran, Terence: The Bed and Bath Book. London 1978

- Conway, Hazel (Hg.): Design History. London/ New York 1987

- Corbin, Alain: Pesthauch und Blütenduft. Eine Geschichte des Geruchs. (frz. Orig.-Ausg.: Le Miasme et la

Jonquille. L'odorat et l'imaginaire social XVIIIe – XIXe siècle. Paris 1982), ungek. Ausg., Frankfurt a.M. 1988

- Coturnix [Pseudonym]: Erbauliche Enzy-Clo-Pädie – Kulturgeschichte eines verschwiegenen Örtchens. Wien/ München 1979

- Cunnington, C. Willett and Phillis: The History of Underclothes. With revisions by A.D. Mansfield and Valerie Mansfield, (Erstausg.: 1951), London/ Boston 1981

- Curter, Maria: Berliner Gold. Geschichte der Müllbeseitigung in Berlin. Berlin 1996

- Das ist Paris. Vom Morgengrauen bis Mitternacht. Jan Busse (Texte) und Cas Oorthuys (Fotografien); Amsterdam 1952

- Davis, Ronald I.: Men's garments, 1830 – 1900, a guide to pattern cutting. 2. Aufl., Studio City (CA.) 1994

- Delille, Angela/ Grohn, Andrea: Geschichten der Reinlichkeit. Vom römischen Bad zum Waschsalon. Frankfurt a.M. 1986

- Der Baderaum als sozialer Ort der Familie. Hg. Internationales Design Zentrum , IDZ 5, Berlin 1973

- Der liebste Ort aus Erden... Einblicke in Vergangenheit und Zukunft des Klosetts. Resultate eines nicht-alltäglichen Design-Wettbewerbs rund um den alltäglichsten Gegenstand. Geberit AG, (Wettbewerbsbericht), Rapperswil 1989

- Der neue Mensch. Obsessionen des 20. Jahrhunderts. Hg. Nicola Lepp, Martin Roth und Klaus Vogel, Deutsches Hygiene-Museum Dresden, Ausstellungskatalog, Ostfildern 1999

- Des1gnbuch. Status Quo 1997. Hochschule für Bildende Künste Braunschweig, Hg. Präsident der HfBK Braunschweig, Salzgitter 1997

- Die Bibel. Nach der deutschen Übersetzung Martin Luthers, ausgegeben von der Hannoverschen Bibelgesellschaft, Hannover und Leipzig [o. J.]

- Die Epoche der Moderne. Kunst im 20. Jahrhundert. Hg. Christos M. Joachimides und Norman Rosenthal, Katalog zur Ausstellung im Martin-Gropius-Bau Berlin, Ostfildern 1997

- Die Große Wäsche.Schriften des Rheinischen Museumsamtes, Nr. 42. Schriften des Rheinischen Freiluftmuseums – Landesmuseum für Volkskunde, Nr. 34, Ausstellungskatalog, Köln 1988

- Diekmeyer, Ulrich: Unser Kind im 1. und 2. Lebensjahr. Hamburg 1998

- Die nützlichen Künste. Gestaltende Technik und Bildende Kunst seit der Industriellen Revolution. Hg. Tilmann Buddensieg und Henning Rogge, Ausstellungskatalog, Berlin 1981

- Die Seuche. Kursbuch Heft 94, Hg. Karl Markus Michel und Tilman Spengler, Red. Ingrid Karsunke, Berlin 1988

- Die Stundenbücher des Duc de Berry. Hg. Fritz Winter, 3. Aufl., die bibliophilen Taschenbücher Nr. 289, Dortmund 1985

- Die Vergessenen Tempel. Zur Geschichte der Sanitärtechnik. Festschrift zum 100jährigen Jubiläum der Aqua-Butzke Werke AG (Hg.), Marburg 1988

- Die Zwanziger Jahre des Deutschen Werkbunds. Hg. Deutscher Werkbund und Werkbund-Archiv, Giessen (a.d.Lahn) 1982

- Duerr, Hans Peter: Nacktheit und Scham, der Mythos vom Zivilisationsprozeß. Frankfurt a.M. 1988

- Dupre, Judith: Brücken. München/ Köln 1998

- Eigeltinger, Wilfried: Graffiti für Vespasian. Die Kunst im Pissoir. Berlin 1983

- Elias, Norbert: Über den Prozeß der Zivilisation, 2 Bde., 14. Aufl., (text- und seitenidentisch mit der 1969 im Verlag Francke AG, Bern, erschienenen zweiten, um eine Einl. verm. Aufl.), Frankfurt a.M. 1989

- Elias, Norbert: Die höfische Gesellschaft. Untersuchungen zur Soziologie des Königtums und der höfischen Aristokratie. 1. Aufl., Frankfurt a.M. 1983

- Englisch, Paul: Das skatologische Element in Literatur, Kunst und Volkskunst. Stuttgart 1928

- Englisch, Paul: Sittengeschichte Europas. Berlin/ Wien 1931

- Enzensberger, Christian: Größerer Versuch über den Schmutz. (Erstausg.: München, 1968), Ungek. Ausg., München 1970

- Ekel und Allergie. Kursbuch Heft 129, Hg. Karl Markus Michel, Ingrid Karsunke und Tilman Spengler, Berlin 1997
- Exposition internationale Paris 1937, Cinquantenaire. Hg. Bertrand Lemoine, Institut Français d'Architecture et Paris-Musées, Ausstellungskatalog, Paris 1987
- Faber, René: Von Donnerbalken, Nachtvasen und Kunstfuzern. Eine vergnügliche Kulturgeschichte. Frankfurt a.M. 1994
- Faller, Peter: Der Wohngrundriss. Entwicklungslinien 1920 – 1990, Schlüsselprojekte, Funktionsstudien. Wissenschaftl. Mitarb. Eberhard Wurst, Stuttgart 1996
- Fedderke, Dagmar: Pissing in Paris: „Reiseführer“. Miniatur-Geschichten mit Fotografien von Baxter, Tübingen 1994
- Feldhaus, Franz Maria: Ka-Pi-Fu und andere verschämte Dinge. Privatdruck, Berlin-Friedenau 1921
- Feurich, Hugo: Das Drei-Liter-WC aus Berlin, Ergebnisse experimenteller Untersuchungen. In: Sanitär- und Heizungstechnik, Nr. 10, 1996, S. 106 - 119
- Feurich, Hugo: Sanitärtechnik. 7., erw. Aufl., Düsseldorf 1995
- Fiell, Charlotte u. Peter: Industrial Design A-Z. Köln 2000
- Fischer, Volker: Die Liege LC4 von Le Corbusier, Pierre Jeanneret und Charlotte Perriand. Frankfurt a.M. 1997
- Fissler, Jürgen: Untersuchung zur Bemessung und Ausstattung sanitärer Anlagen in Gaststätten aus funktioneller, ergonomischer und hygienischer Sicht. (Diss., Technische Universität Berlin, Fb Umwelttechnik, 1982), Berlin 1983
- Freud, Sigmund: Das Unbehagen in der Kultur. Und andere kulturtheoretische Schriften. Einleitung von Alfred Lorenzer und Bernard Görlich, Frankfurt a.M. 1994
- Frey, R. u.a.: Wasser, Abwasser, Abfall, Lexikon von A – Z. Stuttgart 1980
- Fuente, Guillermo Jullian de la/ Eardley, Anthony: 35 rue de Sèvres, Disegni inediti di Le Corbusier. University of Kentucky, Lexington (KEN.) 1975
- Fundgruben. Hg. Historisches Museum Basel, Barfüsserkirche, Ausstellungskatalog, Basel 1996
- Geist, Johann Friedrich: Passagen, ein Bautyp des 19. Jahrhunderts. München 1969
- Geist, Johann Friedrich/ Kürvers, Klaus: Das Berliner Mietshaus 1740 – 1862. Eine dokumentarische Geschichte der „von Wülcknitz Familienhäuser“ vor dem Hamburger Tor, der Proletarisierung des Berliner Nordens und der Stadt im Übergang von der Residenz zur Metropole. München 1980
- Geist, Johann Friedrich/ Kürvers, Klaus: Das Berliner Mietshaus 1862 – 1945. Eine dokumentarische Geschichte von „Meyer's Hof“ in der Ackerstraße 132 – 133, der Entstehung der Berliner Mietshausquartiere und der Reichshauptstadt zwischen Gründung und Untergang. München 1984
- Giedion, Sigfried: Die Herrschaft der Mechanisierung. (am. Orig.-Ausg.: Mechanization Takes Command. Oxford University Press 1948), Sonderausg., Frankfurt a.M. 1987
- Gleichmann, Peter: Die Verhäuslichung von Harn- und Kotentleerungen. In: Medizin Mensch Gesellschaft, Sonderdruck, Stuttgart 1979
- Gleichmann, Peter: »Sauberkeit« und Zivilisation. In: archithese I - 85, S. 2 - 4
- Gleichmann, Peter: Städte reinigen und geruchlos machen, menschliche Körperentleerungen, ihre Geräte und Verhäuslichung. In: Sturm, Hermann (Hg.): Ästhetik und Umwelt. Sonderdruck, Tübingen 1979, S. 99 - 132
- Gleichmann, Peter: Zur Verhäuslichung körperlicher Verrichtungen. In: Gleichmann/ Goudsblom/ Korte: Materialien zu Norbert Elias' Zivilisationstheorie, 2. Aufl., Frankfurt a.M. 1982, S. 254 - 278
- Gmünder, Bruno/ Maltzahn, Chr. von (Hg.): Berlin von Hinten. Berlin 1981
- Goubert, Jean-Pierre: Du luxe au confort. Edition Belin, 1988
- Goulden, Gontran: Bathrooms. Design Centre Book, London 1966
- Grimm, Gunhild/ Bodenburg, Inga: So werden Kinder sauber. Schwierigkeiten und Erfolge. Hamburg 1991
- Guerrand, Roger-Henri: Les Lieux. Histoire des commodités. (frz. Erstausg.: 1985), Paris 1997

- Gynäkologie und Geburtshilfe. Grundlagen, Pathologie, Prophylaxe, Diagnostik, Therapie. Hg. O. Käser/ V. Friedberg/ K.G.Ober/ K.Thomsen/ J.Zander, 2., Neubearb. Aufl., Bd. 3/ 1, Stuttgart/ New York 1985
- Hamburg und seine Bauten, unter Berücksichtigung der Nachbarstädte Altona und Wandsbek. 2. Bd., Hg. Architekten- und Ingenieur-Verein zu Hamburg. Hamburg 1914; darin: Die Bedürfnisanstalten, S. 263-265; Kleine Schmuck- und Nutzbauten, S. 307 - 328
- Hanauske, Dieter: „Bauen, bauen, bauen...!“ Die Wohnungspolitik in Berlin (West) 1945 – 1961. Berlin 1995
- Handbuch der Architektur, 3. Teil, 4. Bd.: Anlagen zur Versorgung der Gebäude mit Licht und Luft, Wärme und Wasser. [Autoren:] Ferdinand Fischer, Hermann Fischer, Wilhelm Kohlrausch und Eduard Schmitt, 3. Aufl., Leipzig 1908
- Handbuch der Architektur, 3. Teil, 5. Bd.: Koch-, Spül-, Wasch- und Bade-Einrichtungen. Entwässerung und Reinigung der Gebäude. Ableitung des Haus-, Dach- und Hofwassers. Aborte und Pissoirs. Entfernung der Fäkalstoffe aus den Gebäuden. Hg. Josef Durm, Hermann Ende, Eduard Schmitt und Heinrich Wagner, Darmstadt 1883
- Handbuch der Architektur, Ergänzungsheft zum 3. Teil, 5. Bd.: Entwässerungsanlagen amerikanischer Gebäude. [Autor:] Gerhard, Wm. Paul, Stuttgart 1897
- Handbuch der Architektur, 3. Teil, 5. Bd., 2. Heft: Entwässerung und Reinigung der Gebäude. Mit Einschluß der Spül-, Wasch- und Badeeinrichtungen, der Aborte und Pissoire. [Autoren:] Rudolf Vogel und Eduard Schmitt, 3. Aufl., Leipzig 1908
- Handbuch der Architektur, 4. Teil, 2. Halbbd., 1. Heft: Entwerfen, Anlage und Einrichtung der Gebäude. Gebäude für die Zwecke des Wohnens, des Handels und Verkehrs. Wohnhäuser. [Autoren:] Josef Durm und Hermann Ende, 1. Aufl., Stuttgart 1902
- Handbuch der Architektur, 4. Teil, 2. Halbbd.: Gebäude für die Zwecke des Wohnens, des Handels und Verkehrs. 1. Heft: Wohnhäuser. [Autor:] Hermann Sörgel, 2. Aufl., Leipzig 1927
- Handbuch der Architektur, 4. Teil, 4. Halbbd., 1. Heft: Gebäude für Erholungs-, Beherbergungs- und Vereinszwecke. Schankstätten und Speisewirtschaften; Kaffeehäuser und Restaurants. Volksküchen und Speiseanstalten für Arbeiter; Volkskaffeehäuser. Öffentliche Vergnügungstätten. Festhallen. Gasthöfe höheren Ranges. Gasthöfe niederen Ranges; Schlaf- und Herbergshäuser. Hg. Eduard Schmitt, Josef Durm, Hermann Ende, 3. Aufl., Stuttgart 1904
- Handbuch der Architektur, 4. Teil, 4. Halbbd., Heft 1: Hotels und Restaurants. [Autor:] Karlwilhelm Just, 3. Aufl., Leipzig 1933
- Handbuch der Architektur, 4. Teil, 9. Halbbd.: Der Städtebau. [Autor:] Joseph Stübben, 1. Aufl., Darmstadt 1890
- Handbuch der Architektur, 4. Teil, 9. Halbbd.: Der Städtebau. [Autor:] Joseph Stübben, 3. Aufl., Leipzig 1924
- Handbuch der Hygiene, 1. Bd., 2. Abteilung: Wasserversorgung, Wasseruntersuchung und Wasserbeurteilung, Hg. Theodor Weyl, Jena 1896
- Handbuch der Hygiene, 2. Bd., 1. Abteilung: Die Kanalisation, Hg. Theodor Weyl, Jena 1894
- (Weyl's) Handbuch der Hygiene, 2. Bd., Städtereinigung, 3. Abteilung: Die Reinigung städtischer Abwässer/ Die Gewerblichen Abwässer/... . Hg. C. Fraenken, 2. Aufl., Leipzig 1914
- (Weyl's) Handbuch der Hygiene, 2. Bd.: Städtereinigung, 4. Abteilung: Straßenhygiene/ Müll/ Abfuhrsysteme und Verwertung der Latrine in nichtkanalisierten Städten. Hg. A. Gärtner, 2. Aufl., Leipzig 1918
- (Weyl's) Handbuch der Hygiene: 2. Bd., 1. Abteilung: Überblick über die historische Entwicklung der Städtereinigung bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts; 2. Bd., 2. Abteilung: Menge und Art der städtischen Abfallstoffe; 2. Bd., 3. Abteilung: Die Reinigung städtischer Abwässer; 2. Bd., 4. Abteilung: Abfuhrsysteme und Verwertung der Latrine in nichtkanalisierten Städten; 2. Bd., 5. Abteilung: Ortsentwässerung (Kanalisation). Hg. A. Gärtner, Leipzig 1919
- Handbuch der Hygiene, 2. Bd., 1. Abteilung, 2. Aufl., Leipzig 1927
- Handbuch der Hygiene, 4. Bd., 2. Abteilung: Arbeits- und Gewerbehygiene. 2. Aufl., Leipzig 1919
- Hapke, Thomas Hg.: Stadthygiene und Abwasserreinigung nach der Hamburger Cholera-Epidemie, Umweltforschung vor 100 Jahren im Spiegel der Bibliothek der Sielklär-Versuchsstation Hamburg-Eppendorf. Herzberg 1993
- Hart-Davis, Adam: Thunder, Flush and Thomas Crapper. An Eycloopedia. London 1997

- Heiartz, Julia: Verhüllen – Enthüllen. Die Bedeutung des Dessous in Geschichte und Gegenwart. [Masch-schr.] Studienarbeit, Hochschule der Künste, Fachbereich Industrial Design, Berlin 1992
- Heine, Heinrich. Werke, Briefwechsel und Lebenszeugnisse. Bd. 7: Über Frankreich 1831 – 1837. Berichte über Kunst und Politik. Bearb. Fritz Mende, Säkulärausgabe, Hg. Nationale Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar und das Centre National de la Recherche Scientifique in Paris, Berlin/ Paris 1970
- Hiesinger, Kathryn/ Marcus, George: Landmarks of Twentieth Century Design. An Illustrated Handbook. New York/ London/ Paris 1993
- Hochfelden, Brigitta/ Niedner, Marie: Das Buch der Wäsche. Ein Leitfaden zur zeit- und sachgemäßen Herstellung von Haus-, Bett- und Leibwäsche, sowie zu deren gründlicher Behandlung und Pflege. (1. Aufl. 1894; 5./ 6. Aufl., Leipzig, o.J., [1900 ?]) Reprint, Hannover 1983
- Hösel, Gottfried: Unser Abfall aller Zeiten, Eine Kulturgeschichte der Städtereinigung. München 1987
- Horan, Julie L.: Sitting Pretty. An Uninhibited History of the Toilet. [am. Orig.-Ausg.: The Porcelain God. A social history of the toilet. Secaucus, NJ: Birch Lane Press, 1996], (engl. Erstausg.: London 1996), London 1998
- Illi, Martin: Von der Schießgruob zur modernen Stadtentwässerung. Stadtentwässerung Zürich, Hg. Abt. des Bauamtes 1, Zürich 1987
- Illich, Ivan: H2O und die Wasser des Vergessens. (am. Originalausg.: H2O and the Waters of Forgetfulness. Dallas, TEX., 1985), Hamburg 1987
- Interbau Berlin 1957. Amtlicher Katalog der Internationalen Bauausstellung Berlin 1957. (Red.) Ewald Weitz; Jürgen Friedenberg, Berlin 1957
- Internationale Bauausstellung Berlin 1957. Hg. Senat für Bau- und Wohnungswesen und Bund Deutscher Architekten, Darmstadt [o.J.]
- Jacobeit, Sigrid und Wolfgang: Illustrierte Alltagsgeschichte des deutschen Volkes. 1550-1810. Band 1 (Lizenzausgabe), Köln 1986
1810-1900. Band 2 (Lizenzausgabe), Köln 1987
- Jacobeit, Sigrid und Wolfgang: Illustrierte Alltags- und Sozialgeschichte Deutschlands 1900 – 1945. Münster 1995
- Jeggler, Utz: Im Schatten des Körpers, Vorüberlegungen zu einer Volkskunde der Körperlichkeit. In: Sonderdruck aus Zeitschrift für Volkskunde 11/ 1980, S. 169 - 188
- Jeggler, Utz: Inseln im Veranständigungsprozeß. [Masch.-schr.] Vortrag an der Hochschule der Künste Berlin, Fachbereich Industrial Design, 18. Januar 1991
- Jeggler, Utz: Zur Dialektik von Anständig und Unanständig im Zivilisationsprozeß. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Band XLVI/95, Wien 1992, S. 293 - 304
- Jong, Erica: Angst vorm Fliegen. Frankfurt a.M. 1973
- Juchli, Liliane: Krankenpflege, Praxis und Theorie der Gesundheitsförderung und Pflege Kranker. Stuttgart/ New York 1987
- Junker, Almut/ Stille, Eva: Zur Geschichte der Unterwäsche 1700 – 1960. Hg. Historisches Museum Frankfurt, Ausstellungskatalog, Frankfurt a.M. 1988
- Kiechle-Klemt, Erika/ Sünwoldt, Sabine: Anrühlig. Bedürfnisanstalten in der Großstadt. Hg. Stadtarchiv München, München 1990
- Kira, Alexander: The Bathroom: Criteria for Design. Cornell University, Ithaka (NY) 1966
- Kira, Alexander: The Bathroom. New and revised edition, New York 1976
- Kira, Alexander: Das Badezimmer. Private und öffentliche Sanitäranlagen für Nichtbehinderte und Behinderte. Düsseldorf 1987
- Kirsch, Karin: Die Weissenhofsiedlung. Werkbund-Ausstellung „Die Wohnung“ – Stuttgart 1927. Stuttgart 1987
- Klauda, Manfred: Geschichte und Geschichten vom Nachttopf. Zentrum für außergewöhnliche Museen, Erstes Nachttopf-Museum der Welt, Katalog, München [o.J.]
- Kluge, Friedrich: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 20. Aufl., bearb. von Walther Mitzka, Berlin 1967

- Knappke, Gerhardt/ Pfaff, Karl-Heinz: Sanitärzellen. Prefabricated Bathroom Units. Wiesbaden 1975
- Knovaloff, Árpád: Von den Pumpen und Brunnen zur zentralen Wasserversorgung. In: Die Große Wäsche. S. 150- 156
- König, Oliver: Nacktheit. Soziale Normierung und Moral. Opladen 1990
- Kogon, Eugen: Der SS – Staat. München 1974
- Koren, Leonard: 283 useful ideas from Japan. For entrepreneurs and everyone else. San Francisco 1988
- Krafft, Livia: Von der Verhäuslichung und Beseitigung menschlicher Körperentleerungen. [Masch.-schr.] Diplomarbeit, Kunsthochschule Halle Burg Giebichenstein, 1994
- Kretschmer, Winfried: Geschichte der Weltausstellungen. Frankfurt a.M./ New York 1999
- Krüger, Irmgard K.: Wo wir alle die Hosen herunterlassen. Das WC als Biotop der Intimität. In: Psychologie heute, Mai 1994, S. 58 - 61
- Kruft, Hanno-Walter: Geschichte der Architekturtheorie. Von der Antike bis zur Gegenwart. 3. Aufl., München 1991
- Krumlinde, Hans Heinrich: Behindertengerechtes Wohnen. Köln 1979
- Kulley, M.: Johns in Europe – Toilet Training for Tourists. Los Angeles (CA.) 1970
- Lachmeyer, Herbert/ Mattl-Wurm, Sylvia/ Gargerle, Christian: Das Bad, Eine Geschichte der Badekultur im 19. und 20. Jahrhundert. Salzburg/ Wien 1991
- Lambton, Lucinda: Temples of Convenience. London 1978
- Lambton, Lucinda: Temples of Convenience and Chambers of Delight. London 1995
- Laporte, Dominique: Eine gelehrte Geschichte der Scheiße. (frz. Orig.-Ausg.: Christian Bourgois Editeur, 1978), Frankfurt a.M. 1991
- Le Corbusier. Hg. Willy Boesiger, 7. unveränderte Neuaufl., Basel/ Boston/ Berlin 1998
- Le Corbusier, architect, painter, writer. Hg. Stamo Papadaki, with essays by Hudnut, Giedion, Leger, Sert, Soby. New York 1948
- The Le Corbusier Archives, Vol. 1, Early Buildings and Projects 1912 – 1923. Hg. H. Allen Brooks, New York/ Paris 1982
- The Le Corbusier Archives, Vol. 7, Villa Savoye and Other Buildings and Projects 1929 – 1930. Hg. H. Allen Brooks, New York/ Paris 1984
- The Le Corbusier Archives, Vol. 19, Projet Roq et Rob, Roquebrune - Cap Martin, and Other Buildings and Projects 1948-1950. Hg. H. Allen Brooks, New York/ Paris 1983
- The Le Corbusier Archives, Vol. 28, La Tourette and Other Buildings and Projects 1955-1957. Hg. H. Allen Brooks, New York/ Paris 1984
- Le Corbusier: L'art decoratif d'aujourd'hui, Paris 1925
- Le Corbusier: Œuvre Complète 1910 – 1929, Zürich 1937
- Le Corbusier et Pierre Jeanneret: Oeuvre complète 1910 – 1929. 2. Aufl., Zürich 1974
- Le Corbusier Sketchbooks, Vol. 4, 1957 – 1964, Hg. Architectural History Foundation Cambridge (MASS.) und Fondation Le Corbusier Paris, 1982
- Lefèbvre, Henri: Die Revolution der Städte. (frz. Orig.-Ausg.: La Révolution urbaine, Editions Gallimard 1970), Frankfurt a.M. 1976
- Lelieur, Anne-Claude: Rayon lingerie, un siècle de publicité. Hg. Bibliothèque Forney, Paris [o.J.]
- Lerch, Martin: Das Bad für Körper und Sinne. [Masch.-schr.] Diplomarbeit, Hochschule der Künste, Fachbereich Industrial Design, Berlin 1992
- Les premières fois qui ont inventé Paris. Hg. Pavillon de l'Arsenal, les mini PA no. 27, Ausstellungskatalog, Paris 1999
- L'Esprit Nouveau, Le Corbusier und die Industrie 1920 – 1925. Hg. Stanislaus von Moos, Museum für Gestaltung Zürich, Ausstellungskatalog, Berlin 1987

- Levinson, Orde: The Womens Urinal: facts and fables. Vortrag anlässlich des Better Public Toilet Seminar der British Toilet Association (BTA), [Masch.-schr.], April 1999
- Liehr, Günter/ Fay, Olivier: Der Untergrund von Paris. Ort der Schmuggler, Revolutionäre, Kataphilen. Berlin 2000
- Lindemann, Hugo: Die deutsche Städteverwaltung – ihre Aufgaben auf den Gebieten der Volkshygiene, des Städtebaus und des Wohnungswesens. 1. Aufl. 1901/ 2. Aufl. Stuttgart 1906
- Löneke, Regina/ Spieker, Ira (Hg.): Reinliche Leiber – Schmutzige Geschäfte. Körperhygiene und Reinlichkeitsvorstellungen in zwei Jahrhunderten. Göttingen 1996
- London. Eine europäische Metropole in Texten und Bildern. Hg. Norbert Kohl, Frankfurt a.M. 1979
- Loos, Adolf: Ins Leere gesprochen 1897 – 1900. Innsbruck 1932
- Lorenz-Ladener, Claudia (Hg.): Komposttoiletten. Wege zur sinnvollen Fäkalien-Entsorgung. 2.Aufl., Staufen bei Freiburg/ Brsg. 1992
- Loschek, Ingrid: Reclams Mode- und Kostümllexikon. Stuttgart 1987/ 1994
- Lupton, Ellen/ Miller, J.A.: The Bathroom, the Kitchen and the Aesthetics of Waste. A Process of Elimination. Hg. MIT List Visual Arts Center, New York 1992
- Charles Marville 1816 – 1878. Hg. Centre National de la Photographie, Paris 1996
- Marx-Engels-Werke, Bd. 2 und 3, Berlin [DDR] 1976
- McLeod, Mary: Furniture and Femininity. In: The Architectural Review. No. 1079, Jan. 1987, S. 43 - 46
- McQueen, Steve: Barrage. Hg. Friedrich Meschede, DAAD Berliner Künstlerprogramm, Ausstellungskatalog, Köln 2000
- Meiners, Uwe (Hg.): Korsetts und Nylonstrümpfe. Frauenunterwäsche als Spiegel von Mode und Gesellschaft zwischen 1890 bis 1960. Begleitheft zur gleichnamigen Ausstellung im Schloßmuseum Jever, Oldenburg 1994
- Menninghaus, Winfried: Ekel. Theorie und Geschichte einer starken Empfindung. Frankfurt a.M. 1999
- Mercier, Louis-Sébastien: Mein Bild von Paris. Übertragen und hg. von Jean Villain, Leipzig 1976/ Frankfurt a.M. 1979
- Mercier, Louis-Sébastien: Paris am Vorabend der Revolution. Entdeckung einer Weltstadt. Karlsruhe 1967
- Metken, Sigrid: Der Kampf um die Hose – Geschlechterstreit und die Macht im Haus – Die Geschichte eines Symbols. Frankfurt a.M./ New York/ Paris 1996
- Miller, John: ROCK SUCKS, DISKO SUCKS. Hg. DAAD Berliner Künstlerprogramm, Ausstellungskatalog, Berlin 1992
- Miller, P.C./ Willock, R.: Continental Cans etc.: A Tourist's Guide to European Plumbing. New York 1960
- Möllring, Bettina: Damen, Donne, Dames, Toiletten für öffentliche Bereiche. [Masch.-schr.] Erste Abschlußarbeit, Hochschule der Künste, Fachbereich Industrial Design, Berlin 1987
- Mönckemeyer, Klaus: Entwicklung von Hygiene- und Sauberkeitsstandards zwischen Reichsgründung und Erstem Weltkrieg. In: Die Große Wäsche. S.131 - 138
- Mönninger, Michael u.a.: Japan Design. Köln 1992
- Mönninghoff, Hans (Hg.): Wege zur Ökologischen Wasserversorgung. Staufen bei Fr./ Brsg. 1993
- Moos, Stanislaus v.: Standard und Elite. Le Corbusier, die Industrie und der „Esprit Nouveau“. In: Die nützlichen Künste. S. 306 - 323
- Müller, Siegfried: Der verborgene Alltag hinter der verschlossenen Tür. In: Zeitschrift für Volkskunde 1988, Jg. 84, S. 26 - 38
- Müller, Siegfried (Hg.): Graffiti: tätowierte Wände. Bielefeld 1985
- Müller, Siegfried: Graffiti: Spiegel einer verborgenen Kultur. In: ders., 1985, S. 9 - 16
- München und seine Bauten. Hg. Bayerischer Architekten- und Ingenieur-Verein, München 1912; darin: Die Bedürfnisanstalten, S. 662 - 666

- Muthesius, Hermann: Das englische Haus. 3 Bde., 2. Aufl., Berlin 1908 [Reprint]
- Néret, Gilles: 1000 Dessous. Eine Geschichte der Reizwäsche. Köln 1998
- Néret, Gilles: les dessous de la PUB. Toulouse 1986
- Neudecker, Richard: Die Pracht der Latrine. Zum Wandel öffentlicher Bedürfnisanstalten in der kaiserzeitlichen Stadt. (Zugl.: Habil.-Schr., Univ. München, 1994) Studien zur antiken Stadt, Nr. 1, Hg. Paul Zanker, München 1994
- Neues Bauen – Neues Gestalten. Das Neue Frankfurt/ die neue Stadt. Eine Zeitschrift zwischen 1926 und 1933. Ausgewählt und eingeleitet von Heinz Hirdina, Hg. Amt für industrielle Formgestaltung, Dresden/ Berlin [BRD]: VEB Verl. der Kunst/ Elefant Press, 1984
- Newman, Eva: Going abroad – a comprehensive guide to answering the call of nature anywhere in the world, from using the ubiquitous „squat“ toilet to the bidet ...; the bathroom survival book. Saint Paul (MINN.) 1997
- Niedner, Marie/ Stock, Hedwig/ Weber, Helene: Beyers großes Lehrbuch der Wäsche. (Erstausg.: Leipzig/ Berlin 1927) Reprint, Hannover 1984
- Öffentliche Toiletten- und Waschräume. VDI-Richtlinie 3818 (Gründruck), Hg. Verein Deutscher Ingenieure, Düsseldorf 2000
- Öko-Test Ratgeber: Kleinkinder. Überarbeitete Neuaufl., Hamburg 1998
- Oettingen, Wolfgang von (Hg.): Antonio Averlino Filarete's Tractat über die Baukunst, nebst seinen Büchern von der Zeichenkunst und den Bauten der Medici. Wien 1890
- On the bright side of life. Zeitgenössische Britische Fotografie. Hg. Neue Gesellschaft für Bildende Kunst (NGBK) Berlin/ Kunstverein Ludwigshafen am Rhein, Ausstellungskatalog, 1997
- Paillochet, Claire: Drunter & Drüber, Eine leicht ausgeflippte Geschichte der Reizwäsche. Zürich [o.J.]
- Palladio, Andrea: Die vier Bücher zur Architektur. Nach der Ausgabe Venedig 1570. Aus dem Italienischen übertragen und hg. von Andreas Beyer und Ulrich Schütte, 3., überarb. Aufl., Zürich/ München 1988
- Palmer, Roy: Auch das WC hat seine Geschichte. (engl. Orig.-Ausg.: The Water Closet, a New History. Newton Abbot: David & Charles, 1973) München 1977
- Panati, Charles: Universalgeschichte der ganz gewöhnlichen Dinge. Dt. Fassung von Udo Rennert und Doris Mendlewitsch, Frankfurt a.M. 1994
- Paris l'architecture de l'eau. Hg. Pavillon de l'Arsenal, les mini PA no. 1, Ausstellungskatalog, Paris 1994
- Paris souterrain. Paris secret. Paris [o.J.]
- Penner, Barbara: A World of Unmentionable Suffering. Women's Public Conveniences in Victorian London. In: Journal of Design History, Vol. 14, No. 1, S.35 - 51
- Perriand, Charlotte: hygiène. In: Techniques et Architecture Nr. 9 - 10, 1950, Sonderteil l'art d'habiter, S. 47 - 52
- Perriand, Charlotte: Un art de vivre. Hg. Musée des Arts Decoratifs, Ausstellungskatalog, Paris 1985
- Perriand, Charlotte: Une vie de création. Paris 1998
- Pfeiler, Anke/ Bauer, Nicole: Nutzerverhalten auf öffentlichen Toiletten. [Masch.-schr.] Studienprojekt, Fachbereich Gestaltung (05), Fh Wiesbaden, WS 1996/ 97
- Pieper, Werner: Das Scheiss Buch, Entstehung, Nutzung, Entsorgung menschlicher Fäkalien. Löhrbach 1987
- Plumbing. Sounding modern architecture. Hg. Nadir Lahiji und Daniel S. Friedman, New York 1997
- Ponti, Lisa Licitra: Gio Ponti. The Complete Work 1923 – 1978. London 1990
- Prinz, Phyllis: private moments in public places. Photography Stephanie Saia. Sagaponack (NY.) 1979
- Probert, Christina: Lingerie in Vogue since 1910. New York 1981
- Pudney, John: The smallest room. (engl. Orig.-Ausg.: 1954) Gloucester: Alan Sutton Publ., 1984
- Raulff, Ulrich: Chemie des Ekels und Genusses. In: Dietmar Kamper und Christoph Wulf: Die Wiederkehr des Körpers, Frankfurt a.M. 1982, S. 241 - 258

- Rayon Lingerie, Un siècle de publicité. Bibliothèque Forney (Paris)/ Syros Alternatives, [o.J.]
- Reulecke, Jürgen: Geschichte der Urbanisierung in Deutschland. Neue Historische Bibliothek, Hg. Hans-Ulrich Wehler, Frankfurt a.M. 1985
- Reuter, Daniela/ Ruprecht, Uwe/ Schulze, Micha: Pissoir. Wohin heute? Mit einer Portraitreihe von Rainer Wohlfahrt. Archive des Alltags, Heft Nr. 3, Dortmund: schack, 1995
- Reyburn, Wallace: Flushed with Pride. The Story of Thomas Crapper. (engl. Orig.-Ausg.: 1969) London 1998
- Rodenstein, Marianne: „Mehr Licht, mehr Luft“, Gesundheitskonzepte im Städtebau seit 1750. (Zugl.: Habil.-Schr., Techn. Univ. Berlin, 1988) Frankfurt a.M./ New York 1988
- Röck, Sabine: Berliner Außenraumleuchten. Eine Geschichte der öffentlichen Beleuchtung Berlins von 1826 bis 1989 mit historischen, stadtgestalterischem und sozialem Schwerpunkt. [Diss.] Hochschule der Künste Berlin, Berlin 2002
- Routh, J.: The Better John Guide – Where to Go in New York. New York 1966
- Routh, J.: The Good Loo Guide – Where to Go in London. London 1968
- Routh, J.: The Guide Porcelaine – The Loos of Paris. London 1966
- Rudofsky, Bernard: now I lay me down to eat. Notes and Footnotes on the Lost Art of Living. New York 1980
- Rudofsky, Bernard: Sparta/Sybaris. Hg. Österreichisches Museum für angewandte Kunst Wien, Ausstellungskatalog, Salzburg/ Wien 1987
- Rudofsky, Bernard: Strassen für Menschen. (am. Orig.-Ausg.: Streets for People. New York 1969), Salzburg/ Wien 1995
- Rudofsky, Bernard: The Unfashionable Human Body. New York 1971
- Rüegg, Arthur: Le charme discret des objets indiscrets. Bemerkungen zu den offenen Badezimmer von Le Corbusier. In: archithese I-85, S. 41 - 45
- Rüegg, Arthur: Der Pavillon de l'Esprit Nouveau als Musée imaginaire. In: L'Esprit Nouveau, Le Corbusier und die Industrie 1920 – 1925, S. 134 - 143
- Rüegg, Arthur: Vom Interieur zum Equipement. Ausstellungsbeiträge von Le Corbusier 1925 – 1935. In: archithese I - 83, S. 9 - 15
- Rukschcio, Burkhard/ Schachel, Roland: Adolf Loos, Leben und Werk. Salzburg/ Wien 1982
- Runge, Martin: Einfälle statt Abfälle. München 1990
- Ruotolo, Renato: Hygiene und Ornament, Schamhafte Heimlichkeit. In: Casa Vogue Antiques Nr. 11, Wien 1991
- Saint-Laurent, Cécil: Drunter. Eine Kultur- und Phantasie-Geschichte der weiblichen Dessous. Wien 1988
- Salbach, B.: Die Wasserleitung in ihrem Bau und ihrer Verwendung in Wohngebäuden, zu Wasch-, Bade- und Closet und Feuerinrichtungen, zur Gartenbewässerung und zu Springbrunnen. 2. Aufl., Halle 1876
- Sbriglio, Jacques: Le Corbusier - La Villa Savoye, The Villa Savoye. Basel/ Boston/ Berlin 1999
- Schaeffer-Hegel, Barbara/ Strate, Ulrike: Zwischen Zorn und Zärtlichkeit: Zur Besonderheit weiblicher Toilettenkommunikation. Ein Vergleich. In: Müller, 1985, S. 55 - 74
- Schidrowitz, Leo (Hg.): Sittengeschichte des Intimen. Bett, Korsett, Hemd, Hose, Bad, Abtritt. Wien/ Leipzig: Verl. für Kulturforschung, [o.J./ ~1926]
- Schirmer, Wulf: Eine Gruppe von Pavillons. Berliner Entwürfe des 19. Jahrhunderts. [Masch.-schr.] Festschrift [o.J.]
- Schlör, Joachim: Nachts in der großen Stadt. Paris · Berlin · London 1840 – 1930. München/ Zürich 1991
- Schmutz und Sauberkeit. Wasser. Museum für Gestaltung Basel, Konzept: Matthias Götz und Bruno Haldner, Ausstellungskatalog, Basel/ Muttentz 1992
- Schneider, Friederike (Hg.): Grundrißatlas Wohnungsbau. 2. erw. Aufl., Basel/ Boston/ Berlin 1997
- Schwarz, Arturo: Marcel Duchamp. Luzern/ Freudenstadt/ Wien 1974

- Schwerma, Klaus: Stehpinkeln. Die letzte Bastion der Männlichkeit? Identität und Macht in einer männlichen Alltagshandlung. Bielefeld 2000
- Sennett, Richard: Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität. (am. Orig.-Ausg.: The Fall of Public Man. New York 1974) Frankfurt a.M. 1983, 1986
- Sich kleiden. Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, Neue Folge 25, Marburg 1989
- Siegl, Norbert: Kommunikation am Klo. Graffiti von Frauen und Männern. Wien 1993
- Simmel, Georg: Zur Psychologie der Scham (1901). In: ders., Schriften zur Soziologie. Hg. Heinz-Jürgen Dahme und Otthein Rammstadt. Frankfurt a.M. 1983, S. 140-150
- Simson, John v.: Kanalisation und Städthygiene im 19. Jahrhundert. Technikgeschichte in Einzeldarstellungen, Nr. 39, Düsseldorf 1983
- Shaker: the art of craftsmanship: the Mount Lebanon collection. Timothy D. Rieman with an essay by Susan L. Buck. Ausstellungskatalog, Art Services International, Alexandria (USA). Ausstellung u.a. im Barbican Centre, London 1998
- Snow, A./ Hopewell, G.: Planning your bathroom. Design Centre Book, London 1976
- Spitthöver, Maria: Frauen in städtischen Freiräumen. (Zugl.: Habil.-Schr., Univ. Oldenburg, 1988), Köln 1989
- Philippe Starck. Olivier Boissière (Text)/ Matthias Wolf (dt. Übers.), Köln 1991
- Stattbuch, energisch leben. Berlin 1983
- Steele, Valerie: Fetisch. Mode, Sex und Macht. (am. Orig.-Ausg.: Fetish. New York 1996) Berlin 1996
- Stöbe, Sylvia: Privatheit – Privater Raum? Über den Wandel vom psychischen zum räumlichen Rückzug und seine Auswirkungen auf die Grundrißgestaltung der Wohnung. (Diss., Univ. GH Kassel, 1989), Hg. Fachbereich 12/ Architektur, Univ. GH Kassel, Schriftenreihe Heft 20, 1990
- Stolz, Susanna: Die Handwerke des Körpers. Bader, Babier, Perückenmacher. Folge und Ausdruck historischen Körperverständnisses. Marburg 1992
- Stoner, Carol Hopinger: Good-bye to the Flush Toilet. USA [o.O.] 1977
- Straßenmöbel in Berlin. Hg. Senator für Bau- und Wohnungswesen Berlin, Texte: Hans-Werner Klünner und Gerhard Ullmann, Ausstellungskatalog, Berlin 1983
- Tanizaki Jun'ichiro: Lob des Schattens, Entwurf einer japanischen Ästhetik. Zürich 1987
- Thézy, Marie de (Hg.): Marville Paris. [Paris?] 1994
- Thiel, Erika: Geschichte des Kostüms. Die europäische Mode von den Anfängen bis zur Gegenwart. Lizenzausg., Frankfurt a.M. 1997
- Thomas, Carmen: Ein ganz besonderer Saft – Urin. (Erstausg.: 1993), 11. Aufl., Köln 1994
- Unno, Hiroshi/ Niimi, Ryu/ Lischka, Fritz: History of European Toilets. Photographien von Eiji Ina. Japan: INAX [o.J./ 1990?]
- Urinal für Frauen. Schlussbericht zu Forschungsprojekt an der Fh Gelsenkirchen, Projektleitung: M.Demiriz, unter Mitwirkung von Bettina Möllring (HdK Berlin) und Tanja Schürmann (Fh Gelsenkirchen), 1998
- Urinale. Eine fotografische Recherche von O.W. Himmel. Dortmund 1997
- Urinieren ohne Ruinieren. In: Bauwelt, 39/ 1994, Die Letzte Seite, S. 2218
- Usemann, Klaus W.: Lönholdt's Patent-Feuer-Closett. Kuriositäten und Anekdoten früherer Haustechnik. Düsseldorf 1980
- Verordnung über Arbeitsstätten (ArbStättV) vom 20. März 1975. Bearbeitet von Günter Ast, 14. Aufl., Köln/ Stuttgart/ Berlin 1997
- Vetten, Horst: ... über das Klo. Ein Thema, auf das jeder täglich kommt. Ungekürzte Lizenzausg., Frankfurt a.M./ Berlin/ Wien 1983
- Vigarello, Georges: Wasser und Seife, Puder und Parfüm. Geschichte der Körperhygiene seit dem Mittelalter. (frz. Orig.-Ausg.: Le propre et le sale. Paris 1985) Frankfurt a.M./ New York 1988
- Vinken, Barbara: Mode nach der Mode. Kleid und Geist am Ende des 20. Jhs. Frankfurt a.M. 1993

- Vogler, Jon: Work from Waste. Recycling Wastes to Create Employment. London 1981
- Vom kleinen Maulwurf, der wissen wollte, wer ihm auf den Kopf gemacht hat. Werner Holzwarth und Wolf Erlbruch, 14. Aufl., Wuppertal 1994
- Von der Vielfalt der Keramik. Festschrift 100 Jahre Keramik Laufen. AG für Keramische Industrie/ Schweiz und Tonwarenfabrik Laufen AG/ Schweiz, 1992
- Waugh, Norah: The Cut of Men's Clothes, 1600 – 1900. London 1964
- Weis, F.J.: Klosett und Urinalanlagen. Stuttgart 1961
- Weissberg, Liliane (Hg.): Weiblichkeit als Maskerade. Frankfurt a.M. 1994
- Wendl, Martin: Urgroßmutter's Leib- und Küchenwäsche. Lizenzausg., Köln 1985
- Weyl, Theodor: Die Assanierung der Städte in Einzeldarstellungen, 1. Bd., Heft 1: Die Assanierung von Paris. Hg. im Verein mit Hygienikern und Ingenieuren des In- und Auslandes von Th. Weyl, Leipzig 1900
- Wilderotter, Hans (Hg.): Das große Sterben. Seuchen machen Geschichte. Mitarb. von Michael Dormmann, Deutsches Hygiene-Museum Dresden, Ausstellungskatalog, Berlin 1995
- Hannah Wilke 1940 – 1993. Unterbrochene Karrieren. Hg. Neue Gesellschaft für Bildende Kunst (NGBK) Berlin, Ausstellungskatalog, Berlin 2000
- Willms, Johannes: Paris. Hauptstadt Europas 1789-1914. München 1988
- Wolf, Erich-Rudolf: Ein WC für den öffentlichen Bereich. Gestaltung einer für beide Geschlechter gleichermaßen nutzbaren öffentlichen Toilette. [Masch.-schr.] Diplomarbeit, Bergische Univ. GH Wuppertal, Fachbereich 5/ Industrial Design, 1994
- Wolter, Gundula: Die Verpackung des männlichen Geschlechts. Eine illustrierte Kulturgeschichte der Hose. Marburg 1988
- Wolter, Gundula: Hosen, weiblich. Kulturgeschichte der Frauenhose. Marburg 1994
- Wright, Lawrence: Clean and Decent, The Fascinating History of the Bathroom & the Water Closet and of sundry Habits, Fashions & Accessories of the Toilet principally in Great Britain, France & America. (engl. Erstaug.: London 1960), 4. Aufl., London 1963
- 100 Jahre Berliner Wasserwerke. Berlin [DDR] 1956

Zeitschriften:

- archithese, Zeitschrift und Schriftenreihe für Architektur und Kunst, Niederteufen (Schweiz)
Heft I - 83: Einrichtungen/ Aménagement. 13. Jg., Jan./ Feb. 1983
Heft I - 85: Sauberkeit + Hygiene. 15. Jg., Jan./ Feb. 1985
- AXIS, jap. Designzeitschrift, Heft Nr. 49, Herbst 1993, S. 20
- baukunst und werkform, Jahrgang IX, 9. Heft, 1957
- Bauwelt
80. Jg., Heft Nr. 11, 10. März 1989: Kehrseite.
85. Jg., Heft Nr. 39, 14. Okt. 1994: Büromilieus.
- Casa Vogue Antiques, Nr. 11, Wien 1991
- Colors
Nr. 7: „AIDS“, o.J., S. 34: Man kriegt kein AIDS von der Klobrille
Nr. 9: „Shopping“, Dec. 94 – Feb. 95, S. 108f.: Rohstoff
Nr. 10: „Sports!“, März – Mai 95, S. 7: Weltmeisterschaft in Toilettenschleudern
Nr. 11: „Travel Special“, Jun. – Aug. 95, S. 59: Scheißmuseum
Nr. 11: dies., S. 122f.: Souvenirs
Nr. 15: o.T., o.J., S. 70 - 75: Der Reichtum der Völker. Die Intim-Pflege läßt oft auf dessen Wohlstand schließen
Nr. 18: „Shopping for the Body“, Dec. 96 – Feb. 97, S. 10: Katheder
Nr. 18: dies., S. 71: Uriniertrichter
- Die alte Stadt. Zeitschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie und Denkmalspflege, 14. Jg, Nr. 1/87
- design report Nr. 4/ 1996, S. 37 ff.: Großer Bahnhof für die Kunden.
- domus, Nr. 408, November 1963
- Fachschriftenreihe des Amtes „Schönheit der Arbeit“: Abortanlagen in gewerblichen Betrieben. Leipzig 1937
- Greenpeace Magazin, Heft III31992
- INA booklet, Vol. 4, Nr. 1 Gallery (japanische Publikation)
- l'architecture d'aujourd'hui, Nr. 303, Feb. 1996
- Möbel Raum Design Nr. 3/ 95, 17. Jg., Dez./ Jan. 95/ 96, S. 20: Des Kaisers neuer Thron
- Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Band XLVI/ 95, Wien 1992
- Sanitär- und Heizungstechnik, Nr. 10, 1996
- Techniques et Architecture Nr. 9 - 10, 1950
- TextilWirtschaft
Nr. 23, Jg. 53, 04.06.1998, S.43 - 68: men's underwear.
Nr. 31, Jg. 53, 30.07.1998, S.53 - 114: BodyFashion.
Nr. 31, dies., S.116 - 124: Männer Wäsche.
Nr. 49, Jg. 53, 03.12.1998, S.41 - 87: Women's Underwear.
- The Architectural Review. No. 1079, Januar 1987
- The Japan Architect, Vol. 30, Tokyo 1998: Shigeru Ban
- Zeitschrift für Volkskunde 1988, Jg. 84, Sonderdruck aus Zeitschrift für Volkskunde, 11/ 1980

www-Adressen:

- www.restrooms.org
- www.travelmateinfo.com
- www.freshette.com
- www.pippilissi.de
- www.klomoda.de (Urinella)
- http://free.prohosting.com/~toliro/albures/intro/meaparad.htm (Piss Liberacion)
- www.mobiltoi.de
- www.polyjohn.com (portable restrooms)
- www.novaquatis.eawag.ch (NoMix-Toilette, Trennung von Urin und Fäkalien)
- www.dixi-wc.de
- www.wall.de
- www.decaux.com
- www.sitandwatch.de
- www.toilettenspruch.de
- www.klo-abo.de
- www.klotest.de (Stadt Mittweida u.a. deutsche Städte)
- http://zeus.slais.ucl.ac.uk/toilets/index.htm (toilets in Central London)
- www.japan-guide.com/d/d2003.html (japanische Toiletten)
- www.nyc-guide.de/themen/toilette.html (Toiletten in New York)
- www.angelfire.com/ny/NYCtoilets/
- www.boston-online.com/restrooms.html (Toiletten in Boston)
- www.worldtoilet.org (world toilet association)
- www.restroom-assn.com (washroom association of Singapore)
- www.marmot.com
- www.globetrotter.de

tabellarischer Lebenslauf:

	Bettina Möllring
15. Juli 1963	in Peine (Niedersachsen) geboren Eltern: Friedlinde (Li) Möllring, geb. Karle und Friedrich (Fred) Möllring
1969 – 1973	Grundschule (Stuttgart)
1973 – 1982	Friedrich–Eugen–Gymnasium (Stuttgart)
1982	Abitur
1982 – 1983	WS 82/83 und SS 83 Studium an der Universität Stuttgart Germanistik
1983 – 1984	WS 83/84 und SS 84 Studium an der Freien Universität Berlin Germanistik/ Theaterwissenschaft/ Kunstgeschichte
1984 – 1990	Studium an der Hochschule der Künste Berlin Fachbereich Industrial Design 1987: Erste Abschlussprüfung (Industrial Designer HdK) 1990: Zweite Abschlussprüfung/ Diplom (Dipl. Des.)
1988 – 1989 und 1990 – 1991	Postgraduiertenstudium am Royal College of Art (London) Industrial Design Department Stipendium des Deutschen Akademischen Austauschdienstes Stipendium des Luftbrückengedenkfonds
1991	Abschluss zum Master of Design (MDes RCA)
1991	Heirat
1991	Geburt der Tochter Anna
1992 – 1996	Lehrbeauftragte an der Hochschule der Künste Berlin Fachbereich Design und Fachbereich Architektur
seit 1993	Mitglied im Monopol Designteam
seit 1996	Mitarbeit im VDI–Ausschuss 6000 Entwicklung von Richtlinien für die Ausstattung sanitärer Räume
1996 – 2001	wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Hochschule der Künste Fakultät Gestaltung, Studiengang Design
1996 – 1998	Forschungsprojekt „Urinal für Frauen“ in Zusammenarbeit mit der Fachhochschule Gelsenkirchen gefördert vom Bundesministerium für Bildung und Forschung Entwicklung und Erprobung eines Frauenurinals für den öffentlichen Bereich
1997 – 1998	Gastprofessur für Designtheorie Universität Gesamthochschule Essen Fachbereich Gestaltung und Kunsterziehung
2001 – 2002	Gostdozentur in Singapur, Nanyang Polytechnic, School of Design, Industrial Design Centre

Danksagung

Ich danke allen, die mich bei meiner Arbeit begleitet und unterstützt haben.

Besonderer Dank geht dabei an Prof. Dr. Katrin Pallowski und Prof. Dr.-Ing. Kerstin Dörhöfer für ihre Betreuung und Unterstützung, und an Prof. Hans (Nick) Roericht.

Für ihre Diskussions- und Lesebereitschaft und zahlreiche Hinweise danke ich: Martin Rissler, den Teilnehmerinnen und dem Teilnehmer 'meines' Doktorandenkolloquiums an der HdK/ UdK Berlin, meinen ehemaligen Kolleginnen an der HdK Berlin, Holger Kotsch von der Bibliothek des Studiengangs Design, Berit Burmester, Christina Peters, Fred & Li Möllring und Maren Witthoeft.

Für ihre Hilfe danke ich auch:

Fritz Lischka und Ernst Riedler vom Kleinen Sanitärmuseum in Gmunden, den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Fondation Le Corbusier in Paris, des Stadtarchivs in München und des Stadtarchivs in Ludwigsburg, Herrn Füllgraf, der das Archiv der Berliner Stadtreinigung (BSR) betreut, und Saskia Hoffmann.

Außerdem danke ich Anna Möllring für ihre ausdauernde Geduld.

Bettina Möllring, Juli 2003